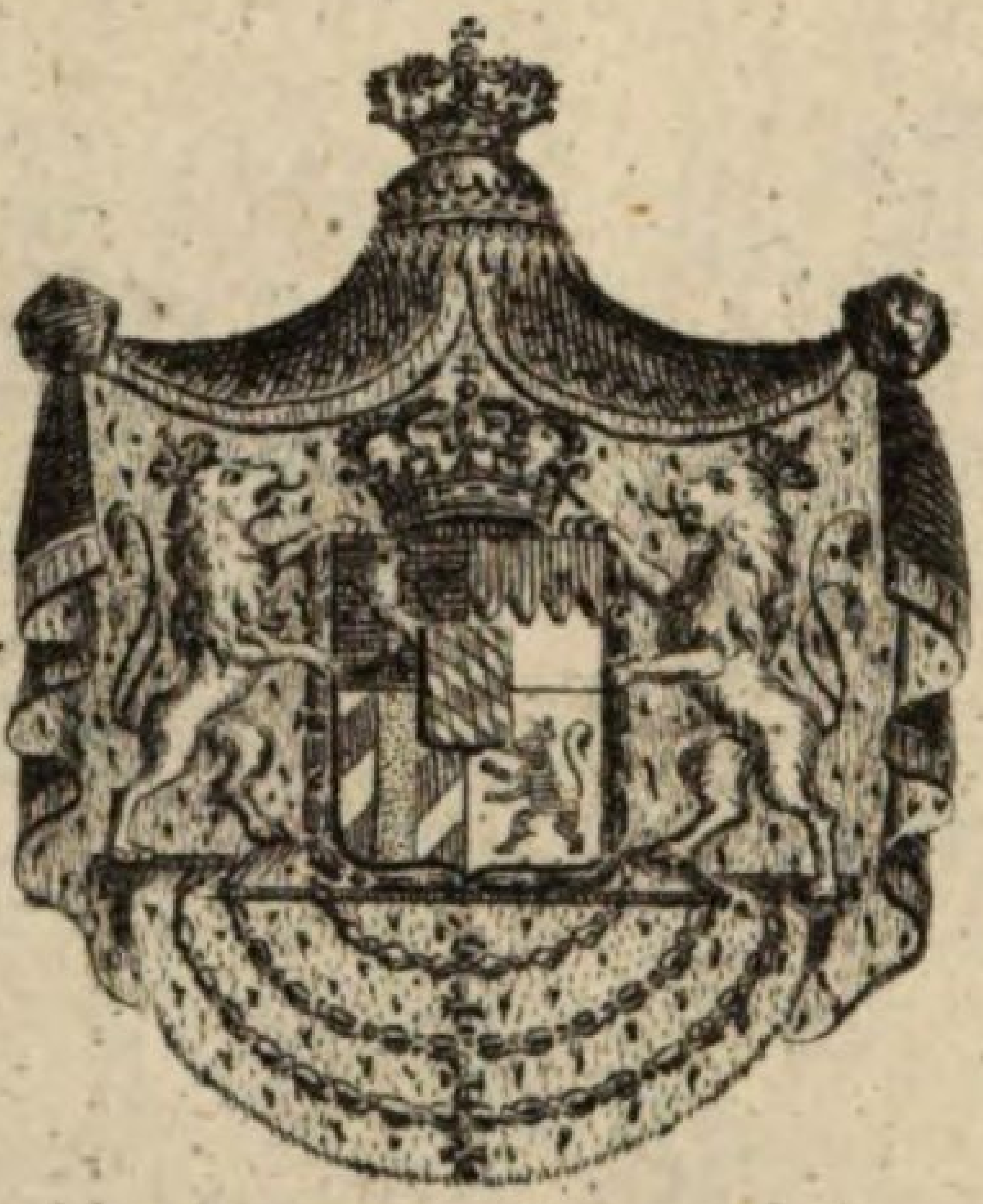
Germ. g. 164n -1
Gottschalk

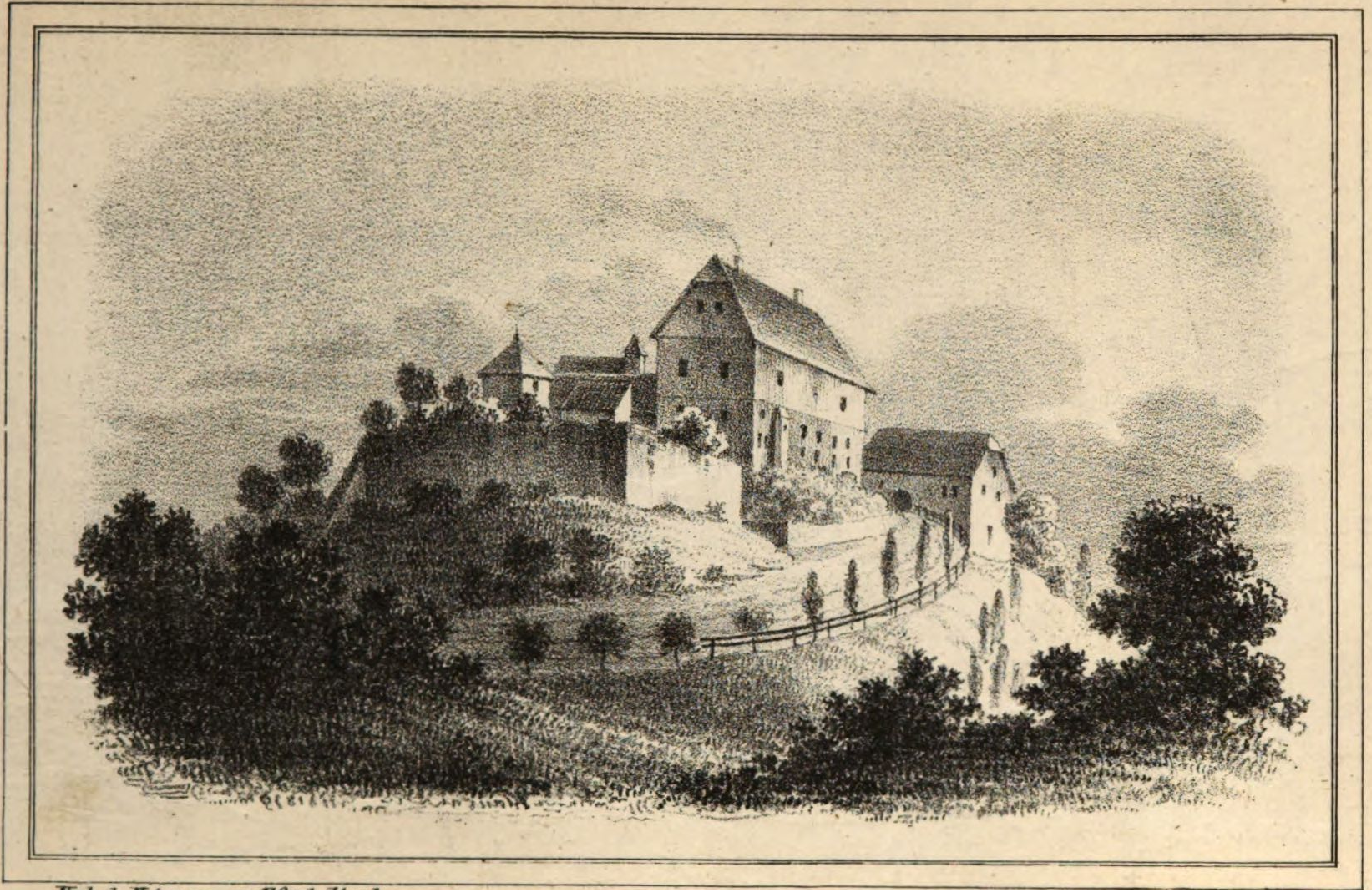


BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36614198580016

<36614198580016

Bayer. Staatsbibliothek



Nach d. Natur gez. v. Alfred Yark

Lith. u. gedr. i. Inst. v: C. Pohlmann i. Magdbg.

Wetterburg

# Die Ritterburgen Deutschlands

von

**Friedrich Gottschalck**

Erster Band

Mit einer Abbildung der Ruine Wetterburg

MAGDEBURG
bei Wilhelm Heinrichshofen
1840.

C. Pohlmann in Magdeb.

54. D.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# Vorwort.

Als ich im Jahre 1809 den ersten Band meiner „Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands“ hervortreten liess, konnte ich nicht erwarten, dass diese Darstellungen aus der Geschichte der Burgen des Mittelalters, durchflochten mit verwandten Sagen und Mährchen, die freundliche Aufnahme finden würden, die ihnen zu Theil wurde. Ermuntert hierdurch zur Fortsetzung des begonnenen Unternehmens, und unterstützt dabei von Freunden desselben, liess ich mehr Bände folgen. Sie hatten das Glück, eines fortdauernden Beifalles sich zu erfreuen, so, dass im Jahre 1835 ein neunter Band erscheinen konnte, und von den frühern einige die zweite und dritte Ausgabe erlebten. Der mit jedem Bande steigende Preis des Werkes mochte aber wohl dem frühern Absatze desselben hindernd entgegen treten, daher die Verlagshandlung seine weitere Fortsetzung ablehnte, und so schloss ich mit dem neunten Bande diese Sammlung.

Irre ich nicht, so dürfte wohl die Neigung für solche historisch=romantische Bilder der alten Sitze ritterlicher Geschlechter noch nicht erkaltet sein. Ich versuche es daher, unter etwas veränderter Ueberschrift, einen neuen Salon, ausgeschmückt mit Gemälden alter Burgen, durch diesen ersten Band zu eröffnen, und lade hiermit alte wie neue Freunde des Unternehmens, einzutreten in dieses Salons erste Abtheilung. Sprechen sie die darin ausgestellten Bilder an, nicken sie dem Pförtner Beifall darüber zu, und bieten sie ihm vielleicht eigene Arbeiten zur Ausstellung darin dar, so wird dieser gern die Flügelthüren einer zweiten Abtheilung öffnen und bemüht sein, den einsprechenden Gästen neue, auf tiefe geschichtliche Forschung keine Ansprüche machende, mehr der Unterhaltung gewidmete leichte Gebilde aufzustellen.

Dresden, am 12ten Dezember 1839.

Friedrich Gottschalck,
Hofrath.

# Inhalt des ersten Bandes.

Seite

**Alt-Windeck** und **Neu-Windeck** im Großherzogthum Baden....... 1
**Wetterburg** bei Arolsen im Fürstenthum Waldeck....................... 21
(vom Herrn Baukondukteur Park in Arolsen.)
**Tharand** bei Dresden im Königreiche Sachsen.......................... 33
**Hohenlandsberg** und **Frankenberg** im Königreiche Bayern........ 55
(von unbekannter Hand eingesendet.)
**Waldstein** auf dem Fichtelgebirge, im Kreise Oberfranken des Königreichs Bayern.......................................... 67
(vom Herrn Bürgermeister Zapf in Münchberg.)
**Jarthausen** an der Jaxt im Königreiche Würtemberg..............., 99
(von Herrn Carl Jäger, Pfarrer in Bürg bei Heilbronn.)
**Asseburg** bei Wolfenbüttel im Herzogthum Braunschweig .............. 129
**Eisenberg** bei Corbach im Fürstenthum Waldeck......................... 155
(vom Herrn Baukondukteur Park in Arolsen.)
**Hohenstein** bei Coburg im Herzogthum Sachsen-Coburg-Gotha...... 169
(vom Herrn Justizamtmann Appunn in Neustadt im Coburg'schen.)
**Gösting** bei Grätz im Oestreich'schen Herzogthum Steyermark.......... 179

Seite

**Lichtel, Bachenstein** und **Döttingen** im Königreich Würtemberg.. 201
(von unbekannter Hand eingesendet.)

**Liebenstein** am Neckar im Königreich Würtemberg.................... 213
(von Herrn **Carl Jäger**, Pfarrer in Bürg bei Heilbronn.)

**Ebernburg** und **Landstuhl**, Sickingens Burgen, im Rheinkreise des Königreichs Bayern.................................... 243

**Klingenfels** und **Bellberg** bei Hall im Königreich Würtemberg..... 295
(von unbekannter Hand eingesendet.)

**Die Burg bei Stadthagen** im Fürstenthum Schaumburg-Lippe.... 309
(vom Herrn Baukonducteur **Park** in Arolsen.)

**Druck:**
**Hänel'sche Hofbuchdruckerei in Magdeburg.**

# Alt-Windeck und Neu-Windeck

im

# Grofsherzogthum Baden.

Windeck! von sonnigen Strahlen umglänzt,
Prangend von Eichen und Tannen bekränzt,
Schau'st so keck von dem Berge hernieder!
Auf! durch des Waldes sich wölbende Gänge,
Schattenumflossen,
Frohe Genossen
Auf! zu dem winkenden Schlößlein hinan.

E. Stöber.

# Windeck.

Der Windeck Thürme schauen
So ernst vom Berg herab,
Die Ritter und die Frauen
Deckt Alle nun das Grab.
Das Schwerdt, das hier geklungen,
Es rostet lange schon,
Was Sänger hier gesungen,
Auf immer ist's entfloh'n.

A. Schreiber.

---

Im Lande Baden, das mit so reichlichem Burgenschmuck aus den Zeiten des von der Jetztwelt so hoch gepriesenen Mittelalters noch immer prangt; wo auf Bergen und Höhen Trümmern einer ritterlichen Vorwelt, Trümmern von Stammsitzen längst in das weite Grab der Zeiten gesenkter Geschlechter, wie große Leichensteine sich noch erheben, da liegen auch die Reste der beiden Burgen Alt- und Neuwindeck.

Ueber dem romantischen Thale, in welchem die Heilquellen der Hub hervorrauschen, vier Stunden von Baden, nicht fern von Bühl am Badenschen Theile der Bergstraße, ragen die zwei großen gewaltigen Thürme von Alt-Windeck hervor, umgeben von zerfallenen Mauern.

Freunde des Alterthums und der Geselligkeit in Bühl und der Umgegend stifteten im Jahr 1811 einen Verein, unter dem Namen: „Burgmauer", und wählten Alt-Windeck zu ihrem Sammelplatze. In den einen jener beiden Thürme ließen sie einen Eingang brechen, und eine Treppe zu der auf einem Gewölbe ruhenden Zinne anlegen, sowie in des Thurmes Weite einen Saal, welcher mit dem Wappen der Dynasten von Windeck und des Hauses Baden, wie mit Sinnbildern des alten Ritterthums und mit Glasmalereien geschmückt wurde. Zugleich ward eine erhabene oder vorspringende Stelle um die Burg aufgemauert, mit Geländer versehen, und zwischen beide Thürme, da, wo sich dem Auge die schönste Aussicht darbietet, ein geräumiger Ruhepunkt angelegt. Großes Verdienst erwarb sich die Gesellschaft durch diese Einrichtungen um die Erhaltung der schönen Ruine, und lange Dauer ist ihrem Wirken zu wünschen.

Die Umsicht von Windecks hohem Thurme ist reich und ausgebreitet. Man überblickt einen großen Theil des schönen fruchtbaren Rheinthales bis hin zu den Vogesen. Besonders klar tritt das sieben Stunden weit entfernte Straßburg mit seinem schlanken Münster hervor. Die Rückseite des Berges ist mit Tannen bewachsen, der südliche Abhang mit Reben bepflanzt, und neben den Ruinen ist des Winzers Haus und das eines Försters.

Wer Windeck erbauete und wann dieß geschah, weiß man eben so wenig, als wie es in den Besitz der Windecker kam. Ueberhaupt sind es nur Bruchstücke, welche

aus der Geschichte dieses Geschlechts uns übrig blieben. Aus diesen ergiebt sich aber, daß es an Besitzungen reich und mächtig war. Bis in das benachbarte Elsaß hinein erstreckte sich sein Eigenthum und der Burgen hatte es mehrere. Daher kam es auch, daß ihm schon im zwölften Jahrhunderte die Schutzgerechtigkeit über die damals reiche Abtei Schwarzach zustand, und kommen Berthold und Albert von Windeck bereits im Jahre 1224 als Schutzherren derselben vor.

Weiterhin erbaueten Otto von Eberstein und Reinbold von Windeck im Jahre 1270 die Wallfahrtskirche zu der Linde bei Ottweiler. Man hörte nämlich himmlische Töne und Gesang heiliger Melodieen in einer alten hohlen Linde. Das Volk versammelte sich um den Stamm, lauschte andächtig und stimmte mit ein. Immer mehr nahm der Andrang zur heiligen Linde zu; Kranke und Sieche, Blinde und Lahme schlichen herbei, und in der Nähe und im Schatten des alten Baumes ward ihnen Genesung und Heilung. Da drang die Kunde von der Wunderthätigkeit des Baumes auch zu den Ohren Reinbolds. In Vereinigung mit seinem Freunde Otto von Eberstein veranstaltete er zu ihm eine Prozession, welcher sich aus der ganzen Umgegend das gläubige Volk anschloß. In einem großen Kreise ordnete sich dieses um die Linde, sang und betete in Andacht. Dann traten die ehrwürdigen Priester mit vorgetragenem Kruzifix in den Kreis, neigten sich demüthig vor dem Stamme, aus dessen Innern fort und fort Sphärengesang ausströmte. Jetzt knieeten sie nieder,

hoben die Hände zum Himmel und alles Volk that ebenso. Und einer der Priester erhob seine Stimme gen Himmel und bat: daß der Baum sich öffnen möge und menschlichen Augen vergönnt werde, die heilige Erscheinung zu erblicken, die seine Rinde umschließe. Und der Baumstamm borst auseinander, und drinnen stand auf güldenem Altare das Bild der Mutter-Gottes, laut singend himmlische Melodieen. Da ward es von den ehrwürdigen Vätern heraus genommen, singend und betend, vom Volk begleitet, nach dem nächsten Kirchlein getragen, und da einstweilen aufgestellt, bis der fromme Reinbold von Windeck mit Otto von Eberstein dicht neben der Wunderlinde eine Wallfahrtskirche erbauet hatten, in welcher es unter großer Feierlichkeit auf dem Hochaltare seinen Platz erhielt. Seitdem nahm diese Kirche, „Zu der Linde" genannt, Jahrhunderte hindurch viele tausend gläubige Seelen auf, sie erquickend mit andächtigem Genuß.

Aus der Geschichte der Windecker ist uns ferner bekannt, daß im Jahre 1309 Eberlin von Windeck dem Markgrafen Rudolph III. die Stadt Stollhofen, nebst den Dörfern Söllingen und Hügelsheim, verkaufte.

Kräftig wie die Natur, in welcher dieß Geschlecht lebte, war es auch vielfach in die Begebenheiten seiner rauhen Zeit verwebt. So wurde Bruno von Windeck als Schiedsrichter erwählt in dem Streite, den Markgraf Rudolph mit der Stadt Straßburg wegen der Zollfreiheit und Schifffahrt auf dem Rheine hatte. In ernste Fehde aber gerieth Reinhard von Windeck 1370 mit den Straßbur-

gern. Der Bischofsstuhl von Straßburg war erledigt. Zwei gleich Mächtige begehrten den Stuhl, der Domprobst und der Dechant. Ersterer war Hanemann von Kyrburg, Letzterer Johann von Ochsenstein. Jener verband sich mit seinen Brüdern, den Grafen von Kyrburg, mit Reinhard von Windeck und vielen Anderen. Man verabredete, den Nebenbuhler in der Mitte seiner zahlreichen Diener in seinem Hofe in der Stadt Straßburg aufzuheben und fortzuschaffen. Auf ein verabredetes Zeichen, das ihnen die Wachglocke gab, drangen die Verwegenen in den Hof. Einer davon rief den Ochsensteiner, unter dem Vorwande, ihm ein geheimes Schreiben übergeben zu wollen, heraus. Kaum trat dieser aus der Thür, so fiel die Rotte über ihn her, stopfte ihm den Mund zu, trug ihn durch Seitenstraßen bis an die Ill, wo er in einen bereit gehaltenen Kahn geworfen und dem Rheine zugefahren ward. Ochsensteins Diener und Knechte sammelten sich währenddem zur Verfolgung der Räuber und die Oberen der Stadt leisteten Hülfe dabei. Die Stadt ward durchsucht, die Umgegend nicht minder; aber umsonst, man kam ihnen nicht auf die Spur. Erst am dritten Tage ging sichere Kunde beim Rathe ein, der nun auch den Domprobst von Kyrburg gefänglich einzog, darauf aber sogleich die benachbarten weltlichen, wie geistlichen Fürsten und auch die Städte von dem Vorgefallenen unterrichtete. Das Capitel, das unter solchen Umständen nicht wagen mochte, ein neues Oberhaupt sich zu wählen, da es seiner wichtigsten Mitglieder beraubt war, brachte die Sache zur Entschei-

dung vor den Kaiser und den Papst. Die Bürger Straßburgs zogen indessen aus und hin vor die Burg Windeck, um den Reinhard von Windeck, den Genossen Kyrburgs, wegen seiner Theilnahme an dem Streite zu züchtigen. Vierzehn Tage lagen sie vor der Burg; doch umsonst. Da fanden sich einige mächtige Herren, welche vermitteln wollten; selbst der Kaiser schickte einen gewandten Mann hierzu ab, und nebenbei schleuderte der Papst einen Bannstrahl über die Alpen herüber, welcher alle Theilnehmer an diesen die Kirche so tief kränkenden Begebenheiten zermalmen sollte. Alles aber umsonst und ohne Wirkung. Nun rief der Rath zu Straßburg Bürger und Bundesgenossen zu erneuertem Kampfe gegen die Burg Windeck auf. Um das zahlreiche Heer, das jetzt bei Rossum zu Fuß zusammen kam, über den Rhein setzen zu können, wurde eine Brücke auf Pfählen über diesen Strom erbaut. Und als nun nach vieler Mühe dieser erste Versuch in solcher Art von Bau gerathen war, ging es hinüber und in das Bühler-Thal. Da wurde gesengt und gemeuchelt und verwüstet Alles, was den Windeckern gehörte, das sich Gott hätte erbarmen mögen. Eine Weile sahen das diese mit an; als es aber zu arg einherging, da boten sie, um dem Gräuel der Verwüstung zu steuern, die Hand zum Frieden und die Gefangenen wurden von beiden Seiten frei gegeben.

Derselbe Reinhard von Windeck gehörte auch zum Bunde der Martinsvögel, welche im Jahre 1367 auf An=

stiften der Ritter von Eberstein den Grafen Eberhard von Würtemberg in Wildbad aufzuheben suchten.

Der kriegerische, kühne und wilde Geist jener Zeit lebte auch noch im vierzehnten Jahrhunderte unter den Windeckern. Doch späterhin, als die Begriffe von der Bestimmung des Adels sich änderten, die Rechte des Menschen klarer sich herausbildeten und mehr und mehr anerkannt wurden, wich auch bei dieser Ritterfamilie die Rohheit im Denken und Handeln und in manchem wichtigen Posten sehen wir sie im fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderte.

Im Jahre 1592 erlosch ihr Stamm mit Jakob von Windeck. Er war im Kriegsdienste Herzog Wolfgangs von der Pfalz und blieb in Frankreich.

Haben sich auch aus der Zeit des Lebens und Wirkens wenige Data der reichen Windecker auf uns vererbt, so daß die Geschichte ihres Geschlechts und ihrer Burgen nur dürftig erscheint, so erzählt uns doch die Sage, die Begleiterin der Geschichte, eine Begebenheit, welche hier nicht unerwähnt bleiben darf, wenn ihr auch das Gepräge der Sage nur zu deutlich aufgedrückt ist.

Zur Zeit nämlich, als die Windecker den Straßburger Dechant hier in ihren dicken Thürmen verwahrt hielten, wohnte unten im Wolfshag in ärmlicher Hütte ein altes Mütterchen. Sie kannte viele verborgene Dinge, besonders die geheimen Kräfte der Pflanzen und Wurzeln, daher ihre Nachbarn in der Umgegend sie das kluge Waldweiblein nannten. Selbst die wilden Thiere des finstern Waldes

umher schienen sie zu ehren. Nie fochten sie sie an, noch näherten sie sich dem wie ein verklärtes altes Wesen umher schleichenden Weiblein, dessen ganzer Reichthum einige weiße Hühner waren, die sich durch eine ungewöhnliche Größe auszeichneten und im Walde ihre Nahrung suchten.

Eines Tags saß die Alte vor ihrer Hütte, sich Wurzeln reinigend zum Mittagsbrode. Da kamen zwei wunderschöne Knaben, durch des Waldes Dickigt sich drängend, und traten hin vor die Alte, wie es schien erschöpft und ermattet.

„Grüß euch Gott, Kinder!“ redete sie diese an. „Ihr seht müde aus. Kommt, ich will euch Brod und Früchte zur Erquickung geben.“

Sie brachte Beides herbei und die Knaben setzten sich. Der jüngere, gegen dreizehn Jahr alt, aß munter darauf los, und als die Alte ihn fragte: wie sie hierher in diese Einsamkeit kämen und was sie hier suchten? erwiederte er:

„Wir wollen auf die Burg Windeck, und suchen den Weg dahin.“

Der ältere aber aß nicht, hielt die ihm dargereichten Früchte in der Hand, sah immer ernst und betrübt vor sich hin, und Thränen traten ihm in die Augen. Dieß zu bergen, stand er auf, ging zu einer ganz nahe an der Hütte hervorsprudelnden Quelle und feuchtete mit dem klaren frischen Bergwasser sein Gesicht. Wie die Rose, die der Thau erfrischte, glänzten seine Wangen in blühender Jugendfrische. Das Mütterchen schauete prüfend, aber

wohlgefällig, ihm in die blauen Augen, hob dann den Zeigefinger rechter Hand und sprach, ihm freundlich drohend:

„Du bist gewiß kein Knabe, sondern eine Jungfrau."

Die Knaben schwiegen und sahen scheu zur Erde.

„Na, fuhr jene fort, habt Zutrauen zu mir, Kinder! Sagt, wo eure Eltern wohnen und was ihr auf der Burg Windeck wollt."

Da weinten die Knaben Beide und der ältere sprach:

„Wohl bin ich ein Mägdlein und heiße Imma von Erstein und das da ist mein Bruder. Unser Ohm, der Dechant von Straßburg, hat uns erziehen lassen und immer so väterlich für uns gesorgt. Nun haben sie ihn gefangen genommen und da oben auf die Burg gebracht, und da wollen wir hin, den Burgherrn zu bitten, daß er unsern Wohlthäter frei lasse."

„Bringt ihr das Lösegeld mit?" fragte die Alte.

„Ach nein, erwiederte das Mägdlein; aber ich habe hier ein diamantnes Kreuz — sie zog es aus dem Busen — das will ich dem Windecker Herrn geben und ihn denn auch bitten, uns als Geißeln zu behalten, bis mein Ohm sich gelöst haben wird."

„Ihr guten Kinder, sprach die Alte, nein, das sollt ihr nicht. Ich will den Dechant loskaufen."

„Ihr?" riefen erstaunt die Kinder.

„Ja, ja, ich. Hört! In voriger Nacht habe ich zwei Kundschafter, welche die Straßburger ausgeschickt, belauert. Sie schlichen um die Burg herum, und aus ihren Reden unter sich konnte ich vernehmen, daß sie die schwächste

Stelle der Burg erforschten, weil die Straßburger ehestens anrücken wollen und die Burg zu nehmen gedenken. Sie hatten auch richtig diese Stelle aufgefunden, die dort am Tannenwalde ist, wo das steinerne Kreuz steht. Ich will euch nun bis vor das Burgthor bringen; ihr geht hinein in die Burg zum Ritter Reinhard, und sagt ihm, er solle eiligst, heute noch, an jener Stelle einen tiefen Graben aufwerfen lassen, denn die Feinde kämen gewiß in nächster Nacht schon."

Da sprachen die Kinder: „Das wollen wir wohl thun. Wird aber der Ritter auch unsern Oheim losgeben?"

„Ich gebe euch ja das Lösegeld mit", erwiederte die Alte.

Jetzt klaschte diese in die Hände. Im Hui flogen und liefen von allen Seiten ihre weißen Hühner herbei. Eines davon nahm sie und gab es Imma, dem Mädchen sagend:

„Hier, das ist das Lösegeld. Bringt die Henne dem Ritter Reinhard auf Windeck, und er wird den Dechant von Ochsenstein frei geben."

Die Kinder sahen sich und die Alte verwundernd an, nicht wissend, ob sie solche Rede für Scherz oder Ernst zu nehmen hätten.

„Thut nur, wie ich euch sage, fuhr die Alte fort. Sagt auch dem Ritter, er solle, sowie heute Abend die Sonne untergegangen, diese Henne beim Kreuze niedersetzen, wo die Feinde den Angriff machen würden. Ich wüßte wohl, daß er auf der Burg nicht Hände genug habe, schnell den Graben so tief und breit, als nöthig, machen zu lassen, aber

meine gute Henne würde das schon zu Stande bringen.“ Dabei streichelte sie das Thier und sang mit leiser Stimme ihm ins Ohr:

Höre, was ich sag',
Wenn sich neigt der Tag,
Wenn die Eule schreit
Gräbst du tief und breit,
Scharrst die Erd' heraus
Bis zu des Todten Haus,
Bis zu dem Heldenschwerdt,
Das nie der Rost verzehrt.
Geh, und noch vor Mitternacht
Hast du schon das Werk vollbracht.

Imma nahm die Henne nicht ohne Grauen. Die Alte war aber so freundlich, so mütterlich, daß sie doch Vertrauen gewann. Ihr Bruder war dagegen ohne alle Furcht und freute sich des Schauspiels, das die Henne geben sollte.

Die Kinder gingen. Kaum hatten sie die Hälfte des Burgberges erstiegen, als ihnen ein junger schlanker Ritter begegnete. Er war von hoher edler Gestalt, und obgleich der stille Ernst in seinem Wesen der Jungfrau einige Bangigkeit verursachte, so benahm ihr doch der milde Ton seiner Stimme bald jede Besorgniß.

„Wer seid ihr, liebe Kinder, was wollt ihr hier auf meiner Burg?“ redete er sie an.

Imma antwortete: „Edler Ritter. Ihr haltet unsern Oheim, den Dechanten von Straßburg, gefangen, der unser Vater war, denn unsere Eltern sind todt, und da sorgte

er väterlich für uns. Darum bitten wir Euch, gebt ihn frei und behaltet uns dafür als Geißeln."

Der Ritter konnte seine Rührung nicht bergen. Er betrachtete die Kinder mit liebevollen Blicken, besonders aber Imma, und reichte ihnen die Hand.

„Ihr seid brave, liebe Kinder, sprach er, dankbare Kinder, dafür wird Gott es Euch wohl gehen lassen auf Erden."

Dann fragte er, was sie mit der Henne wollten. Und Imma erzählte Alles, was die Alte ihnen gesagt hatte, und wo sie nicht recht fort konnte, da half der Bruder ein, denn Imma wurde verlegen, da der Ritter mit steigender Aufmerksamkeit die Worte von ihren holden Lippen nahm, und gleich ihr erröthete, als sie des Umstandes, ein Mägdlein zu sein, gedachte.

„Edle Jungfrau, sprach der Ritter mit dem zärtlichsten Ausdruck in seinen Mienen, und faßte dabei ihre Rechte: Unter Gottes Geleite seid ihr bis hierher gekommen, unter seinem Schutze und dem meines Armes sollt ihr auf meiner Burg weilen und auch wieder heimkehren. Jetzt folgt mir zu eurem Oheim, daß er durch den Anblick seiner guten, lieben Kinder überrascht werde und an seine Brust euch drücke."

Sie stiegen aufwärts zur Burg, die Henne mit. Ueber Wall und Graben ging es, durch Thore und unterirdische Gänge, über die Zugbrücke und den Burghof. Hier führte er sie eine Wendeltreppe hinan, durch große Gemächer und Kammern hindurch. Jetzt standen sie vor der Thüre

des Gemachs, worin sich der Dechant befand. Der Ritter schob die Riegel weg, schloß auf und öffnete das Gemach, in welchem der Dechant eben am Fenster stand, hinausblickend in die herrliche unter ihm sich lagernde Landschaft. Die Kinder stürzten sich zu den Füßen des von stummem Staunen ergriffenen Oheims nieder, weinend vor Freude umfaßten sie seine Kniee, sagten ihm schluchzend, daß sie als Geißeln für ihn hier bleiben wollten, und dieser, in Freude und Entzücken aufgelöst, drückte sie, die guten Kinder, an seine Brust. Da brach dem Ritter das Herz. Er sprach zum Dechant:

„Traun, ehrwürdiger Herr, Ihr seid frei; doch weilet noch hier bis morgen, wo ich meine Feinde auf's Haupt geschlagen haben werde; dann zieht in Frieden gen Straßburg mit Euern Engelskindern zu Euerm Münster.“

Und nun eilte er fort, zu leiten die Vertheidigungsanstalten seiner Burg. Ihre schwache Seite am Tannenwalde kannte er sehr gut, ließ daher auch schon seit einigen Tagen an einem Graben arbeiten; aber nicht ohne Besorgniß war er gewesen, daß der Feind vor Endigung seiner Vertheidigungsmaßregeln sich einfände. Des Waldweibleins Sendung und Botschaft war ihm daher sehr willkommen. Und da er die Weisheit, und die große Erfahrung der steinalten Nachbarin in den unerklärbaren Kräften der Natur kannte, da er wußte, daß sie so oft schon dem kurzsichtigen Menschen ausgeholfen mit Rath und kräftiger, an's Unbegreifliche reichender That, wo diese keinen Ausweg zu finden wußten, so faßte er auch das

größte Zutrauen zu ihren Worten und hatte den besten Muth.

Als nun die ersten Sternlein am Himmelsbogen blinkten, nahm er die weiße Henne auf den Arm und sprach zu ihr:

„Nun scharre, liebes Hennelein,
Scharr' fleißig in die Tiefe 'nein,
Damit der Feinde Macht ich breche
Und meines Ahnen Schwerdt mich räche."

Drauf trug er sie hinab zum Todtenkreuze, das den Ort bezeichnete, wo sein Großvater im Zweikampf mit einem Straßburger gefallen war und schlummerte, setzte sie hier nieder und flugs begann diese nun zu scharren und zu kratzen, daß die Erdhaufen und Felsstücke nur so umher flogen, und Höhen und Tiefen bildeten zu einem breiten Graben und steilem Walle.

Als die Uhr auf dem Burgthurme zwölf geschlagen, trat der Ritter aus seinem Gemache und ging hinab, zu schauen, wie weit die Henne mit ihrer Arbeit gekommen sei. Wie erstaunte er, hier, an diesem bisher schwächsten Theile seiner Burg, einen tiefen breiten Graben mit einer Brustwehr zu finden. Und als er hinabstieg, das in wenigen Stunden hervorgegangene Riesenwerk näher zu beschauen, da blinkte ihm im Sternenschein das Schwerdt seines Großvaters entgegen, welches man dem Gefallenen mit in das Grab gegeben. Er nahm es auf, küßte es und blickte, still dankend dafür, zum Himmel. Und die Henne — die war nicht mehr zu sehen.

Mit seinen Mannen besetzte er die Burg ringsum; denn daß bald die Straßburger anrücken würden, hatte er schon Kunde. Und sie kamen auch mit vorbrechender Morgenröthe. Doch, wie erstaunten sie ob des Grabens der Henne! Wie verdutzt standen sie, gerade da, wo sie am leichtesten einzudringen hofften, am meisten die Burg geschützt zu finden. Das hielt sie aber nicht ab, den Sturm zu beginnen. In großen Massen stürzten die Kühnen sich in die Gefahr und zugleich in den Tod. Wenige kamen zurück; denn Alles ward niedergeschlagen und gemetzelt, und als die Sonne am höchsten stand, da war kein lebender Feind mehr da, der Todten aber lagen genug im tiefen Hennegraben.

Da kehrte der Sieger in die Burg zurück und trat ein in das Gemach des Dechanten, welcher mit den Kindern dem Kampfe aus dem Fenster zugeschauet hatte.

„Ehrwürdiger Herr, sprach er, der Feind ist geschlagen, der Straßburger sind viele geblieben; aber dennoch seid Ihr frei, wie ich gesagt. Zieht in Frieden, ich lasse Euch heim geleiten. Eins nur müßt Ihr mir gewähren.“

„Gern, erwiederte der Dechant, so es in meinen Kräften steht; denn dankbar möchte ich Euch, edler Ritter, sein für Eure Biederkeit. Sprecht, was soll ich thun?“

„Gebt mir Imma zum Weibe!“

Der Dechant trat betroffen einen Schritt zurück, sah prüfend den Ritter an, dann Imma, die hocherröthend niederblickte. Der Ritter fuhr fort:

„Ihr habt Vaterstelle bei diesen elternlosen Kindern vertreten, Ihr nur könnt daher auch das väterliche Ja geben. Sprecht es aus und ihr macht mich glücklich.“ Und nun nahm er Imma's Hand, drückte sie an seine Brust und sprach:

„Nicht wahr Imma, Du bist mir gut, wie ich Dir? Willst Du mein Weib sein?“

Forschend schauete der Dechant in die schönen Augen der Imma, zu lesen, was er thun, was er dem Ritter antworten solle. Da nickte die schöne Jungfrau dem Oheim ihr Ja zu, und dieser sprach es laut aus, dem glücklichen Ritter.

Ein fröhliches Mahl gab dieser den lieben Gästen noch zum Abschiede. Dann trugen drei Saumrosse diese hin nach Straßburg, begleitet von Reisigen. Vier Wochen später legte der Dechant im hohen Münster zu Straßburg ihre Hände in einander.

So die Sage vom Hennegraben, welchen Namen noch jetzt eine Gegend an der Burg Alt-Windeck führt.

---

Die zweite Burg Windeck liegt über dem Badenschen Städtchen Weinheim, sechs Stunden von Straßburg. Man könnte leicht in Versuchung kommen, Weinheims Lage der von Heidelberg vorzuziehen, so wahrhaft romantisch ist diese. Am Fuße eines vorspringenden Berges, auf welchem die Ruine Windecks liegt, zieht es sich in einem Halbkreise herum, und berührt rechts den Eingang

in das Gerichsheimer, links den in das Birkenauer Thal. Das Gebirge umher steigt fast senkrecht in die Höhe, größtentheils mit Weinreben bepflanzt. Die Weschnitz fließt an der Nordseite des Städtchens vorüber und bezeichnet die ehemalige Grenze des oberen Rheingaues und des Lodengaues. Dabei ist die Gegend äußerst fruchtbar und von der üppigsten Vegetation. Schwerlich möchte eine andere der Bergstraßen dem Botaniker eine solche reiche Erndte gewähren, als diese.

Windeck wurde von Diemo, Abt des Klosters Lorsch, zwischen den Jahren 1126 und 1139 erbaut, oder vielmehr wiedererbauet. Wer aber die früheren Erbauer waren und wer diesen früheren Bau zerstörte, das liegt im Dunkel. Windeck's eigenthümliche Struktur, welche sich noch in einem Gewölbe mit Säulenreihe, sowie in einem andern Gewölbe, das in der Mitte von Säulen gestützt ist, und in dem nach oben hin sich verjüngenden Thurme zeigt, ließ die nicht unwahrscheinliche Meinung entstehen, daß es auf den Trümmern eines Römerkastells erbauet ward. Nicht gar lange nach der Burg Erbauung wurde sie von den Mönchen des Klosters Lorsch selbst, welche mit ihrem Abte Bruno in Streit gerathen waren und ihn fortgejagt hatten — und mit Hülfe der klösterlichen Vasallen zerstört. Der neue Abt Heinrich ließ sie im Jahre 1165 wieder aufbauen. Von ihren spätern Bewohnern haben wir keine Kunde, denn da es der Burgen Windeck mehrere giebt, so läßt sich nicht einmal der in Urkunden vorkommende Familienname der Windecks mit Bestimmtheit hierher beziehen.

Die Umsicht von Windecks Trümmern ist weit und mannigfaltig. Eine Menge Städte und Dörfer diesseits und jenseits des Rheins treten in bestimmten Umrissen aus der Landschaft hervor, und unten am Fuße des Berges breitet sich, ihn umgebend, Weinheim mit seinen rothen Dächern aus.

Des Morgens aber, wenn kaum der Tag graut, da erscheint auf Windecks Thurm Hugo's, des Windeckers, Geist. Die Arme streckt er aus, hinüber nach Straßburgs Münster, und Klagetöne erfüllen die Luft. Dorther war sein Weib, dorthin reiste sie, ihr Gebet zu verrichten, und dort starb sie, nun ruhend im Münster.

Malerische Ansichten der Ritterburgen des Großherzogthums Baden, von M. v. Ring, mit zwei Abbildungen von Windecks Ruinen. — Schwäbisches Taschenbuch. Stuttg. 1820, 12. — Malerische Ansichten der Ritterburgen Deutschlands. Straßburg. 1r. Band. Fol. — Heidelberg und seine Umgebungen. 1811. — Rheinisches Taschenbuch. 1821. — Baden und seine Umgebung von Frommel. 1828.

# Wetterburg

bei Arolsen

im Fürstenthum Waldeck.

---

Vom

Herrn Bauconducteur Vark

in Arolsen.

# Wetterburg.

Auf jenes Berges steilem Rücken thronet
Ein Ritterschloß, baufällig und ergraut,
Des Stolzes Sitz, der hier seit vielen Altern wohnet
Und aus dem Eulennest hohnlächelnd niederschaut.

---

Von mehreren Freunden des Alterthums aufgefordert, mit ihnen die alte, eine Stunde von Arolsen auf einem hohen Berge an der von Cassel nach Cöln führenden Chaussee gelegene Wetterburg zu besuchen, gingen wir am dritten Pfingsttage dahin, um zugleich das auf diesen Tag fallende sogenannte Wasserfest mit feiern zu helfen.

Eine unabsehliche Menschenmasse strömte aus der Stadt und Umgegend ebendahin, besonders die verehrlichen Subalternmitglieder der resp. Zünfte; voran die Helden der Nadel, als leichte Truppen den Vortrab bildend, dann Arm in Arm die Söhne des Pechs, worauf als Artillerie und Train die Schmiede und Schlosser, schwerfällig und ganze Massen von Staub emporschlürfend, dahinzogen. Schon von Weitem verkündeten einzelne Schüsse, das Brummen des Contrabasses, sowie die schreienden Töne einer mit dem Schnupfen behafteten Trompete, den Anfang der Feierlichkeit.

Bei unserm Einzuge in das Dorf kamen uns dessen Bewohner schon in Prozession entgegen; voran die Musikanten, dann Männer und Burschen, beladen mit Röhren Bohrern, Spaten und allen zur Anlage einer Wasserleitung gehörigen Instrumenten. Sämmtliche Brunnen des Dorfs wurden bekränzt, während die Ortsvorstände unter dem Donner einer Musketensalve bei jedem ein Glas klares Springwasser tranken, worauf es zu der an dem freien Platze vor der Burg belegenen Wohnung des wackern Schullehrers Bornemann ging, dem die Gemeinde und Burg eigentlich, seit 1831, den Genuß beständig springenden Wassers verdanken. Hier war der Platz geebnet, die Musiker bestiegen ein zu diesem Zwecke erbautes Gerüst, und während sie eine Art Tusch aufkratzten und bliesen, sprangen mehrere Vexirfontainen um den vom Schullehrer angelegten Pavillon empor: zur größten Freude des Volks und zum Aerger aller Frauen und Mädchen, denen die theils aus der Erde aufschießenden Wasserstrahlen besonders lästig fielen. Darauf begann der Tanz auf freiem Platze und mit ganz besonderem Vergnügen sahen auch wir eine Weile zu, wie die stämmigen Bursche ihre rothwangigen Dirnen herum schwenkten; ja sogar ein bebänderter und bekreuzter Herr ließ sich, seine Popularität zu bethätigen, herab, einen Länderer mitzumachen, bis sich nach und nach mehrere Städter dem Tanze anschlossen.

Wir aber gingen indessen auf die Burg. Der gefällige Domainenpachter erlaubte uns, im Burggarten unsern Kaffee zu trinken, wobei wir über uns die Burg, unter

uns die schönste Aussicht hatten; von dieser später, jetzt zur Geschichte jener.

Wetterburg verdankt seine Entstehung jenen unruhigen Zeiten, wo nur das Recht des Stärkeren galt und namentlich der Periode, wo sich Waldeck mit den Churfürsten zu Cöln in ewigen Streitigkeiten befand und besonders von den cölnischen Burgmännern zu Koyelberg bei Volkmarsen viel zu leiden hatte. Heinrich IV., Graf zu Waldeck, erbaute um das Jahr 1306 die Wetterburg, mehr zum Schutze seiner Grenzen, als um dort zu residiren; Otto, Graf zu Waldeck, des vorigen Bruder, besaß sie um das Jahr 1320, und erbte mit ihr auch den Haß der Cölner, welche den Bau derselben von Anfang an nicht gern gesehen hatten. Die Streitigkeiten dauerten bis 1321, wo sich beide Theile dem Ausspruche einer zu diesem Zwecke niedergesetzten Commission unterwarfen. Erst 1322, als Otto die Burg seinem Bruder wieder abgetreten hatte, thaten die Schiedsrichter, welches Ludwig Prinz zu Hessen, Bischof zu Münster, und Heinrich von Virnburg, cölnischer Bischof, Graf Heinrich zu Schwalenberg und Johann von Brobeck, waldeckischer Seits, waren, den Ausspruch: Marsberg solle so lange cölnische Besatzungen behalten, bis Wetterburg geschleift sei.

Daß Letzteres nicht geschehen oder die Burg doch bald wieder in wehrhaften Stand gesetzt sei, beweist eine abermalige Fehde zwischen Waldeck und Cöln, welche eben dieses Schlosses halber um 1345 ausbrach. Wetterburg wurde mehrere Male hart berennt, und, da es bald Cöl=

ner, bald Waldecker inne hatten, sehr beschädigt. Erst 1346 endigte dieser Streit, indem sich Erzbischof Wallram von Cöln mit Grafen Heinrich zu Waldeck, welchen Kaiser Karl IV. in seinen besonderen Schutz nahm und ihn in dem darüber ausgestellten Briefe „seinen newen lieben Getrewen“ nannte, verglich und dann sogar ein Bündniß mit ihm aufrichtete. Mit Volkmarsen machte Heinrich VIII. 1372 einen besonderen Vertrag, worin festgesetzt wurde, daß Volkmarsen, Stadt und Schloß, dem Grafen, sowie Wetterburg den Volkmarsern und Burgleuten zu jeder Zeit offen sein solle, und beide keines Theiles Feinde einnehmen dürften.

Heinrich VIII., genannt „der Eiserne“, versetzte die Burg 1385 an Diether von Dalwigk Knapen, dessen Nachkommen daselbst längere Zeit wohnten. Reinhard von Dalwigk, der um 1454 in Fehden mit Werner von Elben lebte, verlor Wetterburg an diesen, der nun das Schloß mehrere Jahre inne hatte, bis Reinhard ihn durch eine abermalige Belagerung zur Räumung zwang. Wolrad I., Graf zu Waldeck, muß um diese Zeit die Pfandsumme zurück erstattet haben, denn Dalwigk räumte ihm das Schloß nach der Eroberung wieder ein. 1489 residirte Otto VI., Graf zu Waldeck, geboren 1408 zu Landau, in Wetterburg, wo er auch 1495 starb. Von ihm rührt wahrscheinlich der zum Theil noch stehende neuere Burgbau her.

Aus einem noch vorhandenen Dokumente ersehen wir, daß 1512 Ullrich und Heinrich von Escheberg den Brüdern Rabe und Lippold von Canstein ihre bei Wetterburg liegenden Güter abkauften, worin diese aber bestanden, wie

sie dazu gelangten, habe ich nie erfahren können. Wir kommen nun zu einigen interessanten Begebenheiten, welche ich, da sie das so hoch gepriesene Mittelalter recht charakterisiren, umständlicher erzählen will.

Philipp II., Graf zu Waldeck, welcher um 1515 in Wetterburg war, hatte mit dem berühmten Götz von Berlichingen, genannt „mit der eisernen Hand" (weil er seine rechte Faust bei der Belagerung von Landshut in Bayern verloren und an deren Statt eine künstlich von Eisen verfertigte trug), Fehde. Götz, den Grafen als Verbündeten seines Feindes, des Erzbischofs Albrecht von Mainz, ritterlich hassend und wie unser Chronist Prasser richtig bemerkt „manu quidam promptus sed ingenio depravatus et ad omne facinus paratus", lauerte dem von Wetterburg nach Dalheim ziehenden Philipp auf, um ihn zu fangen und demnächst ein tüchtiges Lösegeld abzupressen. Lassen wir Götzen, der späterhin seine Geschichte schrieb, diese Begebenheit selbst erzählen: „Und wie wir anzogen, so hüt „ein Schefer allernechst dabey und zum Wahrzeichen so „fallen 5 Wölffe in die Schaaf und griffen auch an, „NB. das hört und sah ich gerne und wünscht ihnen „Glück und uns auch, und sagt zu ihnen, Glück zu, lie„ben Gesellen, Glück zu überall, und ich hielt es vor ein „Glück, dieweil wir also miteinander angriffen hatten. „Nun griff ich den Grafen an uf Paderbornschen Boden, „darnach führt ich ihn auf Cöllnschen Boden, darnach durch „sein eigenn Landt, darnach durch die Landtgrafffschaft Hes„sen, von dannen uf Hirschfeld, ist auch ein Fürstenthum,

„darnach uf Fuld und Henneberg, ist auch ein Fürsten„thum, darnach durch Sachsen, Würzburg, Bamberg, „Markgräfl. Nürnberg und Pfalzgräfl. Boden, sind 12 „Fürstenthum und die von Nürnberg und ist der Keiner „ich hab ihren Boden und Landt gebraucht mit den Ge„fangenen, bis ich ihn bracht da er hin gehört."

Der Churfürst von Mainz wollte seinem Bundesgenossen nicht helfen, auch nichts zu dessen Lösegeld, welches Götz auf 8000 Fl. nebst 100 Fl. Kostgeld gesetzt hatte, beitragen. Der unglückliche Graf schrieb deßhalb an seinen Sohn, nachmals Philipp III., bat diesen, das Lösegeld aufzutreiben und schickte dabei, um ihn an seine kindlichen Pflichten zu erinnern, einen Büschel seiner grauen Haare, welche noch lange nachher im Waldecker Archive aufbewahrt wurden. Der Sohn gehorchte und hatte am 21. September 1516 in Coburg, bis wohin er seinem Vater entgegengeeilt, die Freude, denselben nach zwanzigwöchentlicher Haft wiederzusehen. Thränen entströmten seinen Augen, als er den ehrwürdigen Greis in demselben Koller, den er seit seiner Gefangennehmung getragen hatte, in seine Arme schloß! Der fromme Greis tröstete ihn mit folgenden Worten, die uns ein wackrer Chronist (Prasser) aufbewahrt hat „Fili, bono esto animo, quid te affligis, pone lacrimas et te collige, nobis enim bene est benignitate Jesu, nostine moderate in utrumque fortunam ferenda esse omnia, nunquam prosperis attoli, neque adversis deprimi debere? Nunquam ratione diffidendum, nec fortunae ad versandum sed speranda me-

liora sunt omnia. Quare in humanis rebus nulla sit certitudo, nulla stabilitas, nulla fides, nihil sapienti oportet esse inopinatum, cum usu quotidie didicerim, ut lactis tristia et tristibus laetitia succedat, proinde dolorem pectoris tuae excute, tegmine tui similem redde."

Philipp III. theilte 1538 sein Land unter seine Söhne; Wetterburg und Rhoden fielen in dieser Theilung an Philipp V., Johann II. und Franz II.

In dieser Zeit bestand zwar schon der sogenannte Landfrieden, doch kehrten sich noch Wenige daran, welches die nun folgende Begebenheit beweisen wird. Burgmänner und Ritter besonders lauerten reichen Bürgern und Kaufleuten auf, nahmen diesen das Ihrige und ließen sich oftmals noch ein großes Lösegeld für die gefangenen Personen bezahlen. Das nannten sie adelig Gewerbe treiben! Ja, ein Ritter, der einen gemeinen Dieb zum Galgen führen sah, rief „recht geschieht dir Strolchen, so du adelig Gewerb treiben willt!" Doch zurück zu unserer Geschichte.

Im Jahre 1561, den 16. Julius, verwüstete Jost von Schaden, cölnischer Amtmann (Burgvoigt) auf Koyelberg bei Volkmarsen, mit 150 Bürgern und sämmtlichen Burgleuten, alle Felder von Wetterburg an bis Schmillinghausen. Die Besatzung zu Wetterburg sah diesen Unfug, aber zum Widerstande zu schwach, meldete sie es den Grafen zu Waldeck, welche dann auch, kurz nachher, mit vielen Wagen und Reisigen kamen, den Volkmarsern das Getreide abschnitten, und, was sie nicht fortbringen konnten, verwüsteten. Das geschah zu Ende des von unsern Romanti-

kern so hoch gepriesenen Mittelalters. Philipp VII. überwies das Schloß zu Wetterburg seinem dritten Sohne, Johann V., geboren 1622, gestorben 1668, welcher auch daselbst einige Zeit Hof gehalten hat.

Die letzte Streitigkeit zwischen Cöln und Waldeck, wegen der Wetterburger und Volkmarser Jagden, Fischereien und Huden, wurde 1663 beigelegt und 1713 war die Burg schon zu einer Meierei umgeschaffen, obwohl immer noch ein gräflicher Amtmann das Schloß bewohnte.

Das jetzt noch stehende Burggebäude stammt, wie mehrere Jahreszahlen an demselben beweisen, aus dem funfzehnten und sechszehnten Jahrhunderte, nur die beiden ersten Stockwerke sind massiv, die oberen, von Fachwerk erbauten, sind späteren Ursprunges, so wie alle den jetzigen Hof bildenden Gebäude, deren letztes im Jahre 1836 aufgeführt wurde. Die ältere Burg stand da, wo jetzt der zum Hofe gehörige erste Garten ist. Die denselben einschließenden Mauern, sowie einige Gewölbe und dergleichen Reste, stammen von dem alten Baue her, welches Jedem, der sich die Mühe geben will, die Trümmer genauer zu untersuchen, von selbst einleuchten wird.

Die Aussicht von der Höhe der Burg ist in jeder Hinsicht schön zu nennen; nach Osten hin erblickt man mehrere Dörfer, die Stadt Volkmarsen, die Ruinen Koyelsbergs und einige Wartthürme, bis die Hessischen Grenzgebirge sich mit dem Horizont verschmelzen. Nach Süden zieht sich ein von hohen waldigen Bergen umschlossenes, von der Twiste durchströmtes Thal, mit einem Waffenhammer und einigen Mühlen, und erinnert den Beschauer, der

das Glück gehabt hat, die Schweiz zu bereisen, an viele ähnliche Prospekte. Gegen Westen erblickt man ebenfalls ein Thal, das von den Arolser Höhen, auf denen man das stattliche Residenzschloß erblickt, begrenzt wird. Die Aussicht nach Norden ist minder schön, da der nahe Wald dieselbe zu sehr beschränkt.

Wie Wetterburg zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts ausgesehen, findet man in Dilichs Hessischer Chronika (Ausgabe 1602, pag. 132), deßgleichen in Zeiler-Merians Topographie von Hessen rc. Hiernach muß es ein stattlicher Bau gewesen sein: beide Schloßgebäude, das alte und neuere, sind deutlich zu sehen, und da, wo jetzt das Brunnenhaus ist, stand ein hoher Thurm mit einem spitzen Dache. Das Dorf selbst muß damals noch sehr klein gewesen sein, indem die Ansicht nur wenige Häuser außerhalb der Burg zeigt. Unter den vom Verfasser vor einigen Jahren herausgegebenen Waldeckischen Gegenden (bei Speier in Arolsen) befindet sich auch ein großes kolorirtes Blatt, die Aussicht von der Christianenburg bei Arolsen darstellend, worauf man Wetterburg im Mittelgrunde deutlich ersieht.

Der Roman: Kurt von der Wetterburg, oder die unsichtbaren Oberen, verdankt seine Entstehung einer Zeit, wo die deutsche Lesewelt nur nach Ritter- und Schauergeschichten lechzte, enthält aber keine Thatsachen, indem nie eine Familie, die den Namen „von der Wetterburg" führte, existirt hat.

Daß von jeder alten Burg immer einige Sagen oder Gespenstergeschichtchen hinterblieben sind, ist eine bekannte

Sache; so auch von Wetterburg. Im Brandteweinskeller soll sich nämlich von Zeit zu Zeit ein gräuliches Ungeheuer zeigen, welches, obschon man es einmal sogar in einem ungeheueren Camine des oberen Stockwerks gesehen haben will, doch Niemand specieller beschreiben kann. Vor mehreren Jahren sollten an einem Winterabende mehrere Domestiken irgend ein Geschäft in dem verrufenen Keller verrichten. Kaum geht die Thür auf, so stolziert ihnen der Geist in Gestalt einer ungeheueren Brandteweinstonne mit dito Armen und Beinen entgegen und erregt einen solchen Lärm, daß alle Fässer umher, welche freilich mit Geist gefüllt waren, mobil wurden. Hans, Stoffel und Grete nahmen natürlicher Weise Reißaus und waren nicht zu bewegen, den Keller anders als bei Tage zu betreten. Einer der letzten Pachter dieser jetzigen Domaine, der wackere Lieutenant Leonhardi, ein Kämpfer von Lützow's Schaar, der die Furcht kaum dem Namen nach kannte, muß diesen Geist wohl gebannt und den edlen Schnappsfässern Ruhe verschafft haben, denn seit der Zeit hat sich der Geist ganz ruhig verhalten.

Arolsen im September 1837.

Alfred Park.

Die meisten Nachrichten zu Vorstehendem sind aus Urkunden und anderen Handschriften; außerdem sind benutzt: Varnhagens Beiträge und v. Klettenbergs Manuscript des Waldecker Helden- und Regentensaals. Das Titelblatt dieses Bandes zeigt Wetterburg gegen Nordosten und ist vom sogenannten Cülter Felde, rechts von der Chaussee ab, gezeichnet.

# Tharand

## bei Dresden

## im Königreiche Sachsen.

# Tharand.

> Ueber die waldumgürteten Thäler Granatens erhebt sich
> Die dem germanischen Thor urlich geweihete Burg
> Längst in Trümmer zerfallen der tausendjährige Thorand,
> Einst dem umliegenden Gau eine gewaltige Wehr,
> Später den Sachsenfürsten ein lieber freundlicher Wohnsitz,
> Auszuruhn im Gewühl stürmischer Fehden vom Sieg.
>
> Fr. Schlenkert.

---

Wer kennt nicht das schöne Thal, „Plauenscher Grund“ genannt, das in der Nähe von Dresden beim Dorfe Plauen beginnt, von der Weiseritz durchströmt wird, und drei Stunden lang hinanzieht in Windungen, welche die reizendsten Bilder geben. Ich sage, wer kennt es nicht! denn wer in Dresden war — und wer war da wohl nicht! — der sah gewiß auch dieses liebliche Thal, das die Natur so reichlich ausstattete mit schroffen Felswänden, dichten Waldungen, grünen Matten, sanften Gängen und fruchtbaren Flächen; dieses Thal, wo der Mensch mit seiner Kultur überall sich niederließ, bauete und pflanzte, wo die Allmutter ihm der Gaben so viele darreichte.

Am Ende dieses Thales, da wo wieder aufwärts der Weg führt nach den Höhen des Erzgebirges, da

liegt das Städtchen Tharand, und auf einem vorspringenden Felsen über ihm die Ruine der Burg Tharand.

Viel ist es nicht, was von dieser uns übrig blieb. Nur drei Wände eines viereckigen, wahrscheinlich des Hauptgebäudes, ragen noch in bedeutender Höhe aus den sie umgebenden Bäumen und Buschwerk, und hier und da zeigen Untermauerungen und eingesunkene Keller, wie weit die Burg sich ausbreitete. Von bedeutendem Umfange kann sie aber nie gewesen sein, daran fehlte es an Raum, da die aus dem nahen höheren Gebirge sich herausstreckende, zum Standort ihr angewiesene, schmale Felszunge keine große Ausdehnung zuließ. Jenes schöne Fragment wird aber lange, und den Enkeln unserer Enkel wohl noch sichtbar bleiben, dafür bürgt die Stärke seiner Mauern und die Sorgfalt, mit welcher die Einwohner dieses Städtchens darüber wachen. Denn, als die Ecken der hinteren Mauern sehr schadhaft wurden und den Einsturz fürchten ließen, besserte man sie im Jahre 1821 aus durch aufgemauerte Pfeiler, gab ihnen dadurch mehr Haltbarkeit, und brachte zugleich, zum freien sichern Genusse des Blickes in eines der Thäler hinab, vor einer Oeffnung in der Mauer einen Balkon an.

Wie man nun so gern wichtige Begebenheiten und Zeitabschnitte großen Ereignissen der Vorzeit anreiht, oder mit geschichtlichen Denkmalen in nahe Beziehung bringt, so dient auch die Ruine von Tharand den Bewohnern von Tharand gewöhnlich zum Sammelplatze bei besonderen Vorfällen. So ist sie in jeder Neujahrsnacht der Hauptver-

einigungspunkt des nächtlichen Lebens und an hohen Fest-tagen der Ort, von wo man den kommenden Feiertag mit Kanonenschüssen und Musik begrüßt. Vorzüglich aber werden die vaterländischen Feste von hier aus den Thälern Tharands verkündet. Davon zeugt noch jetzt die an den Ruinen angebrachte Inschrift aus dem Jahre 1797 bei der Geburt des jetzigen Königs von Sachsen.

Die Umsicht von Tharands Höhen ist nicht ausgebreitet, denn rings um beschränkt sie das Gebirge; dennoch erfreuet sich das Auge an ihr. Man schauet hinab in drei Arme des Thales, oder, man könnte auch sagen, in drei Thäler, in welchen die freundlichen Häuser des Städtchens Tharand sich hinziehen und seine Straßen bilden, und an den Berghängen wie zum Schmucke der Natur aufgestellt erscheinen. Was sich in den Straßen regt und vorüberzieht, entgeht dem Beobachter nicht, und stets ist es hier lebendig, denn von Dresden nach Freiberg führt der Weg hier durch, und der Bewohner zählt Tharand Viele, besonders im Sommer, wo Mancher die nahe geräuschvolle Residenz verläßt, um hier, inmitten von herrlichen, mit Laubwaldungen bedeckten Bergen, sich und der Natur zu leben.

Von solchen wird die Ruine der Burg besonders fleißig besucht, und wer weiter und höher steigen will, durchgeht den Forstgarten. So heißt eine umzäunte Waldfläche am Berge hinter der Ruine, worin die jungen Männer, welche das Forstinstitut in Tharand besuchen, die Bekanntschaft aller in unserm Klima ausdauernden Gehölze und Bäume machen können. In diesem forstlichen Kataloge

oder natürlichen forstbotanischen Bilderbuche, ist auch ein trefflicher, hoch über die Burgruinen erhabener Umsichtspunkt. Von ihm führen rückwärts in den Wald hinein, und am Berghange entlang, Wege nach den sogenannten „heiligen Hallen.“

Mit diesen hochklingenden Worten wird eine Gruppe von schlank aufgewachsenen jungen Buchen bezeichnet, welche, wenn man sie noch ein Jahrhundert lang stehen lassen wird, vielleicht die ihnen schon jetzt gegebene Benennung verdienen möchten, denn dann werden sie ihre Kronen zu einem domartigen Gewölbe gebildet haben, unter welchem ein mystisches Dämmerlicht zu Empfindungen einladen kann, die uns in heiligen Tempelhallen ergreifen.

Das Ende jenes Weges geleitet hinab in das Thal und zu einer Quelle, welcher leichte Eisentheilchen beigemischt sind. Sie gab zur Einrichtung einer Badeanstalt Veranlassung, denn man fand Heilkräfte in ihr. Sind auch diese nicht von Bedeutung, so nahmen ihre freundlichen Gebäude und Anlagen doch Manchen schon auf, der hier Genesung suchte, und sie vielleicht mehr durch den mächtigen Einfluß der reinen Bergluft, Bewegung, Entfernung von Geschäften und dem Drucke der Verhältnisse, als durch die Kräfte der Quelle fand.

Ein anderer bemerkenswerther Einsichtspunkt ist der Ruine gegenüber, auf einem höheren Berge, bezeichnet durch einen offenen Tempel. Einem Freunde der Natur verdankt man es, auf gebahnten Wegen zu dieser Stelle zu gelangen und beschattet durch jenen Tempel zwar keiner weiten

Umsicht, aber der Einsicht in die Thäler Tharands genießen zu können. Denn wie von der Ruine, blickt man auch von dieser Höhe in drei Thäler, deren Vereinigung im Städtchen man annehmen möchte. Will man es aber genau nehmen, so sind es freilich nur zwei, indem das zu beiden Seiten Tharands auslaufende Thal ein und dasselbe ist, gewöhnlich aber für zwei gerechnet wird.

Wenden wir uns jetzt zur Geschichte der Burg Tharand, um zu erfahren, was von ihr auf uns übergekommen ist. Freilich sieht es da von vorn herein sehr dürftig aus, denn von Entstehung, Bestimmung und frühester Geschichte der Burg wissen wir so viel als gar nichts. Sie theilt hierin mit so mancher anderen Burg das Schicksal, die erste Zeit ihres Daseins in Dunkel gehüllt zu sehen, das nur verschwinden könnte, wenn neue Auffindungen in Archiven Licht verschafften.

Vielleicht waren es die Serben — Wenden, die sich hier eine Wehre aufmauerten; denn sie waren es, welche in diesen Gegenden hausten, wie die Silbe „itz" bei vielen Oerter=Namen uns noch bezeugt. Jedenfalls liegt in diesem Mangel an aller Kunde über Tharands Geburtszeit der Beweis, daß solche sehr tief im Hintergrunde frühester Tage liegen müsse.

Ein offenes Geständniß in Sachen, die man nicht wissen, noch erforschen kann, abzulegen, war unsern alten Chronisten nicht möglich. Sie hielten es der Würde der Geschichtsschreiber nicht angemessen, Unwissenheit zu gestehen, und da verfielen sie der Thorheit, Hypothesen zur

Lösung des Räthsels aufzustellen, und sich in gelehrt scheinende Grübeleien, besonders über Erklärung und Entstehung der Namen, zu vertiefen, welche zu nichts führten und uns nur ein Lächeln abgewinnen können. Konnten sie aber nun gar nichts erfassen, so wurden Fabeln und Sagen als baare Geschichten vorgeschoben. So ging es auch bei Tharand. Die alte Meißnische Chronik erzählt: daß Kaiser Heinrich der Finkler, als er im Jahre 934, nach einem siegreichen Kampfe gegen die Ungarn, das Bisthum Meißen gestiftet, diesem die Vertheidigung seiner umliegenden Burgen übertragen habe, unter welchen auch Tharand gewesen. Ein anderer alter Chronist, der P. Guardian, läßt Tharand schon im Jahr 806 erbauet sein, wo es Karl der Große zur Grenzwehr gegen die Böhmen habe erbauen lassen. Wir wollen bei dergleichen unerwiesenen und nie zu erweisenden Angaben nicht weilen, jenes Dunkel überspringen, und uns dahin wenden, wo es in Tharands Geschichte zu tagen beginnt.

Das Panier des heiligen Ritters und Märtyrers Georg, unter dem der Thüringsche Landgraf Ludwig der Fromme im Jahr 1188 für die Sache des heiligen Kreuzes wider die Saracenen stritt, hat alten Geschichtschreibern die erste Veranlassung gegeben, Tharands zu gedenken. Sie erzählen, und namentlich die Eisenachschen Annalen: daß dieses Panier nach Ludwigs Falle vor Akron mit seiner Leiche nach Thüringen und zwar zuerst auf die Wartburg, dann nach Tharand bei Meißen gebracht sei, hier aber — wie sie alles Ernstes versichern — bei einer auf der Burg

Tharand ausgebrochenen Feuersbrunst aus einem gegen Morgen gelegenen Fenster geflogen und verschwunden sei.

Sondern wir das Fabelhafte in dieser Angabe von dem Geschichtlichen, so bleibt uns als Letzteres: daß bei Ludwig des Frommen Ableben, 1190, Tharand da war und zu Meißen gehörte. Gewöhnlich schreibt man auch seinen Ursprung den Meißenschen Markgrafen oder den böhmischen Königen zu; denn der Letzteren Gebiet erstreckte sich einmal weit über die jetzige Grenze in Sachsen hinein.

Nach dem zwölften Jahrhundert kommen zwar mehrmals Herren von Tharand vor, indessen ist keiner derselben je Herr der Burg gewesen. Das Amt eines Schloßvogts oder Burgmannes, was vielleicht derselben Einer verwaltete, kann Veranlassung gegeben haben, diesen Namen sich beizulegen und späterhin ihn beizubehalten, denn noch 1458 kommt er vor.

Gemeinhin wird Tharand eine Raubburg, der Sitz eines Raubritters, genannt. Das Volk, nämlich das späterer Zeiten, konnte von dem Bilde einer verfallenen Burg die Idee eines Ritters, der darauf gehaust und von ihr aus Raubunfug getrieben haben müsse, nicht trennen. Es konnte sich nicht denken, daß in jenen Tagen des Raufens und Raubens, auch der Ruhigste des ersten Standes seinen Wohnsitz auf Höhen und Felsen nehmen mußte, um sich leichter gegen seine rauflustigen Standesgenossen zu schützen. Daher es in jeder Burg den Sitz eines Raubritters sah.

So weit aber vorliegende Nachrichten zurückgehen, war Tharand nie eine Raubburg. Es hatte nur die Regenten

von Meißen und Böhmen und sonst keine anderen Herren zu Besitzern. Diese Gewißheit setzt aber den ursprünglich fürstlichen Besitzstand noch nicht außer Zweifel, macht es wenigstens gar nicht undenkbar, daß Tharand durch Tausch oder Kauf, durch Eroberung oder auf sonst eine Art, in den frühesten Zeiten Eigenthum der Landesfürsten wurde. Daß es aber in Wittekinds deutscher Fabelzeit noch nicht da war, ist eben so gewiß, als sein Dasein zu Otto's des Reichen Zeiten keinem Zweifel unterliegt.

Daß es der Meißner Landesfürsten Eigenthum im Jahre 1210 war, ergiebt sich daraus, daß Dietrich der Bedrängte, Landgraf in Thüringen, seiner Gemahlin Jutta die Burg Tharand zum Leibgedinge mit verschrieb. Diese Jutta war eine grundhäßliche Dame und dabei unleidlich, welche Eigenschaften allerdings sehr hervorragend gewesen sein müssen, da ihrer die alten Chronisten gedenken. Da nun solche, von der Natur karg und stiefmütterlich behandelte Mädchen, hoch oder tief stehende, gewöhnlich das Schicksal haben und hatten, männerlos zu bleiben, so wollte sich auch hier Keiner zum Ehegespons für Jutta einfinden, ungeachtet sie Tochter des mächtigen Landgrafen von Thüringen war. Auch Dietrich würde es nicht geworden sein, hätten nicht besondere Umstände es herbeigeführt. Er lebte nämlich mit seinem feindselig gesinnten Bruder, Albert dem Stolzen, in stetem Streit und ward endlich von diesem in eine solche bedrängte Lage — daher sein Name — versetzt, daß er den Landgrafen Herrmann um Hülfe anrufen mußte. Dieser schlaue Mann benutzte

die Gelegenheit, die häßliche Tochter an den Mann zu bringen. Er sagte Dietrich seine Hülfe zu, doch unter der Bedingung, daß er sein Eidam würde. Dietrich blieb keine Wahl. Meißen stand für ihn auf dem Spiel, er mußte der häßlichen Jutta die Hand reichen. Nun half der Schwiegervater, und Dietrich behauptete Meißen, was ohne jenes Opfer ihm wohl nicht gelungen wäre.

Nicht lange darauf starb Dietrich an Gift, das ihm die Leipziger beibringen ließen, welche über die Erbauung der Pleißenburg und anderer Castelle, mit denen er die Stadt umgab, ergrimmt waren. Unter der Vormundschaft des mütterlichen Oheims, des Landgrafen Ludwig von Thüringen, später der Heilige genannt, folgte ihm sein dreijähriger Sohn. Jutta war Mitvormünderin, mißbrauchte aber ihre vormundschaftliche Gewalt, so daß zu ihren obenerwähnten Eigenschaften auch noch die der Schlechtigkeit gezählt werden konnte. Bald nach Dietrichs Tode mit einem Grafen Peppo von Henneberg wieder vermählt, strebte sie dahin, diesem das väterliche Erbe ihres Sohnes, wo nicht ganz, so doch Theilweise zuzuwenden, und hatte damit schon begonnen. Da ergriff ihr eigener Bruder, des jungen Ludwigs Vormund, empört über solch unmütterliches Streben, die Waffen, nahm dem Henneberger das schon besetzte Land wieder ab, und jagte diesen sammt der Frau, seiner leiblichen Schwester, zum Lande hinaus. Unter dem Wiedereroberten war auch Tharand, das im Jahr 1223 er Jenem entriß. Ludwig erwarb sich durch diese treue Erfüllung seiner vormundschaftlichen Pflich-

ten die Liebe der Meißner ganz, und wohl mochte diese seine Handlungsweise mehr werth sein, als alle die Handlungen, welche ihm nach seinem Tode den Namen eines Heiligen verschafften.

Jutta's Sohn, Heinrich, dem die Geschichte den Zunamen: „der Erlauchte" gab, und welcher wegen seiner Prachtliebe bekannt ist, war oft auf Tharand, was die vielen von ihm da ausgestellten Urkunden beweisen. Er hatte seine Thüringschen Kriege beendigt, unter seine Söhne seine ausgebreiteten Besitzungen vertheilt, nur das Meißner Land und die Lausitz behalten. Ruhig nun und für sich zu leben, erwählte er das einsam gelegene Tharand zum Aufenthalt. Dabei liebte er aber Glanz und Pracht, welcher Neigung zu fröhnen ihm der damals sehr reichliche Ertrag der Freiberger Bergwerke gestattete. Es läßt sich daher denken, daß er auf Tharand Alles um sich her so einrichtete, wie es damalige Begriffe von fürstlicher Pracht und Bequemlichkeit erheischten. Es kann daher die Zeit seines Aufenthalts daselbst als Glanzpunkt in Tharands Geschichte gelten, da spätere Besitzer nie mehr dauernd auf dieser Burg weilten. Als es ihm aber wegen des zunehmenden Wachsthums seines Hofhalts zu eng auf Tharand wurde, verließ er es und zog nach Seuselitz, einem Dorfe an der Elbe. Und als er auch da nicht Raum genug, sein Haus daselbst auch in ein Nonnenkloster verwandelt hatte, nahm er 1270 seinen letzten Sitz in Dresden. Dennoch war er von da aus oft auf Tharand, wie die von ihm nach diesem Jahre noch da unterzeichneten Urkunden beweisen.

Heinrich war in dritter Ehe mit Elisabeth von Maltitz vermählt, welche Ehe Kaiser Rudolph der Habsburger als eine rechtmäßige anerkannt hatte. Aus dieser Ehe war Friedrich, mit dem Zunamen: „der Kleine“, entsprossen, dem nach des Vaters 1287 erfolgten Tode, in der Ländertheilung, die Pflege Dresden und auch Tharand zufiel. Er soll, wie böhmische Geschichtschreiber behaupten, sein ganzes Erbtheil an Land zwei Jahre später dem Könige Wenzel von Böhmen verkauft, als Lehn von demselben es aber zurückerhalten haben. Die urkundlichen Beweise, welche sie für diese Angabe vorbringen, wollen jedoch nicht ganz ausreichen, daher das Factum noch zu bezweifeln ist. That der kleine Friedrich wirklich diesen Schritt, so geschah es wohl, um durch den mächtigen Nachbar Schutz zu haben. In den Urkunden, welche böhmischer Seits darüber vorgezeigt sind, wird aber Tharand ausdrücklich erwähnt.

Friedrichs Enkel, „Friedrich mit der gebissenen Wange“, besaß Tharand und vertheidigte es wacker gegen die Angriffe Adolphs von Nassau, Alberts von Habsburg und Wenzeslaus von Böhmen.

Unter der Regierung seines Sohnes und Nachfolgers, des Markgrafen Friedrich II. — den die Raubritter seiner Zeit „den Strengen“ nannten, weil er mit aller Kraft ihren Zügellosigkeiten sich entgegen stemmte — finden wir Tharand nur einmal erwähnt. Friedrich hatte nämlich mit dem Markgrafen Karl von Mähren, nachherigem Kaiser Karl IV., im Jahre 1344, einen Heirathsvertrag abgeschlossen, nach welchem eine von Karls Töchtern, die er

hatte, oder die ihm Gott noch bescheren würde, mit einem der Söhne Friedrichs vermählt werden, und zum Leibgedinge, gegen ihre Mitgift von zehntausend Schock breiter Prager Groschen, auch die „Beste zu dem Tarante“ mit verschrieben erhalten solle. Aus diesem Heirathshandel wurde jedoch in der Folge nichts.

Bei der Theilung des Landes, welche die drei Söhne Friedrichs im Jahr 1382 vornahmen, erhielt Wilhelm der Einäugige Meißen und somit auch Tharand. Als dieser 1407 kinderlos starb, kam 1410 nebst einigen Meißenschen Aemtern Tharand an den Landgrafen Friedrich den Friedfertigen, unter dessen Regierung man es 1418 an Heinrich Poßek verpfändet findet.

Eine gute Sitte jener Zeit war es, den Regenten Beinamen zu geben, welche sie in Hinsicht ihrer Eigenschaften, Thaten, ihrer Lebensweise oder körperlichen Beschaffenheit charakterisirten, und mit einem Worte der Nachwelt sie bezeichnend hinstellten. Gut wäre es, geschähe das noch. Manchen würde das vielleicht veranlassen, sein Leben und seine Handlungsweise so einzurichten, daß der Beiname, den ihm, versteht sich, erst die Nachwelt giebt, einen guten Klang nur haben könne. Leider ist es aber nicht mehr so; Schmeichler versuchen es wohl, natürlich nur wohlklingende Beinamen zu ertheilen, finden aber in unseren Tagen keinen Eingang damit, denn nur der Nachwelt gebührt das Recht solcher Bezeichnung. Nur sie kann richtig über den der Geschichte anheim Gefallenen urtheilen, die Zeitgenossen nicht. Friedrich hatte den Zu-

namen „des Friedfertigen." Er hatte aber auch noch den „des Einfältigen". Und warum den letzteren? weil er sich von seinem ehrgeizigen Weibe und deren Vater durchaus beherrschen ließ. Hätten späterhin wegen solcher Verhältnisse Zunamen ertheilt werden sollen, o, wie Viele „der Einfältige" hätte da die Geschichte aufzuweisen.

Friedrich der Friedfertige starb kinderlos im Jahr 1440. Meißen und Tharand fiel an den Kurfürsten Friedrich den Sanftmüthigen. Daß dieser Fürst Tharand sehr liebte und großen Werth auf den Besitz dieser Burg legte, bezeugen die oft von ihm wiederholten und uns aufbewahrten Worte: „Nehmen sie mir auch das ganze Land, lassen sie mir nur Königstein und Tharand!" Seinem Freunde, dem Grafen Günther von Schwarzburg, räumte er Tharand im Jahre 1449 zum lebenslänglichen Wohnsitz ein. Günther, ohne männliche Erben, hatte seinem Neffen, dem Grafen Heinrich von Schwarzburg, gegen eine jährliche Rente seine Besitzungen, wozu unter anderen die Burg Schwarzburg, die Aemter Blankenburg und Königsee gehörten, bei Lebzeiten schon abgetreten. Heinrich war aber ein schlechter Zahler und ließ den Oheim darben. Da gute Worte nicht fruchten wollten, so widerrief der Oheim jene Abtretung und verkaufte nun seinem Freunde, dem Kurfürsten Friedrich, die abgetretenen Besitzungen gegen Ueberlassung der Einkünfte des Städtchens Dippoldiswalde, freie Wohnung auf Tharand und 9000 Gulden Heirathsgut für seine drei Schwiegersöhne. Graf Heinrich von Schwarzburg protestirte jedoch gegen diesen Handel und setzte sich

mit Gewalt wieder in den Besitz der vom Kurfürsten schon mit Mannschaft belegten Güter. Dennoch ließ Letzterer seinen Freund Günther, der schon auf Tharand wohnte, ruhig da bis an dessen Tod leben, welcher bald erfolgte.

In dem Eger'schen Vertrage, welchen Kurfürst Friedrich mit dem Könige Georg Podiebrad von Böhmen im Jahre 1459 abschloß, sowie in dem von Friedrichs jüngstem Sohn, Herzog Albert, drei und zwanzig Jahre später ausgestellten Reverse, wird Tharand noch als böhmisches Lehn aufgeführt. Jener Vertrag war zugleich die Urkunde über die Vermählung Herzog Alberts mit des Königs, erst neun Jahr alten Tochter Zedona oder Sidonia. Das Beilager fand sechs Jahre später 1464 statt. Albert starb 1500 in einem Kloster bei Leyden, während er Gröningen belagerte. Seine Leiche ward mit großem Gepränge nach Meißen geführt und in der fürstlichen Kapelle beigesetzt, während welcher Feierlichkeit an allen zwei und dreißig Altären in der Domkirche zu gleicher Zeit Messe gelesen ward.

Sidonia erwählte unter den ihr ausgesetzten Gütern die Burg Tharand zu ihrem Wittwensitz. Hier lebte sie zehn Jahre lang in strenger Eingezogenheit, wie es einer bejahrten Wittwe zukommt, und in steter Ausübung der Christenpflichten nach den Gebräuchen ihrer Kirche. Nur mit den geistlichen Herren im hohen Dom zu Meißen, sonst mit Niemand, hatte sie Umgang. Reichlich beschenkte sie dieses Hochstift, und ward auch in demselben beigesetzt, als sie am 1sten Februar 1510 auf Tharand — nach dem

Ausdrucke des Pirna'schen Mönches — „in hitziger Andacht“ starb.

Sie, die Stammmutter der sächsischen Fürsten Albertinischer Linie, schloß die Reihe der fürstlichen Personen, welche auf Tharand lebten. Nach ihr diente diese Burg nur zuweilen seinen Besitzern zu einem kurzen Aufenthalte, nie mehr zu einem bleibenden; denn nach dieser Zeit nahm der Gebrauch zu, einen festen Wohnsitz oder die Residenz in einem großen Orte zu nehmen, nicht mehr auf Burgen zu leben, welche bei der gänzlich veränderten Art, Krieg zu führen, die alte Sicherheit nicht weiter leisten konnten. Es scheint auch, als ob sie überhaupt ganz unbewohnt geblieben sei, denn der damalige Förster in Tharand erhielt im Jahre 1559 den Befehl: auf das Schloß zu ziehen, „damit es nicht allein stehe.“

Moritz Nachfolger, Kurfürst August, mochte Tharand aber nicht zugethan sein, weil er in einer Anwandlung von übler Laune, wobei man Grillen mit Grillen zu vertreiben für verträglich hält, mitten im Tharander Walde ein Jagdhaus erbauete, Grillenburg es nannte, und dahin das Tharander Amt, — das jedoch 1827 wieder nach Tharand zurück kam — verlegte, um diesen düstern Sitz der Einsamkeit und der Grillenfängerei dadurch wenigstens in Etwas zu beleben. Indessen beehrte er doch das verlassene Tharand im Herbste des Jahres 1562 mit einem Besuche. Hier stand es wahrscheinlich in traurigem Zustande und er befahl daher, die verschiedenen Reparaturen vorzunehmen, welche aus noch vorhandenen Rechnungsacten der Zeit er-

sichtlich sind. So wurden die mit Schiefer gedeckten Dächer der Burg mit Schindeln ausgebessert; die Zugbrücke mit neuen Bohlen belegt; die Röhrfahrt hergestellt, die Thurmuhr wieder in Gang gebracht; Fenster, Thüren und Schlösser reparirt, kurz, eine totale Ausbesserung der Burg vorgenommen. Auch findet man in den erwähnten Acten 24 gl. für Reinigung des Schlosses, nach der Abreise des Kurfürsten, mit der Bemerkung in Ausgabe gestellt: „weil die Leut von dem gnädigsten Herrn kein Trankgeld erhalten."

Man hätte nun glauben sollen, daß jene bedeutende Reparatur die Absicht der Erhaltung der Burg laut ausgesprochen. Doch nicht also. Eine Grille mochte auch diese gewesen sein, sowie die fünf Jahre später, 1568, von demselben Kurfürsten anbefohlene gänzliche Ausräumung der Burg eine solche war. Alle Möbeln und Geräthe, welche sie enthielt, wurden nach Grillenburg geschafft. Wie wenig bedeutend jedoch damals dieser Hausrath gewesen, möchte sich daraus ergeben: daß die Hofmeisterin von Miltitz am kurfürstlichen Hofe, welche selbst nach Tharand kam, diese Uebersiedelung zu leiten, „aus einigen geringen Bettleins ein einziges" machte, das ebenfalls nach Grillenburg geschafft ward. Wäre es indessen bei dieser Ausleerung Tharands geblieben, so sähen wir jetzt wohl mehr noch von seinen Mauern, so aber folgte ihr bald eine Art Zerstörung der Burg. Das Schieferdach wurde abgedeckt, die Schiefern verkauft, die Fenster herausgenommen, die Thürschlösser ausgebrochen und Alles nach Grillenburg geschafft.

Der Witterung und Zerstörung Preis gegeben, verließ man den alten Sitz und wendete einem neuen Bau — Grillenburg — seine ganze Aufmerksamkeit zu, der bei seiner düstern Lage doch nie werden konnte, noch geworden ist, was Tharand war. Die Elemente arbeiteten nun ungehindert an der Zertrümmerung der Veste, und schon 1582 stürzten Mauern zusammen, welche die Gemeine in Tharand zur Reparatur ihres Kirchthurms benutzen durfte.

Mochte es auch die Einwohner des Städtchens Tharand — oder, wie es damals noch hieß, Granaten, — mit Schmerz und Trauer erfüllt haben, so ganz absichtlich und vorsätzlich die alte Burg zur öden Stätte umgewandelt zu sehen, da mancher Genuß, welcher ihnen bei der wenn auch nur selten vorkommenden Anwesenheit des Fürsten oder seiner Hofherren wurde, nun wegfiel, so sprießte doch auf andere Weise neues Leben für sie aus jenen Ruinen hervor. Die Grundstücke, welche zur Burg gehörten, sie am Fuße des Berges umgaben, wurden allmählig Ansiedlern, erst erbpachtsweise, dann ganz als reines Eigenthum, überlassen, wodurch an funfzig Familien hier Nahrung fanden, den Ort durch Anbau vergrößerten; — die Volkszahl wuchs. Tharands Häuserzahl nahm seitdem bedeutend zu und dehnte sich, besonders nach der Seite hin, wo jetzt die Badeanstalt ist, das Städtchen immer mehr aus.

Auch die jetzige Kirche, welche vorn auf der Höhe steht, wo, nicht fern von ihr, der letzte Rest der Burg verwittert, verdanken Tharands Bewohner der untergegangenen Veste. Die frühere Kirche stand da, wo jetzt das Rathhaus steht.

Es war ein baufälliges Haus, an welchem immer zu repariren war und dem sie, wie vorhin erwähnt, im Jahre 1582 erst noch einmal recht aufgeholfen hatten. Indessen drohte sie, je länger je mehr, den Einsturz, und der Bau eines neuen Gotteshauses ward dringend nothwendig. Da geschah es, im Jahre 1617, daß die Einwohner Tharands ihren Fürsten um die Erlaubniß baten, auf die Stirn des Felsens, da, wo auch alte Schloßgebäude gestanden haben, sich eine neue Kirche erbauen und dazu die noch brauchbaren Materialien der schon verfallenden Burg verwenden zu dürfen. Es erfolgte keine Antwort, und die armen Tharander gingen fort und fort in ihr Gotteshaus mit der Furcht, unter dessen Ruinen einmal begraben zu werden. Nach drei Jahren wiederholten sie ihr Gesuch und erhielten endlich, doch auch erst drei Jahre darnach, eine gewährende Resolution. Der Bau begann sogleich; aber erst 1631 wurde das neue Gotteshaus eingeweiht. Seitdem steht dieses hier auf Grundmauern alter Burggebäude, läßt seine Glocken weit hin erschallen in alle drei Thäler Tharands, und ist der Gegend ein wahrer Schmuck, so klein und unansehnlich es auch ist.

Ich ende mit Schillers Worten:

Holder Friede,
Süße Eintracht,
Weilet, weilet
Freundlich über diesem Haus!
Nimmer soll der Tag erscheinen,
Wo des rauhen Kriegers Horden
Dieses stille Thal durchtoben.

An Abbildungen von Tharand fehlt es nicht, weder an größeren, noch an kleineren. Vorzüglich ist jedoch keine zu nennen. — Ebenso fehlt es auch nicht an Schriften über Tharands Burg, als: Tharand, ein historisch-romantisches Gemälde, nach der Natur, Urkunden und Sagen bearbeitet von Friedr. Schlenkert. Erstes Bändchen. Dresden, 1797. 166 S. in 8. mit 4 schlechten Abbildungen. Die Fortsetzung erschien nicht. Der Verfasser, auch durch einen, zu seiner Zeit viel gelesenen Roman: Friedrich mit der gebissenen Wange, bekannt, hat darin die Geschichte Tharands sehr gründlich bearbeitet; daher seine Nachfolger in solchen Bearbeitungen ihn fleißig benutzten, was auch in vorstehendem Aufsatze geschehen ist. — Die Ruinen von Tharand. Ein Beitrag zur Kunde der Vorzeit und neueren Lectüre. Dresden, 1795. 54 S. in 8. mit einer Abbildung von den Ruinen. — Tharand und seine Umgebungen, beschrieben von B. C. Dresden, 1835. 2te Ausg. 116 S. in 8. mit einer Ansicht von Tharand und einem Plane der Thäler und des Ortes.

Die Abbildungen von Tharand sind entweder zu gro-
ßen, noch zu kleinern. Wechselnd ist jedoch sehr zu nennen.
— Sonst fehlt es auch nicht an Schriften über Tharand.
Man hat: Tharand, ein Bild für romantische Gemüther, nach der Natur, Urkunden und Sagen bearbeitet von Fried. Schlenkert. Erstes Bändchen. Dresden, 1797. 188 S. in 8. mit 4 radirten Kupferstichen. Die Fortsetzung ist nicht erschienen. Der Verfasser, auch durch einen zu seiner Zeit als getreuen Roman: Friedrich mit der gebissenen Wange, bekannt, hat darin die [illegible] gründlich dargestellt; daher sein Buch für [illegible] brauchbar ist, und auch in neuerem Auflage erschienen ist. — Die Ruinen von Tharand. Ein Beitrag zur Kunde der Vorzeit und neueren Cultur. Dresden, 1799. 64 S. in 8. mit einer Zeichnung von den Ruinen.
— Tharand und seine Umgebungen, beschrieben von W. G. Dresden, 1825. 2te Ausg. 116 S. in 8. mit einer Ansicht von Tharand und einem Plan der Stadt und der Gegend.

# Hohenlandsberg und Frankenberg

im

Königreiche Bayern.

(Von unbekannter Hand eingesendet.)

# Hohenlandsberg.

Ermanne dich, und glaube: was untergeht,
Steht wieder auf zu neuer Schöpfung,
Und aus Vermod'rung keimt das Leben.

Neuffer.

---

Die im Königreiche Bayern liegende Herrschaft Landsberg, oder Hohenlandsberg, gehörte sonst den Grafen von Hohenlohe, und wurde, nach einem noch vorhandenen Theilungsbriefe vom Jahre 1330, der Hohenlohe-Speckfeldischen Linie, namentlich dem Grafen Lutz von Hohenlohe, zu seinem Antheile mit Speckfeld, Schernau, Frankenberg, Uffenheim, Kropfsberg, Hollsch und sämmtlichen dazu gehörenden Dörfern ꝛc. übergeben.

Im Jahre 1369 gab Graf Gerlach von Hohenlohe die Vesten Hohenlandsberg und Frankenberg dem Stifte Würzburg in Versatz, und 1406 verkaufte Graf Johann von Hohenlohe die Vesten Jagstberg, Lauda, Hohenlandsberg, einen Theil von Kitzingen, mit Losung, Pfandschaft und Wiederkauf, auch Briefen, Forderungen und Rechten, die er und seine Vorfahren an solche hatten, an den Bischof Johann von Würzburg um 6300 Fl.

Am Freitage vor Pfingsten im Jahre 1410 versetzte Bischof Johann I. von Würzburg an seinen Bruder, den Deutschmeister Konrad von Egloffstein, das Schloß Landsberg mit seinen Zubehörungen für 5400 Fl. Von diesem kam es an die Grafen von Werthheim, und nachdem es das Stift wieder eingelöst hatte, verkaufte es Bischof Johann II. von Würzburg, nebst dem Amte und Dorfe Dornheim, im Jahre 1435 an den Grafen Erkinger von Schwarzenberg, dessen Erben, die Grafen von Seinsheim, im Jahre 1443 es nach seinem Tode dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg zu Lehen übertrugen. Von da an blieb es unter der Herrschaft des Schwarzenbergischen Hauses bis 1547, wo Graf Friedrich von Schwarzenberg in kaiserliche Ungnade fiel, und Markgraf Albrecht Alcibiades von Brandenburg-Culmbach das Schloß wegnahm und es dabei sehr beschädigte. Indessen befand sich der Markgraf nur wenige Jahre im ruhigen Besitze desselben; denn als dieser tapfere aber unglückliche Fürst mit Würzburg, Bamberg und Nürnberg in einen Krieg verwickelt wurde, hatte auch Hohenlandsberg das Schicksal, ein Raub der Verheerungen zu werden, die von da an die Markgräflichen Lande betrafen.

Am 1sten April 1554 rückte der würtembergische Hauptmann Sebald Schirmer vor das Schloß, warf einen Wall vor demselben auf, und setzte ihm, nachdem er es am 5ten April vor Tages Anbruch durch vier Trompeter vergebens hatte auffordern lassen, mit sechs und zwanzig Kanonen so zu, daß es sich drei Tage später auf Gnade

und Ungnade ergab; wobei, nach einigen Schriftstellern, eine Verrätherei besonders mitgewirkt haben soll. Außer siebenhundert und acht Kugeln, welche am 5ten April in das Schloß fielen, verursachten auch zwei hineingeworfene Feuerkugeln einen beträchtlichen Schaden, besonders an den Proviant-Magazinen; demungeachtet fand man dort in den Kellern vielen Wein und Proviant, namentlich nur an Fleisch: 23 Ctr. 60 Pfd. trocknes Rindfleisch, 58 Pfd. trocknes Kalbfleisch, 25 Ctr. trocknes Schweinefleisch, 16 Ctr. 19 Pfd. eingesalzenes Rindfleisch, 50 Ctr. 29 Pfd. dergleichen Schweinefleisch, und 150 Ctr. 55 Pfd. dergleichen Schaaffleisch, in Summa 266 Ctr. Die markgräfliche Besatzung erhielt freien Abzug mit Untergewehr, mußte sich aber zuvor eidlich verbinden, in sechs Monaten weder gegen den Kaiser, die Reichsstadt Nürnberg, noch ihre Bundesverwandten zu dienen, noch auch jemals wieder beim Markgrafen Albrecht Dienste zu nehmen. Der Kommandant, Hieronimus Stöckel, wurde nach Würzburg gebracht, wo er unter andern beschwören mußte: nie mehr ein Roß zu besteigen.

In der Burg waren nur funfzig Rottknechte, dagegen aber fünf und funfzig große und kleine Büchsen auf Rädern und viele Doppelhaken, von denen die Nürnberger zwanzig Räderbüchsen und sechs Mörser mit nach Hause nahmen. Unter den erstern befanden sich mehrere mit sechs, drei mit zwei Läufen. Auf einer Büchse stand:

Markgraf Friedrich hochgeborn,
Hat mich zur Scharpf Metz anerchohren.

In einem finstern unterirdischen Keller fand man, außer vielen todten Körpern, vier lebende Bürger aus Nürnberg, die sogleich befreit wurden. Nachdem nun das Schloß rein ausgeplündert war, wurde es durch Pulver gesprengt und von Grund aus geschleift.

Auf einer Nürnberger Gedächtnißmünze steht auf der Vorderseite: „Ao. 1554 Suntag den 8. Aprillis ward „das Schloß Hohenlandsberg — welches vor Zeiten der „fränkische Spiegel genannt — durch die drey bundes„vereinigte Ständ Bamberg, Würzburg und Nürnberg „erobert, darinnen mercklicher Vorrath, Proviant, und 56 „Stückbüchsen auf Rädern und sonst der andern 54 ge„funden." Auf der Rückseite steht: „Gabriel Nutzel des „Raths zu Nürnberg war damals der Stadt Kriegs-Com„missarius, welcher allein Gott, dem Niemand widerstehen „mag, die Ehr und seinen Gefreundten zum Gedächtniß „diesen Beutpfennig giebt."

Auf die von dem Herrn von Schwarzenberg beim Kaiser erhobene Klage wurde diesem, gegen Abtreten einiger Dörfer und Vogteiligkeiten an Brandenburg-Culmbach, noch im Jahre 1554 die Herrschaft Hohenlandsberg mit der zerstörten Burg wieder eingeräumt. Von dieser Zeit an blieb diese, sonst so feste Burg — von welcher in Hortleders Buche von der Rechtmäßigkeit, Anfang, Fort- und endlichem Ausgang des deutschen Kriegs Kaiser Karls V. wider die Schmalkaldischen Bundesgenossen, S. 2. eine gute Abbildung zu sehen ist — in Schutt und Trümmern liegen. Erst nach drittehalbhundert Jahren, zu Ende des

achtzehnten Jahrhunderts, ließ der Forstmeister Friedel die Umgebung der Ruinen, welche wenigstens 1600 Fuß über der Meeresfläche liegen, urbar machen, die Höfe und Keller aufräumen, und auf einer Bastei ein Häuschen erbauen, worin der Wanderer nothdürftigen Schirm bei ungünstiger Witterung findet. Der sehr schönen und weiten Umsicht wegen wird dieses Häuschen fleißig besucht. An heiteren Tagen soll man mittels Fernrohrs die sechszehn Stunden weit entfernte Stadt Nürnberg, ja sogar den Rothenberg in der Oberpfalz erblicken.

Der fränkische Dichter Schlez hat den anmuthigen Berg mit seinen Ruinen besungen.

# Frankenberg.

Gegrüßt sei, heil'ge Stätte
Aus theurer Väter Zeit;
Du zeigest, wo ich trete,
Von alter Herrlichkeit.
Der Deutschen Kraft auf schöner Bahn
Spricht mich auf deinen Höhen an.

Hülsemann.

---

Frankenberg, das Bergschloß, liegt an $2\frac{1}{2}$ Stunden von Markt-Breit und $\frac{5}{4}$ tel Stunden von Hohenlandsberg, auf der Spitze eines Astes des Steigerwaldgebirges, welches sich hier endigt.

Nach Kaspar Bruschius war im Jahre 1168 ein höchst ansehnlicher Reichstag in Würzburg, auf welchem der Barbarossa dem Würzburger Bischof Herold die Freiheiten seines Bisthums und Herzogthums Ostfranken unter der güldenen Bulle bestätigte; zugleich wären auf Befehl eben dieses Kaisers „der raubenden Halbmenschen „Bramberg*) und Frankenberg zerstört, und der Berg „Bramberg dem Bischof Herold unter der Bedingniß ge„schenkt worden, daß niemals ein Schloß daselbst aufge-

*) s. S. 334 des 7ten Bds. der Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands von F. Gottschalck. Halle, 1829. 8.

„bauet werde.“ Wer diese raubenden Halbmenschen waren, giebt er nicht an. Indessen, hiervon abgesehen, war im siebenzehnten Jahrhunderte Frankenberg, auf dem zwei Schlősser standen, das unbestrittene Eigenthum der Grafen von Hohenlohe, und von diesen kam das vordere Schloß an die Burggrafen von Nűrnberg, das hintere an das Stift Wűrzburg. Im Jahre 1281 verkaufte der Burggraf Friedrich zu Nűrnberg sein Schloß Frankenberg auch an das Stift Wűrzburg, welches ihm fűr die Kaufsumme Bernheim und Herbelsheim, mit Vorbehalt zwőlfjähriger Auslősung, — die aber nicht erfolgte — einsetzte. Am 8ten des Wintermonats 1294 verkaufte Bischof Mangold von Wűrzburg dieses Schloß Frankenberg an den Domprobst Heinrich von Weymar, und zwar mit dem Bedingniß: „daß es hinfűhro und zu ewigen Zeiten Niemand „anderst, denn einem zeitlichen Domprobst zu Wűrzburg „zustehen und bleiben solle.“

Der hintere Frankenberg ist schon seit fast vierhundert Jahren zerstőrt. Dies ging so zu. Im Jahre 1462 hatten Bischof Georg von Bamberg und Herzog Ludwig von Bayern mit dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg eine Fehde. Um diese Zeit hatte der Domprobst Ruprecht von Wűrzburg auf seinem Schlosse Frankenberg einen Hauptmann, der hieß Luz Schott. Dieser vereinigte sich mit Hans von Abtsberg, Besitzer des vorderen Schlosses dahin, daß während dieser Fehde ein Jeder von ihnen mit seinem Amtsverwandten ruhig sitzen, und nichts gegen den Andern vornehmen wolle. Dies geschah auch, mit Wissen

und Willen des Markgrafen. Aber Siegsmund von Schwarzenberg, der bei Gelegenheit dieser Fehde vom Bischof von Würzburg hart beschädigt war, kam mit Etlichen zu Pferde und zu Fuß, während man an keinen Feind dachte, vor den hinteren Frankenberg, hieb die Thore ein, leerte das Schloß mit seinen Oekonomiegebäuden rein aus, und legte Alles dann in Asche.

Jetzt sieht man von diesem Schlosse noch doppelte Graben, innerhalb derselben eine Ringmauer, von der noch ziemliche Reste stehen und welche, wie man auch noch bemerken kann, mit vielen Thürmen flankirt war, von denen vier noch ziemlich erhalten sind. In der Mitte der Ringmauer steht ein dachloser mit Kropfsteinen aufgeführter runder Thurm, welcher unten eine, erst in neueren Zeiten eingebrochene kleine Oeffnung hat. Durch diese bemerkt man in seinem Innern nichts von einer Treppe, die auf seine Höhe geführt hätte. Wahrscheinlich konnte man aus einem in seiner Nähe stehenden Gebäude, mittelst einer Zugbrücke, in seinen oberen von Holz erbauten Stock gelangen.

Der vordere Frankenberg liegt auf der Stirn der Zinne des Berges, — 1500 Fuß über dem Niveau des Meeres — bildet ein viereckiges gut erhaltenes und fortwährend bewohntes massives Gebäude. Der Flügel gegen Mitternacht ist zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts abgebrannt und nicht wieder in bewohnbaren Zustand gesetzt worden. Um das Schloß läuft ein sehr tiefer und breiter gefütterter Graben. Jenseits desselben liegt ein starker Wall, der mit Obstbäumen bepflanzt, und der Bequemlich-

keit wegen, um zu den weiter hin gelegenen Gütern zu gelangen, an mehreren Stellen durchbrochen ist.

Da auf dem Berge weder in= noch außerhalb des Schlosses ein Brunnen sich befindet, so ist zunächst dem Keller eine große Cisterne angebracht, wohin alles Regenwasser aus dem Graben sich ergießt.

Noch im funfzehnten Jahrhunderte bewohnten die Herren von Abtsberg, später die von Heßberg dieses Schloß; von dieser Familie erkaufte es 1520 von Hutten, Brandenburgischer Oberhauptmann zu Kitzingen, und machte es zu einem Brandenburger Lehn. Nach der Schlacht von Lützen beraubte der Fürstbischof von Würzburg die von Hutten ihrer Güter, und namentlich auch ihres Frankenbergs, und obschon sie es nach dem westphälischen Frieden wieder bekamen, so erhielten sie doch ihr geplündertes Archiv nie zurück.

Im Jahre 1791 schenkte der 1806 gestorbene letzte Markgraf von Anspach, Alexander, das Schloß Frankenberg, mit Zurückbehaltung der ehemals dazu gehörenden Dörfer und Gerechtsame, doch mit dem übrigen sehr beträchtlichen Schloßgute ꝛc., als heimgefallenes Lehn, seinem Oberkammerherrn von Pöllnitz, dessen Familie bis jetzt noch dort wohnt.

Notizen zu Hohenlandsberg, wie zu Frankenberg, lieferten: das fränkische Archiv von Büttner, Keerl und Fischer. — Topographisches Lexikon von Franken, von Bundschuh. — P. Oetterß historische Sammlung. — Dekan Georgi Uffenheimsche Nebenstunden. — Wibel, Kirchengeschichte — und die Chroniken von Friese, Crusius und Hortleder.

# Waldstein

auf dem Fichtelgebirge

im

Kreise Oberfranken

des Königreichs Bayern.

---

Vom

Herrn Bürgermeister Zapf

in Münchberg.

# Waldstein

## bei Münchberg und Weißenstadt.

Es klagt ein tiefes Trauern
Um den erlosch'nen Glanz;
Von ernsten, frommen Schauern
Erbebt die Seele ganz:
Doch sieht man unverwittert
Den Fels dort oben steh'n,
Und ob der Fels zersplittert,
Sein Ruhm wird nie vergeh'n.

J. Krais.

---

Zu den schönsten und höchsten ruinentragenden Felsenhöhen, sowie zu den besuchtesten des Fichtelgebirges, gehört unstreitig diejenige, welche unter dem Namen „Waldstein" bekannt ist. Die riesenmäßigen, von der Natur auf das bewundernswürdigste hingestellten und aufeinander geschobenen Granitmassen derselben, die schönen Ruinen, und die ungemein große und reiche Aussicht, die man hier nach allen Richtungen hin hat, werden für alle Zeiten Freunde erhabener Naturscenen anlocken und festhalten.

Man kann zu dieser Höhe von Münchberg aus in zwei kleinen Stunden, und von Weißenstadt in einer Stunde gelangen. Von ersterem Orte hat man zwei ver-

schiedene Wege. Der eine führt über Zell, der andere über Rainersruth; der erstere, obgleich nicht so steil, wie der letztere, führt bedeutend um; wogegen letzterer den Vorzug hat, die angenehmsten Ueberraschungen zu bereiten, indem man plötzlich aus dichtem Gehölz vor das verfallene Thor der Veste geführt wird.

Hohe, dichtumherstehende Fichtenbäume, die häufig nur auf den Steinmassen gewurzelt sind, verbreiten ein mystisches Dunkel; melancholische Stille herrscht ringsum, nur durch das Rauschen der Bäume und Geflatter der Vögel unterbrochen, — und ein tiefes Gemüth fühlt sich bald in Träumereien versenkt und beschwört der Vorzeit Tage zurück.

Die hier aufgethürmten Felsen haben oft eine Höhe von 150 Fuß, und deren Länge beträgt auf dem höchsten Gipfel des Bergrückens an 500 Schritte; sie bilden drei Gipfel, auf deren westlichem die Ruinen der Burg liegen.

Vom Fuße des Gebirges an bis zum Gipfel der Felsen des Waldsteins rechnet man eine Höhe von 2606 Fuß. Der Bergrücken zieht sich gegen eine Meile in die Länge, auf welchem östlich auch der sogenannte kleine Waldstein, ein Chaos von großen isolirten Felstrümmern, Sümpfen und Gestrüpp, sich befindet, und der Arnstein, ein vom Waldsteine südwestlich liegender bedeutender Fels, von dem man gegen Mittag eine angenehme Aussicht hat.

Wenn man durch das erwähnte ganz verfallene Thor in den Burghof eintritt, so zeigt sich, etwas rechts, ein isolirter Stein in der Form eines Tisches, welcher durch eine Sage — auf die wir später zurückkommen werden —

bekannt ist. Der ganze Schloßhof ruhet auf Felsen und ist von solchen zum Theil umgeben; die Lücken waren mit Mauer ausgefüllt und sind es theils noch. Die meisten Ueberreste des Walles erblickt man noch rechts am Eingange des Hofraums und an der südöstlichen Ecke desselben. In einem Bogen herum gelangt man von dem an der Nordseite der Höhe liegenden Thore des Burghofes an die gegen Süden gerichtete Hauptseite, oder Fronte des Gebäudes. Vorher hat man zur Linken Ruinen von einem länglichen Gebäude, das wahrscheinlich einst das Thorhaus mit Stallung enthielt. Ein Thurm bildete die Mitte des vorderen Theils des Hauptgebäudes und deckte dieses. Durch denselben gelangte man mittelst einer schmalen Pforte in die inneren Räume der Burg; außerdem hatte solche keinen Eingang. Der erwähnte Eingang in den Thurm öffnete sich erst in bedeutender Höhe von dem Boden; obgleich derselbe jetzt durch vielen Schutt erhöht ist, so kann man die Pforte doch nur mittelst einer Treppe erreichen. Ein rechts am Eingange gegen 8 Fuß hervorstehendes Gebäude deckte wahrscheinlich diesen. Das Innere des Thurmes, dessen vier Seiten ungleich sind und sich nach den Felsen richten, bildete früher unten eine Halle; die Decke derselben ist jedoch nunmehr zusammengestürzt. Von diesem Raume gelangt man über einige Stufen auf einen ebenen Platz. Hier sind gegen Süden noch Mauern von den Abtheilungen des Erdgeschosses des Schlosses, sowie der Eingang zu einem verfallenen Gewölbe, neben welchem man auf einer Treppe den Fels ersteigt, auf dem

das den Eingang schützende Bollwerk gegründet war. Gegen Osten finden sich die Reste eines an die Mauern des Zwingers angebauten, weit in die Tiefe hinablaufenden Thurmes, der das Burgverließ enthalten haben mag; gegen Norden erklimmt man einen höher liegenden Felsen, welcher einst die Grundlage eines Thurmes bildete, von welchem nur noch wenige Spuren da sind. Dieser Platz liegt so hoch, daß er die gegen 50 Fuß hohe vordere Thurmmauer überragt. Hier genießt man eine reiche Aussicht in das Sächsische und Reussische. Die westliche Seite des Schloßhofes umzieht noch eine Mauer mit einer Brustwehr. Im nördlichen Raume des Zwingers befand sich der Brunnen, von welchem jedoch fast gar nichts mehr wahrzunehmen ist. Vom nördlichen Theile des Hauptgebäudes ist nichts mehr vorhanden. — Die ganze Länge der Veste mag gegen 281 Fuß betragen haben.

Geht man in den äußeren Schloßhof zurück, und schmiegt sich von da aus an den Felsenmassen hin, bis zu deren östlichem Ende, so gelangt man zu dem Platze der ehemaligen Kapelle, von welcher nur noch die vordere Mauer mit der Pforte und ein ganz geringer Rest der östlichen Seite übrig ist. — Nahe bei dieser Kapelle thürmt sich der höchste Fels auf, welcher wegen seiner oben etwas vertieften Form die „Schüssel" genannt wird, und auf welchem einst ebenfalls ein Thurm gestanden haben soll. Man ersteigt auf einem schmalen hölzernen Tritte den untersten Absatz des Felsens, schmiegt sich unter einem überhangenden großen Steine durch, und erreicht mittelst einer zwei-

ten hölzernen Treppe einen höheren mit einigen Fichten bewachsenen Platz; dann klettert man auf mehreren in die Felsen eingehauenen Treppen zu einer dritten und vierten hölzernen Stiege und von da auf die mit einer Bedachung versehene Spitze. Dieser Raum faßt 6 bis 7 Personen. Man steht hier auf einer Schwindel und Schauder erregenden Höhe, wo Aeolus seinen beständigen Wohnsitz aufgeschlagen hat, weshalb der Besucher sich nicht erhitzt auf diesen Punkt wagen wird.

Eine herrliche und höchst ausgedehnte Ansicht, wie man sie fast auf keiner anderen Stelle des Gebirges hat, lohnt reichlich für die Mühe und den Schauder des Ersteigens. Gegen Morgen hat man gerade vor sich die reich mit Wald bedeckte, gegen eine Meile breite Berglinie, dahinter die Ruine Epprechtstein und den großen Kornberg, und rechts und links weite Blicke nach Böhmen hinein, hinweg über viele Ortschaften, unter denen sich besonders Selb, Marktleuthen, Thierstein u. s. w. hervorheben. Gegen Mittag zeigt sich das Egerthal mit Weißenstadt und mehreren kleinen Ortschaften; gerade gegenüber die hohe Mütze, die Kösseine, die Luisenburg, und weiterhin die Pfälzer Gebirge; mehr rechts der Rudolphstein, Schneeberg, Ochsenkopf. Abendwärts sieht man in der Nähe Gefrees und viele Dörfer, und in weiterer Entfernung steht, erhaben über den Wellenlinien einer ausgebreiteten Landschaft, die in eine Corrections=Anstalt verwandelte Veste Plassenburg — einst des Landes Stolz und Sitz der Regenten —, und bei heiterem Himmel zeigt sich ein fernes

Gebirge, aus dessen blauem Dufte die Veste Coburg auftaucht; weiter links streift der Blick über die Bernecker und Thurnauer Gegend in das Bambergische hinab. Gegen Mitternacht endlich hat das Auge über die Ortschaften Sparneck, Weißdorf, Schwarzenbach an der Saale, Kotzau, Hof, Münchberg, Helmbrechts, Döbra, Ahornberg, die Schlösser Schauenstein und Neuhaus, einen weiten Spielraum in das Sächsische, Reussische und Hennebergische.

Der Ursprung der Veste Waldstein, wegen ihrer ehemaligen rothen Bedachung auch das „rothe Schloß“ genannt, fällt zurück in die Zeiten, als gegen die aus Böhmen vordringenden Slaven wichtige Vertheidigungsanlagen errichtet und die nordgauische oder ostfränkische Markgrafschaft gegründet wurde. Dem Vermuthen nach bildete Waldstein damals die Hauptveste am Eingange der zweiten Abtheilung dieser Markgrafschaft, welche sich beim Schiedaer Walde — der von der Scheidung der beiden Abtheilungen seinen Namen führt — öffnete, und über Münchberg, Culmbach ꝛc. weit nach Franken hinabzog und mit dem Namen „Markgrafschaft Babenberg“, später „Amerthal“ oder auch „Schweinfurth“ bezeichnet wurde. Da dieser Bezirk der bischöflichen Dióces Würzburg, später Bamberg, — der jenseits der Scheidung aber der Dióces Regensburg zugehörte, so müssen die durch Wald und Berge getrennten Bewohner dieser beiden Landesstriche auch in späteren Zeiten noch wenig im gegenseitigen Verkehr gestanden haben; denn auffallend verschieden ist noch jetzt der Dialect der Sprache der diesseits und jenseits der

Berge, wenn auch oft kaum eine Stunde weit von einander entfernt wohnenden Völker.

Zur Unterstützung der Veste Waldstein wurden zugleich mehrere Thalvesten angelegt, wie z. B. Sparneck, Stockenroth, Bucheck ꝛc. Die Vertheidigung solcher Befestigungswerke — welche auch bei den wiederholten Einfällen der Ungarn von großer Wichtigkeit waren — wurde gewöhnlich angesehenen, im Ruhme der Tapferkeit stehenden Geschlechtern übertragen, an welche dann, wenn sie sich auf einem solchen Posten längere Zeit behauptet hatten, die Vesten mit ihren Bezirken als Reichslehen übergingen. Als ein solches Geschlecht tritt bei der Veste Waldstein dasjenige hervor, welches sich nach der Veste Sparneck benannte, und die ganze Umgegend als Lehen besaß. — Der Name Sparneck ist das abgekürzte Wort: Sparrenhecke; denn mit Hecke wurde in der Sprache des deutschen Kriegswesens jedes geschlossene Befestigungswerk bezeichnet. Diese Angabe wird begründet durch eine Urkunde vom Jahre 1223, wo unter Andern als Zeugen vorkommen: Arnoldus de Sparrenberg et frater ejus Rudegerus de Sparrenhecke; auch bestand das Wappen der Sparnecker aus rothen Sparren im silbernen Felde.

Das Rittergeschlecht derer von Sparneck gehört zu den ältesten dieser Gegenden. Ihr Name wird in den Annalen der Stadt Hof unter ihren ersten Erbauern 1080 gefunden. Demzufolge ist ihr Geschlecht eins der ersten mit, welche sich nach ihren Besitzungen genannt und ihrem

Namen das Wörtlein „von“ vorgesetzt haben; denn es reichen die ältesten Beispiele, welche man davon anzuführen weiß, nicht weiter zurück, als bis zum Jahre 1029. — Außer vielen Ortschaften besaßen die Sparnecker zur Zeit ihrer Blüthe die Schlösser: Sparneck, Waldstein, Hallerstein, Uprode, Buch, Weißdorf, Stockenroth, Abburg, Gattendorf, Bucheck, Stein, Bernstein, und selbst eine kleine Burg zu Baireuth. Sie waren sehr geachtet und wurden häufig zu Zeugen, Schiedsrichtern und Bürgen gewählt.

Urkundlich findet man der Veste Waldstein erwähnt im Jahre 1298, wo die Vögte von Plauen, Heinrich der Aeltere und Heinrich der Jüngere, ihre Antheile an den Schlössern Sparneck und Waldstein und der Stadt Münchberg, welche Besitzungen sie von dem Ritter Babo von Sparneck käuflich an sich gebracht hatten, dem Ullrich Sack von Planschwitz (bei Plauen) zu Lehen gaben.

Im Jahre 1323 erhielt Johann der Sparnecker auf sein Ansuchen vom Kaiser Ludwig die Reichsbelehnung für sein Drittheil an den Sparneckschen Gütern — (das Geschlecht der Sparnecker bestand damals aus drei Hauptlinien) — und zugleich die Erlaubniß, solche anderweit an Eberhard und Ullrich von Pintlach (Bindloch bei Baireuth) verleihen zu dürfen. Benannt sind in der Urkunde: „Müncheberch die Statt, daz drithail mit allen den Rechten, die dazu gehören, Sparnegk, Cell, Mahiltrütt (Mechlenreuth), Schwinsbach (Schweinsbach) mit dem Zehnt, Gosemsdorf (Gottersdorf), Wolmannsruit (Wolmersreuth), Puch, Ahrenberg (Ahornberg), Wisselanruit (Weislenreuth), Walstain.“

Rüdiger von Sparneck trug im Jahre 1356 seinen Antheil an den Vesten Sparneck und Waldstein der Krone Böhmen zu Lehen auf; und diejenigen Antheile an der Stadt Münchberg und den Schlössern Sparneck und Waldstein, welche von Babo von Sparneck 1298 an die Vögte von Plauen gekommen waren, gingen von diesen mit dem Schlosse Planschwitz an die Edlen von Neuberg über. Konrad von Neuberg trat diese Besitzungen an K. Karl IV. von Böhmen ab. Dieser vertauschte diese Güter gegen den halben Theil an dem Markte Schönbach und andere den Sparneckern in Böhmen zuständige Güter im Jahre 1370 an die Gebrüder Erhardt, Friedrich und Babo von Sparneck; jedoch unter der Bedingung, daß dieselben jederzeit von der Krone Böhmen in Lehn sollten genommen werden.

Derjenige Antheil an der Veste Waldstein und den übrigen Gütern, womit im Jahre 1323 die Gebrüder von Pintlach belehnt wurden, ging wahrscheinlich bald an die Sparnecker zurück; denn später findet man derer von Pintlach nicht mehr erwähnt.

Als 1430 die Hussiten die fichtelgebirgischen Gegenden verwüsteten, wurde auch Waldstein ausgebrannt. Da aber diese Veste in jenen Zeiten hinsichtlich ihrer Lage den sichersten Punkt für die Sparnecker darbot, und dieselben sich auch gewöhnlich daselbst aufhielten, welches schon daraus zu schließen ist, daß sie eine Kapelle zum Schlosse und unterhalb desselben Felder und Teiche angelegt hatten: so stieg Waldstein bald wieder aus der Asche empor.

Häufige Fehden, Familienzwiste, und allerlei Unfälle brachten die Ritter von Sparneck nach und nach immer mehr herab. Stolz auf ihre Ahnen und hochfahrend, entspannen sich häufig Reibungen zwischen ihnen und andern adelichen Geschlechtern; besonders aber betrachteten sie die steigende Macht des burggräflichen Hauses Nürnberg mit Neid und Mißgunst. Zwar näherten sich Einige aus dem Sparneck-schen Geschlechte diesem Hause und erhielten wichtige Aemter und Ehrenstellen; allein der größere Theil hegte einen unversöhnlichen Haß gegen die Burggrafen und legte solchen bei jeder Gelegenheit offen an den Tag. Vorzüglich von der Veste Waldstein aus sprachen sie aller gesetzlichen Ordnung Hohn und gefährdeten die öffentliche Sicherheit durch Rauben und Plündern; ja sie gaben sogar einem geächteten Ritter, Hans Thoma von Absperg, auf ihren Burgen Aufenthalt und Vorschub. — Dadurch reizten sie endlich die schwäbischen Bundesfürsten und Reichsstädte hatten sich unter diesem Namen vereinigt, um Ruhe und Ordnung in Schwaben und Franken herzustellen und jeden Landesfriedensstörer zu bestrafen. Nachdem 1522 K. Karl V., nebst seinem Bruder Ferdinand, diesem Bunde beigetreten waren, schlossen sich auch die gemeinschaftlichen Regenten des fränkisch-brandenburgischen Fürstenthums, die Brüder Casimir und Georg, an, und in dem darauf folgenden Jahre ließ Markgraf Casimir 600 Reuter dazu stoßen. — Einige Nürnberger Kaufleute, welche die nun zu Raubrittern herabgesunkenen Herren von Sparneck auf der Straße erhascht hatten, und, um ein großes Lösegeld zu erzielen,

auf Waldstein gefangen hielten, entkamen glücklich und bestärkten durch ihre Schilderungen von dem wüsten Treiben der Sparnecker den Entschluß des Bundes, dieselben zu bestrafen, noch mehr.

Versehen mit grobem Geschütze rückte, unter dem Befehle des Augsburgischen Hauptmanns Wolf von Freiberg, eine Abtheilung des Bundesheeres an. Am 11ten Juli 1523, nachdem Tags vorher das Stammhaus Sparneck eingeäschert worden war, zog man vor die mächtige Veste Waldstein. Mit unsäglicher Mühe ward bei der großen Sommerhitze das schwere Geschütz auf die Höhe geschafft und dann die Veste beschossen.

Nach Zerstörung der Außenwerke wurden die Gebäude ausgebrannt. — Wolf und Christoph von Sparneck, die damaligen Besitzer der Burg Waldstein, setzten ihre Fehden noch ein Jahr lang gegen den Bund fort, söhnten sich aber dann, ihres eigenen Interesses wegen, mit ihm aus. Die Veste Waldstein jedoch blieb in ihren Ruinen liegen.

Christoph Philipp von Sparneck sah sich endlich von einer großen Schuldenlast genöthigt, seine Besitzungen im Jahre 1550 an den Markgrafen Albrecht den Jüngern (um 21,910 Gulden) zu verkaufen. In der deßhalb zu Münchberg, am Sonntage Oculi besagten Jahres, vom Verkäufer ausgestellten Urkunde sind unter anderen namentlich aufgeführt:

„zwei hohe Gericht zu Sparneck, Walstain und Zell,
„desgleichen Bucheck, so von Röm. Keys. Majestät
„und dem heil. Röm. Reich zu Lehen rüren, und

„dann meine eingegangene und zurprochene Häuser „Sparneck und Walstain, sampt Stockarod und was „darzu gehört, so vil das von Kgl. Maj. zu Behaim „zu Lehen rürt ꝛc.“

Der Markgraf Albrecht konnte es aber nicht dahin bringen, über diese Besitzungen, weil sie theils dem Reiche, theils Böhmen lehenbar waren, die Belehnung zu erhalten. Erst dem Markgrafen Georg Friedrich gelang es, die Hindernisse zu beseitigen und in den förmlichen Besitz einzutreten.

Im pfalzbaierischen Kriege ward auch auf Waldstein Warte gehalten; und in den Albertinischen Unruhen (in den 1550er Jahren) zog sich Johann Burger, evangelischer Pfarrer zu Zell (der erste nach der Reformation), der früher bei der Reiterei gedient hatte, in diese Ruinen zurück und hielt darinnen Gottesdienst. Auch im spanischen Erbfolgekrieg (von 1701 bis 1714) wurde hier Wache und Lärmfeuer unterhalten und der große Thurm am Eingange des Schlosses zur Wohnung für die Wächter unter Dach gebracht. Noch vom Jahre 1704 findet man Quittungen, daß dieser Thurm unter Bedachung gehalten ward, nach verschwundener Kriegsgefahr wurde dieses jedoch unterlassen. Seitdem ist er den zerstörenden Elementen Preis gegeben.

Vorstehende Nachrichten von Waldstein sind der Schrift: „Wanderungen zu den Burgruinen des Fichtelgebirges. Eine Schrift für Freunde der Natur und des Alterthums, von K. Zapf. Hof, 1836. 83 S. in 8.“ entnommen, zuvor jedoch vom Herrn Verfasser, — dem die neun Bände meiner Ritterburgen und Bergschlösser Deutschlands, Halle 1815—1835, manch schätzenswerthen Beitrag schon verdanken — durchgesehen, hier und da berichtigt und mit einigen Zusätzen vermehrt worden. Auch die hier folgenden Sagen waren, kurz erzählt, ihnen hier beigefügt; sie erhielten jedoch von mir das Gewand, in welchem sie hier erscheinen.

F. G.

Wer von Wunsiedel aus des Frankenlandes mächtigen Gebirgszug, das Fichtelgebirge, in blauen Wellenlinien den Saum des Horizonts begrenzend, vor sich liegen sieht, wie es links und rechts sich ausdehnt mit seinen hohen Kuppen und Einschnitten, und weiß, wie reich gekrönt und geschmückt seine Höhen sind mit Resten aus jenem ritterlichen Zeitalter dahin geschwundener Jahrhunderte, das uns noch eine rege Fantasie als ein zauberisches, als ein Zeitalter der Kraft, der Biederkeit, der Männlichkeit darzustellen versucht, der zieht gewiß nicht vorüber, ohne dieses Gebirge zu erklimmen. Und steht er nun hoch oben auf seinen Zinnen, blickt hinab ins schöne Frankenland, und erquickt sich im Anschauen überreich ausgestatteter Gegenden, gelehnt an morsche Mauern gefallener Vesten, da säumt der gesprächige Führer gewiß nicht, zu erzählen die Mährlein von dieser, die Sage von jener Burg. Und wer hörte nicht gern solche liebliche Dichtungen aus grauer Zeit, in denen

immer ein Funke von Wahrheit glimmt, oder eine gute Lehre, wenn auch nur eines Senfkorns groß, schlummert.

So ging es auch mir, als im letzten Sommer ich durch das schöne Fichtelgebirge wanderte, begleitet von einem Gebirgsbewohner, der mit großer Liebe an seinen heimathlichen Bergen hing, jeder Höhe, jedes Thales und Felsens Namen mir nannte, und wähnte, keinen schönern Punkt auf Erden gäbe es, als sein Fichtelgebirge. Ich freuete mich seines Glaubens, der ihn so glücklich machte, ehrte solche Anhänglichkeit an die schöne gebirgige Heimath, und hörte gern seine Erzählungen von Geistern, Kobolden und Ungethümen, die einst ihr Wesen hier trieben und zu Zeiten noch treiben sollen.

Da standen wir auch eines Tages auf den Trümmern der Burg Waldstein. Hingenommen von den reich geschmückten, höchst ausgebreiteten Landschaften umher, welche dort böhmische, hier thüringische und pfälzische Gebirgszüge begrenzen, saß ich lange stumm und still, im reinsten Genuß der Betrachtung schwelgend. Trunken davon, rief ich unwillkührlich aus: — „O, wie wunderschön ist's hier, wie göttlich groß ist dieses Bild!"

„Ja, sprach der Führer ganz trocken, das hat noch Jeder gesagt, den ich hierher begleitete."

„Hier möchte ich wohnen und leben;" fuhr ich fort, mehr mit mir selbst sprechend, als Jenem antwortend. Dieser nahm es aber nicht so und fiel plötzlich ein:

„Hier wohnen! Nein, Herr, das thäten sie gewiß nicht."

„Warum nicht?"

„Ei zum Henker, hier ist's bei Tag und bei Nacht nicht geheuer. Hier spukt's und treibt's sein Wesen überall und hat schon manchen wackern Gesellen unglücklich gemacht."

„Wirklich?"

„Das können Sie glauben!"

„Erzähle doch so ein Geschichtchen, lieber Mann, ich höre dergleichen Spukereien gern."

„Das will ich wohl; aber zu spaßen ist wahrhaftig nicht damit."

„Hat nichts zu sagen, guter Freund! Vor Olims Zeiten mag es wohl schlimm damit gewesen sein, jetzt aber nicht mehr."

„Sie meinen wohl, weil die Leute nicht mehr an den Teufel glauben, gäbe es auch keinen mehr? O, ho! der treibt noch immer hier und da sein Wesen."

„Gewissermaßen hast Du Recht; aber jetzt erzähle."

„Nun so hören Sie. Da ist einmal ein Mann gewesen, der hat das Feilenhauen erlernt gehabt, auch lange Zeit es betrieben. Späterhin hat es ihn aber nicht recht nähren wollen; da ist er auf den tollen Einfall gekommen, sich auf das Geisterbannen zu legen, denn zu seiner Zeit, da hat es noch Geister die Menge gegeben, welche die Menschen gar erbärmlich gezwickt und geplagt haben. Starb ein Mensch, der unter den Nachbarn nicht gut angeschrieben stand, so war Alles zu verwetten, es kam dieser Mensch als ein anderes Wesen wieder zum Vorschein und ward ein Plagegeist. Ja, schon vor der Beerdigung ging der Spuk in seinem Hause los. Es polterte und schabernackte

rumorte auch wohl im ganzen Orte und setzte alle Bewohner in Unruhe. Wenn nun die Leute nicht wußten, wo aus noch ein, da wendeten sie sich an den alten Feilenhauer und baten den um Hülfe; denn es war bekannt, daß der das Geisterbannen studirte.

Dieser Feilenhauer war eine seltsame Gestalt. Groß war er, sehr groß, dabei hager und ganz kurz von Oberleib. Das eine der langen Beine war schnurgerade, das andere, das er einmal bei einer Teufelsbeschwörung gebrochen, war schlecht geheilt, und seitdem um eine Hand breit kürzer, als jenes. Wenn er nun gegangen ist, so hat das gar einen seltsamen Anblick gegeben, wie wenn er ein ums andere eine Stufe nieder und wieder eine in die Höhe träte. Im Gesichte hat er Augen und Nase wie ein Falke gehabt; letztere ist vorn dick und dunkelroth gewesen und die wild herum hängenden Haare des Kopfes fuchsroth. Dabei ist er zerlumpt einhergegangen, wiewohl er mit dem Geisterbannen viel Geld verdient; auf dem Kopfe hat er einen großen gelben Strohhut getragen, auf dem Rücken einen Ranzen mit Fischotterfell überzogen, und in der Hand einen dicken Stab, noch einen Fuß ihm übern Kopf ragend. Denken Sie sich, Herr, diese Figur, und Sie werden sagen, der Kerl muß ausgesehen haben wie der Teufel selbst, und kein Wunder ist's gewesen, wenn die Geister vor ihm wichen. Dieser Mann ist von Ort zu Ort gezogen, Nahrung zu suchen, das heißt: seine Hülfe anzubieten, wo es Geister zu bannen gab, gerade so, wie jetzt die Lumpensammler umherziehen, die Leute von den Lumpen zu befreien. Kehrte er

in einer Schenke des Ortes ein, so ist die immer voll von Neugierigen gewesen, die ihn sehen wollten und seine Reden anstaunten; denn er hat gesprochen wie ein Buch und die Worte sind nur so geflossen wie Wasser. Ist er in ein Haus geholt worden, da hat man schon gewußt, was die Glocke geschlagen, und vor der Thür hat sich das Volk gesammelt, zu schauen, wie er die bösen Geister zum Schornstein hinausjagen werde. Das ist aber selten geschehen. Nein, fortgejagt hat er sie nicht, aber in seinen Ranzen von Fischotterhaut hat er sie eingesperrt. Wenn er in ein Haus kam, wo ein Poltergeist ravagirte, da hat er seinen Grimskrams gemacht mit Zirkelschlagen und Beschwörungsformeln. Augenblicklich ist der Geist erschienen, hat sich zu den Füßen des Feilenhauers niedergekauert, welcher ihm den geöffneten Ranzensack vorgehalten, und husch! ist das Ungethüm ohne Umstände hineingeschlüpft. Sie sehen, Herr, welchen gewaltigen Respekt die bösen Geister vor dem Manne gehabt haben. Wenn er nun den Ranzen voll dergleichen Zeugs gehabt, dann ist er hierher gekommen auf die Burg Waldstein, hat ihn geöffnet, alle die bösen Geister herausgelassen und sie hierher gebannt, damit sie mores lernten. Hier haben sie still in Ordnung und Eintracht leben müssen, keiner hat fort gekonnt, denn sie waren gebannt, keiner konnte machen, was er wollte, denn er hatte einen der Geister zum Aufseher bestellt, der führte eine Peitsche aus Schlangenhäuten geflochten, mit der er darunter hieb, wenn einer muckte. Damit aber die bösen Wesen nicht gar zu sehr von der langen Weile geplagt

wurden, war der lange Feilenhauer doch so menschenfreundlich gegen sie gewesen und hatte ihnen das Kartenspiel zu treiben erlaubt, ihnen dazu sogar eiserne Karten selbst verfertigt. Da hat nun das Ungethüm dort um das Tischähnliche Felsenstück im Burghofe herumgesessen und wacker aufgetrumpft. Man kann noch jetzt die Spuren davon im Steine sehen.“

Mein Erzähler ließ nicht nach, ich mußte mit ihm hin zum Spieltische der Geister und sehen, wie bekritzelt durch die Schärfen der eisernen Karten die Tischplatte war.

„Aber“, sprach ich zu ihm, „diese Sage klingt so schaurig eben noch nicht, als Du verkündigtest; oder kommt's noch besser?“

„Nein, Herr, meine Geschichte ist zu Ende; ich weiß aber noch eine andere, wobei einem die Haare zu Berge stehen könnten.“

„Laß hören.“

Und er begann: — „An einem heißen Sommertage ist einmal ein armer Tagelöhner hier oben auf dem Berge und hackt ganz in der Nähe der Ruinen Holz. Er hat es sich sehr sauer werden lassen schon über acht Stunden lang, und kann nun nicht mehr. Zur Erholung setzt er sich, zu verzehren das trockene mit Salz bestreuete Vesperbrod. Gern hätte er für heute das Tagewerk geendet; denn gar zu erschöpft fühlte er sich bei der großen Schwüle, das Tagelohn war aber noch nicht verdient, er muß weiter arbeiten. Als nun endlich der Abend naht, packt er das Arbeitszeug zusammen, und will eben gehen. Da tritt

aus dem alten Gemäuer ein kleines Männchen mit freundlicher Miene hervor, reicht dem Arbeitsmann einen Ziegelstein hin und giebt durch Geberden zu verstehen, daß er den Stein beistecken und mitnehmen solle. Zwar ist dem Holzhacker die Erscheinung eines kleinen Menschen hier oben auf der einsamen Höhe allerdings etwas Befremdendes, Furcht hat er aber nicht, denn er ist ein starker kräftiger Mann, dem das kleine Männchen wie ein Kind mit einem alten Kopfe vorkommt. Er nimmt den Ziegelstein, besieht ihn von allen Seiten, reibt daran mit der Hand, auch mit dem Rockschoß, zu prüfen, ob der Stein von besonderer Beschaffenheit und von Werth sei, allein er entdeckt nichts, es war ein Ziegelstein und blieb ein Ziegelstein. Mit Unwillen will er eben das Männchen fragen: was er eigentlich mit dem Ziegelstein sagen wolle? da ist das schon fort. Aergerlich, von dem kleinen Wesen gefoppt zu sein, wirft er den Stein weg und geht nach Haus.

Kaum eingetreten in seine Hütte, kommt die Frau ihm mit dem Ausrufe entgegen:

„Ei, lieber Mann, wo bist Du denn gewesen? Deine Hände und dein Rockzipfel glänzen ja wie pures Gold: was hast Du denn angegriffen?"

Der Mann besieht Kleidung und Hände, und erstaunt, daß da, wo er zuvor vom Ziegelstein roth gefärbt war, jetzt Goldstaub glänzt.

„Was zum Henker ist das! fährt er auf, das ist von dem Ziegelsteine; der ist wohl Gold gewesen! Da muß

ich Dummkopf schleunig zurück und den Stein holen, ehe ein Anderer ihn findet.

Und ohne der neugierig fragenden Frau das Räthsel zu lösen, die sich des Mannes Reden nicht zu erklären weiß, rennt dieser fort, den Berg hinan, bis auf die Stelle, wo das Männlein ihm erschienen war, und er den Ziegelstein hingeworfen hatte. Aber, so emsig er auch sucht, jeden Stein aufnimmt, daran reibt und wischt, den Ziegelstein findet er nicht. Der war fort und blieb fort. Der Abend bricht heran. Da kehrt er ärgerlich, fluchend, und sein Benehmen gegen das Männchen, das ihn so reichlich beschenken wollte, verwünschend, zurück.

Und, o welch Wetter bricht herein, als er nun der Frau die ganze Begebenheit erzählen muß! Wie stürmt die auf ihn ein mit bösen Worten und bitteren Vorwürfen! Und kaum graut der Tag, so muß der arme schon tiefgebeugte Mann nochmals auf den Waldsteiner Burgberg, den Ziegelstein von Neuem aufzusuchen. Doch vergebens. Der war und blieb weg. — Ende."

„Hm, sprach ich, das Mährlein ist lehrreich."

„Ja, das sag' ich auch, fiel der Führer mir in's Wort; wenn man Etwas geschenkt bekommt, muß man es dankbar annehmen und wäre es auch eine Kleinigkeit. Dem Holzhauer geschah schon Recht, daß er für das verächtliche Hinwerfen des Steines so bestraft wurde."

„Ja wohl! Aber, guter Freund, schaurig und grausig ist auch dieses Mährchen nicht. Weißt Du denn keins, wobei einem die Haare zu Berge stehen möchten?"

„O ja! So eins weiß ich. Ich hab's bis zuletzt aufgespart. Hört nur!“

„Daß hier oben der Burggeist noch logire, ist eine ganz ausgemachte Sache. Bald zeigt er sich so, bald so, bald klein, bald groß; jetzt ist er Weib, dann wieder Mann, wie's ihm beliebt. Das kleine Männchen, das dem Holzhauer den Ziegelstein reichte, das war der Burggeist auch. Die Jägersleute kann er gar nicht ausstehen, er foppt und neckt sie, wo es geht, denn er liebt das Wild, hegt's und pflegt's und lockt es immer mit guter Atzung bis hier oben vor die Pforte der alten Burg, wo wir jetzt sitzen. Kam nun ehedem, denn jetzt ist das ganz anders, ein Jäger heran, Wild zu schießen, was oft geschah, da die Grünröcke wußten, daß dergleichen hier immer viel stehe, so flüchtete es sich in die Burg. Folgte der Jäger dahin, so begann mit seinem Betreten der Thorpfortenschwelle ein solches entsetzliches Jagdgetöse, ein Hörnerschmettern, Hundegebelle und Geheule, Peitschenschnalzen, Pfeifen und unheimliches grausiges Gelächter, — wobei man aber gar nichts sah, Alles nur hörte —, daß auch der kühnste Jagdmann umkehrte und froh war, wenn er den Berg hinter sich hatte. Gar Mancher hat der Erzählung von solchem Spuk hohngelacht, feige Memmen die genannt, welche sich davon einschüchtern ließen und reißaus nahmen, und war kühnen Muthes heran gestiegen, zu zeigen, daß er sich nicht fürchte, aber betäubt und beschämt umgekehrt. Da ist endlich des Waldsteins Höhe und das ganze Revier umher von der Jägerzunft in Verruf erklärt und von keinem Jäger mehr

betreten worden. Lange Zeit ist vergangen, ohne daß sich wieder ein kühner Waidmann hinauf gewagt, wiewohl sich bei Manchem die Lust dazu geregt haben mag; denn gute Jagd war hier zu machen.

Da kommt einst ein Jäger aus dem fernen Sachsen nach Weißenstadt, die Freundschaft zu besuchen. Man spricht von Jagd, erzählt sich Allerlei von erlebten Jagdgeschichten, merkwürdigen Schüssen, seltsam gebildeten Geweihen und Gehörnern, von gut dressirten Hunden, von Sechszehnendern, die im Fichtelgebirge noch zu finden sind — wie das nun so unter Jagdleuten üblich ist. Auch von Waldstein wird gesprochen, daß da der Hauptäsungsplatz des Rothwildes sei, das aber wegen des Geisterspukes bis dahin Niemand verfolge. Der fremde Jägersmann horcht hoch auf, läßt sich Alles genau erzählen, was man von dem Spuk weiß, und ruft dann hohnlächelnd aus: „Possen, Kindermährchen! wer wird so was glauben!“ Hoch und theuer versichert man: Alle der Spuk sei wahr, Viele könnten es bezeugen; er glaubt's aber nicht, lacht darob, und erklärt, zur Widerlegung der Spukgeschichten, den Waldstein zu besteigen und oben ein Stück zu erlegen.

Der Freunde Bitten, abzustehen von solchem Vorhaben, ist umsonst, jede Warnung vergebens; der Jägersmann aus Sachsen, schon ein hoher Dreißiger, steigt dreist und muthig, mit gutem Doppelgewehr bewaffnet, den Waldstein hinan. Genug des Wildes sieht er, je höher er steigt, und immer mehr, je näher er den Burgruinen kommt. Als er oben ist, kann er sich nicht länger halten. Er legt das

Gewehr auf einen starken Hirsch an. In demselben Moment aber rennt das ganze Rudel durch die Pforte in die Burg und verliert sich hinterm Gemäuer. Der Jäger nach. Kaum überschreitet sein Fuß die Pforte, da erhebt sich Sturm von allen Seiten, finster wird der Himmel, dichte Wolken umgeben die Ruinen, und nun beginnt ein Zetergeschrei mit Halloh Halloh, Tojo Tojo, ein Hundegeheul, Peitschenknallen, Hörnergeschmetter, gräßliches Hohnlachen und Gekreisch ringsum, kurz, ein solcher Teufelsspektakel, daß es dem Jägersmann ganz blümerant vor den Augen wird und er nach der Pforte taumelt, sich anzuhalten. Indem blitzt und kracht es fürchterlich; der Boden unter ihm wankt und sinkt mit ihm in die Tiefe.

Erwacht aus der Betäubung, sieht er sich in einem runden düstern Gemach, dem buntbemalte Fenster spärliches Licht geben. Seitwärts sitzt ein alter Mann mit langem Barte und spielt auf der Harfe. Zwei Dirnen in schwarzen Kleidern, mit zuckerhutförmigen rothen Mützen auf den Köpfen, springen um den starren Jägersmann herum und geberden sich gar wunderseltsam. Als wollten sie ihn packen, so haben sie sich, berühren ihn aber nie. Und je länger, je toller wird ihr Springen und Tanzen nach dem immer schnelleren Saitenspiel des Alten. Einer Leiche gleich, klappernd mit den Zähnen, zitternd an allen Gliedern, taumelt der Jäger vorwärts, verliert die Besinnung und stürzt zu Boden, der mit ihm unter heftigen Donnerschlägen abermals sich in die Tiefe hinabsenkt. Wie lange er ohne Bewußtsein da gelegen, weiß er nicht. Als er aber wieder

zu sich kommt, liegt er vor der Pforte der Ruine und Nacht ist's umher. Anfangs glaubt er geschlafen und geträumt zu haben; aber da schlägt es unten im Dorfe Rainersreuth zwölf Uhr und der Hahn kräht. Er rafft sich auf, tappt beim spärlichen Leuchten des Mondes den Berg hinab, kehrt aber nicht wieder nach Weißenstadt zurück und ist nie mehr dahin gekommen, zu meiden des Spottes, der ihm da, ob seiner Großsprecherei, seines Unglaubens und dafür erlittener Züchtigung geworden wäre.

Sehn Sie Herr, so ist's dem Jägersmann ergangen. Hätte er den Teufel nicht an die Wand gemalt, wäre er nicht zu ihm gekommen."

„Ganz Recht, entgegnete ich; ohne Noth muß sich der Mensch nicht in die Gefahr begeben, sonst kommt er darin um. Das Mährchen gefällt mir übrigens; doch dachte ich es mir, Deinem Vorworte nach, viel grausenderen Inhalts."

„Wie, das ist Ihnen noch nicht Teufelsspuk genug! Dann habe ich freilich keins mehr, das Ihnen genügen wird."

„Du weißt also doch noch dergleichen?"

„Noch eins, ja; es wird Ihnen aber gewiß auch nicht spukhaft genug sein."

„Nun, laßt hören."

Und der Führer sprach: „Schauen Sie, dort steht so ein Stück von einem alten Thurme, der zur Burgkapelle gehört hat und daneben ist ein hohes Bogenfenster, das war die Kapelle. Auf dem Thurme hat das Betglöcklein gehangen, das Morgens und Abends die Burgleute zum Gebete rief. Dies Glöcklein hat lange noch nach dem

Verfall der Burg an bestimmten Tagen im Jahre seine hellen Töne hören lassen, und das so laut, daß man unten im Dorfe Zell, wo ich her bin, gemeint, es hinge in unserm Dorfkirchthurm. Gar Mancher ist herangestiegen, wenn es bimmelte, hat schauen wollen, wo es bimmelt, hat aber nichts geschaut. Besonders neugierig waren Holzhauer und Steinmetzer, welche um die Burg herum oft arbeiteten. Sie schlichen hin, wo es herschallte, um zu sehen, wo das fein und hell klingende Glöcklein eigentlich hänge, wenn sie aber dem Schalle ganz nahe zu sein meinten, da verstummte das Glöcklein und sie sahen nichts und hörten nichts.

Da begiebt es sich einmal, daß das Glöcklein hell in den Wald hinein ertönt, als eben die Frau eines hier arbeitenden Holzhauers diesem ein bischen Mittagsbrod bringt. Noch nie hatte sie das so nahe gehört. Hoch horcht sie daher auf und spricht zum Manne: „Muß mal schauen, wo das Glöcklein bimmelt.“ Und der Mann antwortet: „Ja, schau nur, wirst nichts schauen, hab's auch nicht geschaut und bin oft genug darnach gegangen.“ — „Na, erwiedert sie, vielleicht schaun's nur die Weiber, nicht die Männer.“ — „Bah, nur nicht! fährt er auf sie los. Wenn ich Dir aber rathen soll, spricht er weiter, so bleib weg. Da oben treibt der Schwarze, der Burggeist, sein Spiel, Du könntest übel wegkommen.“ — „Ei was Burggeist, sagte sie, der thut den Frauen nichts.“ — Und er antwortet: „Hoho! der fragt viel nach den Weibern. Geh nur hin, wenn Du's nicht lassen kannst.“

Die Frau schleicht fort, dem Schalle nach und näher und näher und immerfort bimmelt das Glöcklein. Jetzt kommt sie um die Ecke eines Gebäudes, wo die alte Mauer der Kapelle vor ihr stehen muß. Was aber zeigt sich da ihrem Auge! Nicht die verfallenen Mauern des alten Gotteshauses mit seinem Thurmfragment sieht sie, nein, es zeigt sich ihr eine große wohlerhaltene Kirche mit hohen Fenstern, bunt bemalt, und oben im Thurme hängt frei und schwingt sich hin und her das silberweiße Glöcklein. Sie stutzt und staunt und freut sich schon, daß ihr Mann doch nicht Recht gehabt, daß sie das Glöcklein doch schaue. Drinnen in der Kirche hört sie Orgelspiel und Chorgesang. Die Thür ist auf. Sie schleicht hinzu und blickt hinein. Da steht der geistliche Herr, den Rücken ihr zugewendet, am Hochaltare, wo viele Kerzen brennen, betet und singt das domine vobiscum, und oben auf dem hohen Chore, da antworten in herrlicher Melodie die Sänger. Am Fuße des Altars, da liegen auf den Knieen viele ganz geharnischte Ritter und noch andere Andächtige und Gläubige. Das ergreift die fromme Frau gar gewaltig. Sie fühlt, sie muß mitbeten, mit niederknieen, wo die Andern knieen und ihren Herrn Gott preisen. Aber ein heimliches Grauen hält sie zurück, dessen Grund sie nicht zu finden weiß, und sie zögert, einzutreten. Doch bald ermannt sie der Gedanke, daß Gott anzubeten überall und Jedem freistehe, in jede Kirche deßhalb einzutreten. Sie schöpft sich ein Herz, schreitet langsam vorwärts, faltet in Andacht ihre Hände und läßt sich auf ihre Kniee nieder. Kaum ist das geschehen, so wendet sich der

geistliche Herr am Altare, und so wie er die fremde Frau erblickt, hebt er voll Ingrimm seine Arme gen Himmel und ruft klagend aus: „Wehe! wehe!" Im Moment versinken die geharnischten Ritter und Alle, die in der Kirche knieen. Der Priester, mit dem Allerheiligsten in den Händen, und die Chorknaben fliehen in ein dunkeles Gewölbe, das hinter ihnen zukracht, die Kerzen erlöschen, Sturm und Donner tosen und toben, die Mauern brechen und sinken nieder, der Thurm stürzt zusammen und dicht vor der bebenden Frau fällt das Glöcklein nieder und versinkt vor ihren Augen. Sie rennt aus der Pforte und als sie noch einmal zurückblickt, da sieht sie wieder die Ruine der Kapelle mit den in ihr aufgewachsenen Bäumen, wie wir sie jetzt sehen. Der Sturm schweigt und der Donner, und ruhig, still und einsam ist's, wie zuvor. Heiter ist der Himmel und die Sonne strahlt hernieder.

„Jesus, Marie und Joseph, ruft die Frau aus, zitternd wie ein Espenlaub, was war das, was habe ich gesehen! Das ist mein Letztes, das überleb' ich nicht!"

Mit gefalteten Händen und zur Erde geheftetem Blick schreitet sie langsam dem Orte zu, wo ihr Mann noch fleißig Holz hackt.

„Nun, spricht dieser, kommst Du endlich? dachte schon, Du wärest den andern Weg nach dem Dorfe hinab gegangen."

Die Frau spricht nicht, der Mann hackt fort.

„Nun, was ist Dir, fragt dieser nach einer Weile, bist wohl verdrüßlich, daß Du das Glöcklein nicht funden?"

Die Frau antwortet nicht.

„Was zum Henker, Weib, hast Du die Sprache verloren?“

Sie schüttelt.

„Nun, so rede doch.“

Sie schüttelt wieder.

„Aber, was ist Dir? Bist Du krank? Hast wohl den Burggeist gesehen?“

Sie nickt.

„Auch wohl das Glöcklein?“

Sie nickt wieder.

„Hoho, das mach' Du einem Andern weiß, das Glöcklein hast Du nicht gesehen.“

Da bricht der Frau der Mund und sie spricht tief seufzend: „Ja, ich habe das Glöcklein gesehen und vor mir ist's in die Erde gesunken.“

„Du hast wohl da oben hinter den alten Mauern geschlafen und geträumt, bist wenigstens lange genug ausgeblieben.“

„Wie lange denn, guter Mann?“

„Nun, siehst Du nicht, wo die Sonne steht! wenigstens vier Stunden sind es, als Dich die Neugier nach dem Glöcklein hinzog.“

„Herr Gott!“ ruft sie und blickt gen Himmel.

„Jetzt aber im Ernst, liebes Weib, sag', was ist Dir?“

Und die Frau hebt an und erzählt Alles haarklein, was sie gesehen und gehört.

Da staunt der Mann und ist erschrocken und will's gar nicht glauben, was das bekümmerte Eheweib erzählt,

„Ich habe keinen Donner, kein Krachen, keinen Sturmwind gehört, noch es blitzen gesehen. Der Himmel war immer so klar, wie er es jetzt noch ist.“

„Nun, so hat der Gott sei bei uns sein Spiel mit mir getrieben. Ich Unglückliche, ich, das ist mein Tod!“

„Lieber gar! Der Schwarze hat Dir nur was für Deine Neugierde abgeben wollen.“

„Ja wohl!“

„Siehst Du, ich hab' Dir's gesagt. Bleib weg, sagte ich; der Schwarze, der Burggeist, hat da immer sein Wesen; warum hast Du mir nicht gefolgt!“

„Du hattest wohl Recht, lieber Mann. Sei nur nicht böse. Komm, lass' uns nach Haus gehen, denn ich fühle, daß sich mein Ende naht.“

Sie gehen. Und als sie nach dem Dorfe zurückkommen in ihre kleine Hütte, da sinkt die Frau nieder auf das Lager, von dem sie nicht wieder aufstand. Drei Tage später senkte man sie in's Grab.

Seitdem ist das Glöcklein verstummt, und kein Mensch hat es wieder bimmeln gehört.“

Nun, lieber Herr, habe ich Ihnen alle Mährlein erzählt, die man von der Waldsteiner Burg weiß. Wenn wir aber auf die Burg Epprechtstein kommen, da sollen Sie ein Paar hören, die wunderhübsch sind.

Erzähle sie doch gleich, sprach ich.

Nein, das geschieht nicht, erwiederte der Führer. An Ort und Stelle, wo sie hin gehören, erzählt, werden sie Ihnen weit besser gefallen, als hier.

Und wir brachen auf, verließen den schönen Punkt des Waldsteins, wanderten weiter im herrlichen, so reich mit Burgruinen gekrönten Fichtelgebirge, und kommen wir nach Epprechtstein, so erzählt uns der Führer wieder der Mährchen einige.

# Jaxthausen

an der Jaxt

im Königreiche Würtemberg.

Von

**Carl Jäger,**

Pfarrer in Bürg bei Heilbronn.

---

> Jaxthausen ist ein Schloß,
> Gehört dem Götz von Berlichingen
> Erb- und eigenthümlich zu.
>
> (Götzens Knabe in Göthe's
> Götz von Berlichingen.)

# Jarthausen.

Ein edler Heldenschatten
Hat sich den Thurm gebaut
Und rings die hellen Matten
Sich liebend angetraut.

**Max v. Schenkendorf.**

---

Diese den Freiherren von Berlichingen gehörige, durch den Ritter Götz von Berlichingen so berühmt gewordene Burg liegt 7 Stunden von Heilbronn an der Jaxt, deren etwas steiles Ufer sie von einer nicht unbeträchtlichen Höhe herab beherrscht. Nachdem man durch das Dorf gegangen, kommt man auf einen freien Raum, wo sie ziemlich gut erhalten steht. Man sieht gleich von ferne, daß die gegenwärtige Burg etwa zu Ende des funfzehnten Jahrhunderts auf den Substructionen einer sehr alten, aber geräumigen Burg gebaut ist.

Ueber den Burggraben führt eine Zugbrücke in den inneren Hofraum, der mit seiner Ringmauer ein vollkommenes Quadrat bildet, an dessen einer Ecke die Wohngebäude sich befinden. Die Ringmauer selbst ist gut unterhalten, und noch mit runden Thürmen versehen, in deren

einem das Familienarchiv der v. Berlichingenschen Familie sich befindet, das durch die Ausdauer und Pietät des verstorbenen Staatsraths Grafen Joseph von Berlichingen so trefflich geordnet ist, daß die Hand des Geschichtschreibers nur zugreifen dürfte, um eine urkundliche Geschichte dieser weit verzweigten Familie mit aller Bequemlichkeit zu fertigen, ein Unternehmen, das für die fränkische Geschichte von großem Werthe wäre. Da wir nun eben gerade in dem Archiv sind, so fällt uns hier sogleich ein Gegenstand in's Auge, der schon so viele tausend Reisende aus den fernsten Gegenden Deutschlands, ja selbst Engländer und Franzosen, herbei gezogen hat, nämlich Götzens von Berlichingen eiserne Hand.

Hören wir ihn selbst erzählen, was es für eine Bewandniß damit hat. „Wir zogen", erzählt er uns in seiner treuherzigen Sprache, „(1509) von Braduna (wahrscheinlich Braunau) für Landshut, und hätten Händel und Scharmüzel genug, wo wir hinkamen, hatten auch zween harte Scharmüzel vor Landshut uf ein Samstag und Sonntag, da ich den auch geschossen bin worden, und erlangten mir der Marggraf und meine Freund, daß mich mein gnädiger Fürst und Herr, Herzog Ruprecht, gen Landshut geleiten ließ, daß ich mich darin solt heilen lassen, aber ich blieb dieselbige Nacht, als ich geschossen ward, vor Landshut in dem Lager, und des andern Tags frühe in der Kühle, denn es war sehr heiß und eben in den Hundstagen, da's mir dann als einem Verwundeten zu reisen sorglich und beschwerlich war, zog ich fort, und wurde zu

Herrn Siegmund von Thüngen verordnet, daß ich in seine Herberg sollte fahren, aber wie ich aus dem Lager heraus kam, auf Landshut zu, nit weit von unserem Lager, da kam Christoph von Ging, der uf Herzog Ruprechts Seiten war, und bestellete, daß ich in seine Herberg fahren sollte, dann wir waren vor 2 Jahren bey einander geweßt, in der Nürnbergischen Schlacht, daß wir einander wohl kannten, und that mir wahrlich viel Guts, und erbot sich gegen mir, daß er mich nit wollt lassen, ich sollt ihm nur sagen, was ich gern hätt. Es kamen auch sonst viele andere Gesellen zu mir, also, daß ich in 2 oder 3 Tagen nit viel Ruhe hätt, es war gleich eine Wallfahrt zu mir, es kamen viel guter Leut, die mich kenneten und besahen, wie mir's gieng, und auch Herzog Ruprecht selbst, wiewohl ich wider ihn gewesen, wollte zu mir kommen.

Wie ich aber dermalen geschossen sey worden, das hat diese Gestalt. Ich thät als ein junger Gesell, der auch gern ein Mensch wär gewesen, und däucht mich auch, als ich jung war, man muß mich auch einen Menschen und guten Gesellen seyn lassen, und wie wir demnach am Sonntag vor Landshut wieder scharmuzirten, da richten die von Nürnberg das Geschütz in Feind und Freund, und hielten die Feind also in einem Vortheil an einem Gräblein, daß ich gern meinen Spieß mit einem zerbrochen hätt, und wie ich also halt und sehe nach dem Vortheil, so haben die Nürnbergischen das Geschütz in uns gerichtet, in Feind und Freund, und scheußt mir einer den Schwerdt-Knopf mit einer Feldschlangen entzwey, daß mir das halbe Theil

in Arm gieng, und drey Arm=Schienen damit, und lag der Schwerdtknopf in den Arm=Schienen, daß man ihn nit sehen kunt, also, daß mich noch wundert, daß es mich nicht vom Gaul herabgezogen hat, dieweil die Armschienen ganz blieben, dann allein die Ecken, wie sie sich gebogen hatten, gieng noch ein wenig heraus, aber der Schwerdtknopf lag, wie gemeldt, in den Armschienen drinnen, das ander Theil des Knopfs und die Stangen am Schwerdtheft hatt sich gebogen, war aber doch nit entzwey, daß ich gedenk, die Stang und das ander Theil vom Knopf hat mir zwischen dem Handschuh und dem Armzeug die Hand herabgeschlagen, also, daß der Arm hinten und vornen zerschmettert war, und wie ich so das siehe, so hangt die Hand noch ein wenig an der Haut, und leit (liegt) der Spieß dem Gaul unter den Füßen, so thät ich eben, als wäre mir nichts darüm, und wandt den Gaul allgemach um, und kam dennoch ungefangen von denen Feinden hinweg zu meinem Hauffen, und wie ich ein wenig von den Feinden hinweg kam, so lauft ein alter Landsknecht herab, und will auch in den Scharmüzel, den sprich ich an, er soll bey mir bleiben, dann er sähe, wie die Sachen mit mir beschaffen wär, der thäts nun und blieb bey mir, müßt mir auch den Arzt holen, und nachdem ich gen Landshut kam, so sagten mir meine alten Gesellen, die wider mich im Scharmüzel waren gewest, wie ich geschossen wär worden, und wär ein Edelmann Fabian von Wollßdorf ein Voitländer mit mir auch in einem Schuß geschossen worden, und blieb er tod, wiewohl mich der Schuß

vorher traf, daß also Freund und Feind miteinander Schaden nahmen, und war derselbig ein feiner hübscher Geselle, als man unter tausend keinen einen so geraden Menschen finden sollte, sie sagten mir auch dabey, was ich zween Tag den Samstag und Sonntag gethan, und zeigten mir alle Wahrzeichen an, was ich für einen Hauptharnisch, und wie ich einen Gaul gehabt, und was ich gehandelt hätt, daß sie es eben so wohl wüßten, als ich, wie und was ich mich die zween Tag gehalten hat. — Und von der Zeit an, am Sonntag nach St. Jacobstag, da bin ich zu Landshut gelegen, bis um Fastnacht außen, was ich für Schmerzen erlitten, das kann ein jeglicher wohl erachten, und war das mein Bitt zu Gott, die ich that, wan ich in seiner göttlichen Gnade wär, so sollt er im Namen Gottes mit mir hinfahren, ich wär doch verderbt zu einem Kriegsmann, doch fiel mir ein Knecht ein, von dem ich etwan von meinem Vater seelig und alten Knechten pfalzgräflichen und hohenlohischen gehört hat, welcher der Köchle geheißen, und Herzog Georgs von Bayern Feind gewest ist, der hätte auch nit mehr denn eine Hand gehabt, und hätte eben alsobald ein Ding gegen Feinden im Feld ausrichten können, als ein Anderer, der lag mir im Sinn, daß ich Gott aber anruft und gedacht, wann ich schon zwölf Händ hätte, und seine göttliche Gnad und Hilfe mir nicht wol wöllte, so wäre es doch alles umsonst, und vermeint derenthalben, wan ich doch nit mehr dann ein wenig einen Behelf hette, es wäre gleich eine eiserne Hand, oder wie es wäre, so wollt ich dennoch mit Gottes Gnad und Hülf im Feld

noch irgend so gut als sonsten ein heilloser Mensch seyn, ich bin auch seithero mit desselben Köchles Söhnen geritten, die redlich und berühmt Knecht gewesen. Und nachdem ich nun schier sechszig Jahre mit einer Faust Krieg, Fehde und Händel gehabt, so kann ich wahrlich nicht anders befinden noch sagen, dann, daß der allmächtig, ewig barmherzige Gott wunderbarlich mit großen Gnaden bey und mit mir in allen meinen Kriegen, Fehden und Gefährlichkeiten gewesen."

Man sieht, wie Götz auch sein Kriegshandwerk nur mit der Hülfe Gottes führen zu können überzeugt war. Darin ist er ein Ideal eines frommen Ritters zu einer Zeit, wo das fromme Ritterthum zu Ehren Gottes schon längst seinen Culminationspunkt überschritten hatte.

Die Hand, die sich nun Götz selbst ersann und von einem geschickten Waffenschmied verfertigen ließ, ist hohl, einem Panzerhandschuh nicht unähnlich, nur daß die sonst gewöhnlichen Streithandschuhe nicht ganz von Eisen, sondern von Leder, und nur auf der Außenseite mit Eisen, wie mit Schuppen belegt waren. Auch schließt sich an Götzens Hand noch ein Theil vom Arm an. Jedes Fingergelenk besteht für sich, und hat eine Feder, durch die es auf- und zuspringt. Die sehr verschiedenen Federn werden durch den großen Knopf an der linken Seite, der sich nur mit einiger Anstrengung einwärts drücken läßt, und von selbst wieder in seine Lage zurücktritt, festgehalten. Man kann jeden Finger einzeln, und so wenig als man will, und am Finger jedes Gelenk wieder einzeln und ebenso

bis zur Faustkrümme biegen; das gebogene Gelenk, oder die gekrümmten Finger, sowie die ganze Hand, behalten die ihnen willkührlich gegebene Richtung, und keine gewöhnliche Kraft kann sie daraus verdrängen; sobald man aber den größeren Knopf an der linken Seite eindrückt, springen im Nu alle Finger (oder wenn nur einer gebogen wird, der einzelne) in die erste Richtung der unthätigen Hand zurück. Jede noch so einzelne Biegung eines Gelenks verursacht ein lautes Knacken, wie wenn der Hahn an der Flinte aufgezogen wird, und dieß vervielfältigt sich bei größeren Biegungen; wird alsdann die Krümmung durch den Druck am Knopfe wieder aufgehoben, so entsteht ein starker erschütternder Laut, wie wenn an einem Gewehr die Batterie vorfährt. Die Gewerke haben auch solche stufenweise Einschnitte und Erhöhungen, wie an der Nuß im Flintenschlosse sind. Um den Daumen, wenn er gebogen worden, wieder in gerade Richtung zu bringen, wird ein etwas kleinerer Knopf an der linken Seite niedergedrückt, und sogleich springt auch er empor. Bewundernswürdig ist das künstliche Ineinandergreifen der vielen kleinen Federn, so daß, wenn eine derselben, durch Rost oder ungeschickte Behandlung verletzt, spränge, oder sich abnützte, zu befürchten ist, die geschickteste Künstlerhand möchte sie nicht ersetzen können. Indessen kennt man eine zweite eiserne Hand, die allen Umständen nach auch von Ritter Götz gebraucht worden. Ein Schmied, Namens Anhausen, ein Abkömmling der alten Familie von Anhausen, deren Stammsitz in dem gleichnamigen Ort bei Jaxthausen war, und jetzt den

Herren von Berlichingen gehört, besaß sie von Ureltern her. Sie hat Federn, und kann durch dieselben geöffnet und geschlossen werden; aber sie ist bei weitem einfacher, roher, kunstloser, und schwächer in der Wirkung, als die vorige Hand. — Die Finger sind gekrümmt und können an den einzelnen Gelenken nicht gebogen werden, nur da, wo sie mit der Hand zusammenhängen, lassen sie sich je zwei und zwei zusammen, in drei Graden einwärts beugen, und treten in die gekrümmte Lage, wenn man an dem großen Knopf der Außenseite drückt. Die Hand ist gänzlich mißgestaltet, der Daumen ganz ohne Bewegung, und die ganze Arbeit verräth den ersten noch rohen Versuch, der nach und nach erst ausgebildet wurde. Ein Finger und der Theil des Armpanzers fehlt, worein der Rumpf gesteckt, und wodurch die Hand brauchbar gemacht werden mußte. Die rohe Bearbeitung der Federn zeigt deutlich, daß es vielleicht die erste in Landstuhl verfertigte Probe gewesen seyn möchte, auch scheint die noch übrige alte Fleischfarbe wahrscheinlich zu machen, daß der Ritter sich dieser Hand nicht im Harnisch, sondern in gewöhnlicher Kleidung bedient habe. Bekanntlich steht auf dem Hornberg, wie wir schon früher berichteten, die ganze Rüstung Götzens.

Erst in neueren Zeiten kamen die Berlichingen in den Besitz der eisernen Hand, die ohne die Sorgfalt und Verwendung der Freifrau Therese von Berlichingen, einer gebornen Gräfin von Haddick, noch in fremden Händen wäre. Sie bot dem vorigen Besitzer, einem Freiherrn aus Oberschwaben, vergeblich eine nahmhafte Summe dafür, dage-

gen bewirthete er sie einesmals bei einem Gastmahle. Während desselben erschien eine sorgfältig verdeckte Schüssel, welche der edlen Freifrau hingehalten wurde. Und siehe, es war Götzens Hand, als Geschenk für sie.

Das Album, das der verstorbene Staatsrath von Berlichingen für die anlegte, die diese ehrwürdige Reliquie besuchen, ist bereits zu einem dicken Band angelaufen, besonders vor und während der deutschen Befreiungskriege waren die Wallfahrten sehr zahlreich, und mancher Besucher meinte im Stillen Götzens Geist heraufbeschwören zu müssen.

Sehen wir uns nun weiter in der Burg um, so kommen wir in dem Gang, der ringsum auf der Ringmauer hinläuft, an ein Fenster, wo der alte Götz bekanntlich dem Knecht des                                  hinausgerufen haben soll: Sag deinem Herrn, er soll mich . . . . . ., eine Sage, die Göthe aus dem von Berlichingenschen Familienkreise mitgetheilt erhalten haben soll.

Treten wir in die Wohngebäude, so sehen wir uns ganz in das Innere einer alten Burg versetzt, Alles ist weit und geräumig, aber selbst die Bemühungen des Baron Götz von Berlichingen, der bis 1831 hier wohnte, waren nicht im Stande, ihr etwas von der Unbequemlichkeit zu nehmen, die eine solche Wohnung für die jetzige Generation haben muß. Ein alter Kleiderschrank, der auf dem Hausflur steht, erinnert uns ebenfalls an jene alten Zeiten, er stammt wirklich noch aus dem sechszehnten Jahrhundert, und mag den Frauenzimmern gedient haben. Von den

Gemächern aus eröffnet sich eine zwar nicht in eine beträchtliche Ferne gehende, aber ungemein liebliche Aussicht. Man befindet sich hier auf einer ziemlichen Höhe, die aber sanft abfällt gegen die Jaxt, die wie ein weißer Silberstreifen zu unsern Füßen hinfließt, und ein Thal bewässert, das Wiesen, Ackerfeld, Weinberge und Wälder in bunter Mannigfaltigkeit dem Auge darbietet. Die Aussicht schließt sich mit den Zinnen des eine Stunde weit entfernten ehemals sehr berühmten Klosters Schönthal, das als Schmarozerpflanze sich einst auf dem Grund und Boden der Berlichingenschen Familie angesiedelt, und sich so wohl darauf befunden hat, daß es eines der reichsten Klöster in Franken wurde. Dort war auch das Familienbegräbniß derer von Berlichingen. Es befindet sich im Kreuzgange des Klosters eine beträchtliche Reihe von Grabmälern mit Berlichingen'schen Statuen. Auch Götz wurde den 24. Juli 1562 dahin in die Gruft seiner Väter gebracht. Auf dem Grabsteine knieet der Ritter mit gefaltenen Händen vor dem Gekreuzigten, in den vier Ecken sind die Wappen derer von Berlichingen, Adelsheim, Thüngen und Steinau-Steinrück eingehauen. Unten stehen die Worte: Anno Domini 1562 uff Donnerstag den 23sten July um 6 Uhr Abends verschied der Edel und Ehrenfest, Gottfried von Berlichingen zu Hornberg, der ältere, so seines Alters über etlich und achtzig Jahr alt worden, der Seel und uns allen der Allmächtige wolle genädig und barmherzig seyn. Amen! Erwartet allhie samt allen Gläubigen in Christo eine fröhliche Auferstehung.

Eine Grabschrift in Metall lautet also:

Hac generosus Eques Gottfridus clauditur urna
Berlichius tota notus in urbe senex.
Plurima magnanimus qui vivens, praelia gessit.
At nunc perpetuo pacis amator erit.
Tutus ab insultu, nulli metuendus et ipse
Aeternis fructus sed sine fine bonis.

Es sind wirklich die ernstesten Betrachtungen und heiligsten Erinnerungen, die sich auf dieser Stätte der Todten, auf Götzens Grabe, unwillkührlich herbeidrängen.

Kehren wir zu unserer Burg zurück. — Unter dem Wohngebäude befinden sich die alten Burgverließe, die Alles in sich vereinigen, um einen Unglücklichen, den das Loos traf, an diesen Ort zu kommen, von aller Welt und allem Sonnenlicht abzuschneiden; nicht nur hat das Burgverließ mehrere Abtheilungen, sondern es hat auch noch eine besondere Mauer, die dasselbe wie zu besserer Verwahrung rings umgiebt, so daß man wirklich keinen schrecklicheren Aufenthaltsort sehen kann, als diesen.

Die ganze Burg ist noch so gut erhalten, bis auf einiges wenige verfallene Mauerwerk, außerhalb der Ringmauer, daß sie noch jetzt einem Angriff widerstehen könnte, wenn man in der Belagerungskunst nicht weiter gekommen wäre, als man im 14ten und 15ten Jahrhundert war. Auch ist es zu vermuthen, daß mehrere unterirdische Gänge zur Verbindung mit der Außenwelt im Fall einer Belagerung vorhanden sind, deren Eingänge aber verschüttet sind.

Die Familie derer von Berlichingen hatte einst sehr ausgebreitete Besitzungen, die sie zum Theil noch besitzt, namentlich in Schrozberg, Gommersdorf, Rossach oder Rosseriet, Limpach, Neuenstetten, Werdeck, Adelsheim, Oehringen, Lauterstall, Dürzbach, Laubach, Meisenbach, Rötelsee, Hornberg, Ohre, Michelbach an der Lücke, Bieringen, Illesheim, Milzheim, Rechenberg, Anhausen, Möglingen, Sennfeld, Korb, Unter-Rossach, Ober-Rossach, Baum-Erlenbach, Eicholzheim.

Das ursprüngliche Stammhaus, von dem die Familie den Namen führt, war Berlichingen, eine halbe Stunde von Jaxthausen, wo man noch in einigen Trümmern die Ueberreste der alten Stammburg zu finden meint. Der Burg selbst wird erwähnt in einer Urkunde des Bischofs Mangold von Würzburg von 1291, in welcher er eine Schenkung Simons und Theodorichs von Berlichingen in Ober-Rossach bestätigt, und dafür von ihnen empfängt omne jus proprietatis in castro Berlichingen.

Die Familie scheint schon in den ältesten Zeiten sehr zahlreich gewesen zu sein, und scheinen bei den damals üblichen Theilungen der Güter sich die einzelnen Familienzweige bald mit eigenen Namen von dem Familienstamme abgelöst zu haben, wenigstens läßt sich aus den vorhandenen Urkunden erweisen, daß die Familien von Bieringen, Aschhausen, Rosseriet u. a. ursprünglich Berlichingen waren, so wie sie auch auf Berlichingenschem Boden noch das ganze Mittelalter hindurch begütert waren.

Zur Erbauung einer eigenen Burg in Jaxthausen scheint einer dieser Familienzweige, eigentlich der Stamm, der in Berlichingen seine Güter hatte, durch die Freigebigkeit in Ausstattung des benachbarten Klosters Schönthal veranlaßt worden zu sein. Wenigstens werden schon 1173 unter der ersten Ausstattung Güter in Berlichingen und Bieringen aufgeführt, und in dem päpstlichen Privilegium von 1176 wird eines praedium in Biringa et praedium in Berlichingen erwähnt, und ein alter Grenzbeschrieb weist dem Kloster zu terram Erlache cum latere montis pertinentis usque Berlichingen, terram in Berlichingen, terram in Biringen etc. Ich vermuthe, daß jener von Babenburg, der das Kloster stiftete, mit der Berlichingenschen Familie verwandt war, er kommt wenigstens in einer Urkunde von 1171 neben Luitfried von Rosseriet vor. Auch ist 1165 ein Berlichingen bei einer Verhandlung zu Schönthal. Die Begehrlichkeit des Klosters scheint auch bald zu Grenzstreitigkeiten geführt zu haben, denn 1217 machte Engelhard von Berlichingen mit dem Kloster eine Landscheid zur Erhaltung des Friedens, später, 1234, einen Vertrag wegen einer Mühle, und 1244 einen wegen eines Waldes. Zu solchem Unfrieden hatte das Kloster wahrlich keine Ursache, denn Engelhard hatte 1220 mit seinen Söhnen Engelhard und Herrmann und seiner Tochter Luitgarde, unter Zustimmung des Lehnsherrn, Heinrichs von Bocksberg, dem Kloster 3 Morgen Weinberg geschenkt.

Götz von Berlichingen, Götzens Urahn, stiftete zu Anfang des 14ten Jahrhunderts in Berlichingen eine Frühmesse, die

mit der Parochialkirche daselbst vereinigt wurde. Zürch von Berlichingen, Armiger, und Adelheid von Ryneck verkaufen 1348 einen Weinberg in Berlichingen, der an Berengars und Simons von Berlichingen Weinberg stößt, an das Kloster Schönthal um 18 Pfd. Unter den Bürgen ist genannt: Herrmann von Berlichingen in Zabelstein, und Johann von Berlichingen, Advocatus in Husen. Die Endung Hausen haben um diese Zeit mehrere umliegende Orte, die wir alle für Berlichingensches Besitzthum nach den vorhandenen Urkunden ansehen müssen, Anhausen, Aschhausen und Jaxthausen.

In einer die Güter in Berlichingen betreffenden Urkunde von 1302 werden mehrere Mitglieder dieser Familie aufgeführt, nämlich Diether von Rosserieth (Roßach), Herrmann von Babenhausen, Heinrich von Bieringen, Albert der Alte von Aschhausen, Heinrich und Engelhard von Berlichingen, Ritter. 1318 befreien Berengar von Berlichingen, Ritter, und seine Söhne, Simon, Thomas, und Götz, das Kloster Schönthal von dem Kelternzwange in Berlichingen; Berengar theidigt 1318 zwischen dem Kloster und den Brüdern Herrmann, Engelhard, Zürch, und Ulrich von Berlichingen. 1324 schenkt Theodor, Ritter, mit seiner Hausfrau, Elisabeth, dem Kloster Alles, was sie in Berlichingen hatten, dabei werden genannt Heinrich, Simon und Götz; 1334 schenkte Herrmann und seine Hausfrau Adelheid daselbst 13 Morgen Acker. Aus der Zeugenreihe dieser Urkunde (in vigil. Cathar.) nehmen wir den Beweis für die obige Behauptung von mehreren vom

Berlichingenschen Familienstamme abgelösten Zweigen. Hier heißt es nämlich: Gotzo de Berlichingen et frater ejus Berengar de Rosserieth.

Nun folgen in dem Diplomaturium Schönthalense, aus dem wir diese Nachrichten entnehmen, die Schenkungen und Verkäufe in Anhausen und Jaxthausen, welche beide oft mit und neben einander aufgeführt werden. In letzterem Orte hatte schon 1314 das Kloster Murchardt, wahrscheinlich auch durch Berlichingensche Freigebigkeit, Güter. Doch scheinen hier die Berlichingen früher nicht ausschließlich Grundbesitzer gewesen zu sein; woher der Abt die advocatia curiae dominicalis in villa Jagsthusen hat, die er 1314 in einem Lehnbriefe über Güter in villa Jagsthusen ausstellt, wissen wir nicht, aber Conrad von Neideck verkauft 1318 die vom Kloster Murchardt eingetauschten Einkünfte daselbst an Schönthal, 1333 verkaufen dahin Volknand und Engelhard von Eicholzheim silvam suam in mantia Jaxthusen apud terminalem lapidem sitam. Zeugen: Eques Berengar de Alletzheim, Johann de Berlichingen, Dni. Berengeri filius, Johannes de Husen, Theodorici piae memor. de Berlichingen filius. Es ist mir nicht unwahrscheinlich, daß dieses Johannes von Husens Vater, Theodorich, die Burg Jaxthausen erbaut hat, denn von nun an wird Jaxthausens im Besitz derer von Berlichingen erwähnt. So verkauft 1357 Johann von Berlichingen (aber residens in Grunelach) mit seiner Hausfrau, Alhus, dem Kloster einen Morgen Wiesen in der Lage zwischen Hausen und Berlichingen, neben Götzens

Aeckern, und in Anhausen von einem Hofe 10 Schill. Heller. Unter den Bürgen steht Johann von Berlichingen, Vogt in Hausen. Hier sind Jaxthausen und Anhausen zum Erstenmale deutlich geschieden, und dem Johann, Theodorichs Sohn, seine Wohnungen und seine Jurisdictionsrechte in Jaxthausen deutlich genug angewiesen. Conrad, Berengars Sohn, vertauscht 1379 mit dem Kloster Schönthal die Weinberge auf der Markung von Berlichingen mit den Weinbergen des Klosters in Hausen, wobei Götz der Jüngere und Johann, genannt von Hausen, siegeln.

Daß aber, selbst nachdem der auf der Stammburg Berlichingen wohnende Familienzweig sich in Jaxthausen eine eigene Burg erbaut, die alte Stammburg sich noch erhielt, erhellt aus einer Urkunde vom Freitag nach St. Lucas 1357, nach welcher Isengarte, Wittwe Simons von Berlichingen, mit ihrer Tochter Elisabeth dem Kloster einen Hof in Berlichingen verkauft, der zwischen der Burg und der Kirche liegt, wobei Götz und Berengar Bürgen sind.

Eine urkundliche Nachweisung, daß auch die zahlreichen Familien derer von Aschhausen, Bieringen u. s. w. zum Berlichingenschen Familienstamm gehören, muß einer urkundlichen Bearbeitung der Geschichte dieses Hauses vorbehalten werden, und würde hier zu weit führen. Wir bemerken nur, daß der gemeinschaftliche Stammvater der ganzen Familie wahrscheinlich ein Arnold von Berlichingen ist, dessen Grabstein in der Kirche zu Eberach im Fränkischen noch zu sehen ist. Auf demselben wird auch seine Hausfrau aus der Familie Landrath genannt. Daß übri-

gens von dem letzteren Namen das Berlichingensche Wappen, ein Rad, gekommen sein soll, muß ich bezweifeln. Das Monument trägt die Jahreszahl 927, und so ist diese Familie eine der wenigen in ganz Deutschland, die ihren Stamm nicht durch lächerliche Etymologieen, sondern durch Denkmale zu erweisen in ein so hohes Alter hinaufführen kann.

Wir verweilen jedoch mit Recht noch einige Augenblicke bei denjenigen Mitgliedern der Familie, welche von dem Vater Götzens, Kilian von Berlichingen, abstammen. Dieser war in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts der Einzige seines Stammes, welcher Nachkommen hatte, so daß er als der Stammvater Aller anzusehen ist, die gegenwärtig den Namen Berlichingen führen. Von Kilian aufwärts enthält der Stammbaum noch 10 seiner Voreltern in ununterbrochener Reihe, welche mit Frechhans von Berlichingen schließt. Hier ist diese Reihe abgebrochen, indem aus Mangel an zuverlässigen Notizen nicht auszumitteln ist, in welcher Ordnung frühere Generationen sich anschließen.

Götzens Vater also war Kilian. Er tritt 1450 den Besitz seiner väterlichen Güter an, und wohnt auf der Burg Jaxthausen, wo ihm auch Götz geboren wurde. In welchen Ehren damals das Haus stand, beweist eine Urkunde K. Friedrichs vom Jahre 1488, in welcher er ihm und seinen Brüdern und Gevattern von Berlichingen und allen ihren ehelichen Leibeserben in ewigen Zeiten das Vorrecht ertheilt, in allen ihren Ausschreiben, Documenten und

Missiven, wegen seiner treu geleisteten Dienste, mit rothem Wachs zu siegeln, und statt der bisher auf dem Helme geführten silbernen Krone in ihrem Wappen eine dergleichen goldene zu führen. Er starb schon 1498 und hinterließ seiner Wittwe, Margaretha von Thüngen, Tochter Weiprechts von Thüngen, die Sorge für die Erziehung seiner Söhne, Hans, Philipp, und Götz. Zwölf Jahre lebte sie noch im Wittwenstande, und starb 1510. Von Hans, ihrem ältesten Sohne, haben wir nur eine urkundliche Nachricht: 1529 hängt er sein Sigill an den Schadloshaltungsbrief Götzens für seinen Bruder Philipp von Berlichingen, wegen von diesem geleisteter Bürgschaft von 25,000 Fl. an den schwäbischen Bund bei der Urfehdeverschreibung, welche Götzen aus der Gefangenschaft zu Augsburg befreite. Er starb 1553. Seine Hausfrau war Ursula von Westerstetten.

Götz war geboren zu Jaxthausen 1480. So zärtliche Liebe er auch zu seinen Eltern, besonders zu seiner Mutter, gehabt, so wollte es ihnen doch nicht gelingen, über den ungestümen Jungen Meister zu werden. Noch zu Lebzeiten seines Vaters trieb's ihn aus dem engen Hause hinaus, er bestürmte seine Mutter so lange, ihn in die Fremde zu lassen, damit er auch Etwas lernen möge, bis sie endlich nachgab. Eines Morgens verließ er mit einem alten Knappen, den ihm seine Mutter mitgab, die väterliche Burg und ging nach Niederhall zu einem Verwandten, Kunz von Neuenstein, der ihn in der dortigen Schule unterrichten lassen und dabei gute Aufsicht über ihn führen sollte.

Allein Götz war nicht für die Studien geboren, und so verließ er bald seinen bisherigen Aufenthalt und ging zu seinem Vetter Conrad von Berlichingen, Ritter und Rath des Markgrafen Friedrich IV. zu Anspach. Hier begann für ihn, als Knappe seines Vetters, eine andere Bildungsschule. Er sah in seiner Gesellschaft die Höfe, die Pracht der Reichstage, und die großartigen Waffenspiele, die damit verbunden waren. Leider starb sein väterlicher Freund schon 1496, als Götz erst 16 Jahr alt war. Er übernahm als treuer Knappe die Pflicht, den Sarg seines Herrn in die Familiengruft nach Schönthal zu bringen. Bei dieser Gelegenheit sah er seit 7 Jahren zum Erstenmale wieder die Burg seiner Väter. Allein er verweilte hier nicht lange, sondern eilte wieder an den Hof des Markgrafen von Anspach, mit dem er bald in den Krieg zog. Während des Feldzugs 1498 starb sein Vater in Jaxthausen und Götz fühlte mitten im Geräusch des Hofes den Wunsch, die Seinigen in Jaxthausen heimzusuchen, wo seine Rückkehr Vieles dazu beitragen konnte, seine Mutter und Geschwister über den Tod des alten Kilians zu trösten. Götz eilte gegen das Ende des Jahres 1498 nach Haus, und verweilte bei den Seinigen auf der väterlichen Burg, bis der Winter vorüber war. Der Schweizerkrieg aber rief ihn wieder in die Reihe der Anspachischen Krieger. Hier zog er besonders die Aufmerksamkeit seines ritterlichen Kaisers auf sich, und nun ging es von einem Kriege und einer Fehde in die andere. Nach dem Unfalle bei Landshut zog er mit seiner eisernen Hand seinem Jaxt-

hausen zu, wo er bald nach seiner Rückkehr die erste eheliche Verbindung schloß mit einer Tochter Reinhards von Sachsenheim. Allein nie blieb er lange zu Hause, bald in dieser, bald in jener, er mußte in jeder Fehde dabei sein. Im Jahre 1509 starb die Mutter des Ritters zu Jarthausen. Im Jahre 1516 nahm er den Grafen Philipp II. von Waldeck, der sich Götzens hatte bemächtigen wollen, gefangen, und führte ihn nach Jarthausen. Ungeachtet er seine Reise mit dem edlen Gefangenen durch viele Gebiete machen mußte, so kam er doch glücklich nach Jarthausen und verwahrte dort den Grafen, bis er von seinem Sohne mit 8900 Ducaten gelöst wurde. Wenn man die Burgverließe betrachtet, in denen ohne Zweifel der Graf schmachten mußte, so ist es wohl erklärlich, daß der Graf nach seiner Befreiung nicht nur mit zerrissenem Rocke und nur halb gekleidet, sondern auch geistes- und körperkrank, bei seinem Sohne in Coburg ankam. Hauptsächlich sah der Churfürst von Mainz in ihm einen gefürchteten Gegner, und Götz war auch in der Fehde gegen ihn so glücklich, daß er von dem Ueberreste der Mainzer Kriegsbeute von Conrad Schott von Schottenstein die Burg Hornberg erkaufen konnte, wo er hinfort seine Wohnung aufschlug. Da wir seine Schicksale, als Inhaber des Hornbergs, schon früher erzählt haben, und wir uns hier nur diejenigen Momente seines Lebens vergegenwärtigen wollen, die auf die Burg Jarthausen Bezug haben, so brechen wir hier ab, und bemerken nur noch, daß seine zweite Hausfrau Dorothea von Geyling war, und er 5 Töchter und 8 Söhne

hinterließ, von denen aber nur Einer Descendenz hatte, sowie, daß nach einem vorgefundenen Protokolle über den langen Prozeß, in den er gerathen war, er freigesprochen worden zu sein scheint.

Hansens Sohn, Hans Georg, wurde den 2ten April 1555 von Kaiser Karl V. belehnt, 1559 von K. Ferdinand mit dem Blutbann in Schrozberg, 1578 von K. Rudolph mit dem Schrozberg selbst. Wie menschlich er dachte, bewies er im Jahr 1583, da er die mit Hohenlohe gemeinschaftlich besitzenden Leibeigenen aus der Leibeigenschaft entließ. Er starb erst 1605 als hochfürstlich Würzburgischer Hofmeister und Ritterhauptmann vom Kanton Odenwald, und liegt im Kloster Schönthal begraben. Seine Hausfrau war Barbara von Crailsheim zu Rötelsee.

Götzens Sohn, Hans Jacob, inkorporirte 1563 Schloß und Weiler Rossach (wovon der von dem Urstamme sich ablösende Familienzweig in früheren Zeiten den Namen Rosseriet trug) der damals schon reformirten Kirche zu Jaxthausen, und stiftete dazu 400 Gulden nebst einer Ausgabe von Luthers Werken in 14 Bänden. Durch dieses letztere Geschenk bezeichnet er sich als ächten Nachkommen seines der Reformation so günstig gesinnten Vaters. Er wurde 1566 Brandenburgischer Rath, Landrichter und Amtmann zu Schrobach und Windspach, starb den 22sten Oct. 1567, und liegt in Schönthal begraben. Seine Hausfrau war Helene von Sachsenheim.

Hans Conrad, der Jüngere von Hansens Linie, wurde geboren 1579, und starb 1620. Kurz vor seinem Tode

verweigerten ihm, als Protestanten, seine katholischen Unterthanen zu Hüngheim und Berlichingen die Erbhuldigung bis zu erfolgter lehnsherrlicher (Würzburgischer) Genehmigung. Seine Hausfrau war Elisabetha von Bohenstein auf Adelmannsfelden.

Hans Reinhard, Götzens Enkel, war 1591 Oberamtmann zu Möckmühl, und starb 1608.

Hans Wolf, von Hansens Linie, geb. 1611, besuchte die Schulen zu Heilbronn und Rotenburg an der Tauber, ging auf Reisen, und starb in Kriegsdiensten 1646. Er hatte Jacobine Marie von Liebenstein zur Frau, sein Bruder Hans Conrad (geb. 1621, gest. 1682) die Margaretha Susanna von Seckendorf.

Götzens Enkel, der obige Hans Reinhard, hatte zwei Söhne: Hans Conrad der Aeltere (geb. 1579, gest. 1618, uxor. Dorothea von Berlichingen), und Melchior Reinhard (geb. 1587, gest. 1637). Jeder von ihnen pflanzte einen eigenen Familienzweig fort. Von Letzterem ist noch zu bemerken, daß er 1632 von dem schwedischen Reichskanzler Oxenstierna die Erlaubniß erhielt, das Lehen Hüngheim in Besitz zu nehmen. Er war Würzburgischer Geheimerath, Obermarschall, Schwedischer Kriegsraths-Präsident des fränkischen Kreises, und Oberamtmann zu Röttingen und Riegelsperg. Er heißt „ein gelehrter, vortrefflicher, zu seiner Zeit hochberühmter Herr.“ Er liegt mit seiner Hausfrau, Susanna von Berlichingen, zu Rechenberg, das er gekauft hatte, begraben.

Von Hansens Haus gingen um diese Zeit auch zwei Aeste aus, als deren Stammväter die obigen Hans Conrad

und Hans Wolf anzusehen sind. Wir wollen diese verfolgen bis auf die neuesten Zeiten, ehe wir wieder zu Götzens Linie zurückkehren, und zwar zuerst die Linie Hans Conrads. Diese pflanzte fort Johann Christian (geb. 1656, gest. 1713, uxor. Maria von Adelsheim). Er hatte zwei Söhne: Hans Reinhard Wilhelm Friedrich, und Johann Christoph. Ersterer (geb. 1692, gest. 1764, uxor. Sophia Magdalena von Berlichingen-Rossach) hatte einen Sohn, Johann Friederich Alexander (geb. zu Jaxthausen den 7ten März 1719, gest. zu Caschau in Ungarn 1789). Dieser war frühzeitig in K. K. Dienste getreten, machte die Feldzüge des siebenjährigen Kriegs mit, und endigte seine Laufbahn als K. K. Kämmerer und General-Feldmarschall-Lieutenant. Seine Gemahlin war Catharina, Gräfin Forgáts von Gymeß, aus dem Hause Uilak in Ungarn, Sternkreuz-Ordensdame. Seine Kinder waren: Joseph, Friederich, und Auguste. Der Erstere wurde geboren zu Tyrnau in Ungarn im Jahr 1759, trat in K. K. Dienste, und machte die Feldzüge 1778 und 79 im Kriege gegen die Türken mit, bis nach der Eroberung von Belgrad, quittirte als Rittmeister und K. K. Kämmerer, begab sich auf seine Stammgüter, und wohnte in Jaxthausen. Im Jahre 1806 trat er in K. Würtembergischen Staatsdienst, ward Landvogt in Ludwigsburg, Königl. Kammerherr und Staatsrath, wurde im Jahr 1814 in den Grafenstand erhoben, 1815 Mitglied der Ständeversammlung, als Führer der Viril-Stimme für die Familie von Berlichingen, und Großkreuz des Civilverdienstordens. Er starb vielbeweint und vielbetrauert

im Jahre 1831: ein edler Mann, der unter den schwierigsten Dienstverhältnissen mit Aufopferung und Gefahr die Pflichten der Menschlichkeit übte. Er hat Göthe's Herrmann und Dorothea metrisch in das Lateinische übersetzt, das Archiv geordnet, und gegenwärtige Notizen an die Hand gegeben. Seine beiden Gemahlinnen hießen Sophie Charlotte Wilhelmine von Berlichingen, auch aus Hansens Stamm, aber von Hans Wolf, — und Clara Carolina von Berlichingen aus dem gleichen Stamme. Seine noch lebenden Kinder sind Josephe, Catharina Amalia, Charlotte Wilhelmine, und Christiane Luise. Eine Tochter, Friederike Caroline, starb 1824. Männliche Descendenz hatte der wackere Mann nicht, und so stirbt das gräfliche Haus aus.

Seine Schwester Augustina, geboren zu Czeglichet in Ungarn 1764, wurde Sternkreuz-Ordensdame, heirathete 1788 Friederich August von Berlichingen aus Götzens Linie, der als Rittmeister vor Belgrad den Tod der Ehren starb. Ihr zweiter Gemahl ist der noch jetzt lebende Oesterreichische Feldherr Graf von Bellegarde.

Johann Christians zweiter Sohn war Johann Christoph (geb. 1684, gest. 1792, uxor. Maria Philippina von Gemmingen-Gemmingen und Eleonora Sabina von Rußwurm); er machte 1703 große Reisen durch die Niederlande nach England und Frankreich, welche er auch beschreibt. Sein Sohn, Johann Philipp Adam (starb 1749 als Holländischer Hauptmann), zeugte mit Friederike Juliane von Holz zwei Söhne. Des ältesten, Eberhard Christophs,

Stamm stirbt mit Luise Plechardine (Gattin des Freiherrn von Steule) aus. Der jüngere Sohn aber, Reinhard Gottfried, zeugte mit seinen beiden Gemahlinnen: Christine Ernestine von Helmstädt, und Charlotte Friederike von Crailsheim, 5 Kinder. Wilhelmine Amalie (heirathete Ludwig von Adelsheim), Charlotte Friederike (mar. Freiherr von Killingen), Ernestine Sophie (mar. Wilhelm von Crailsheim), Juliane Philippine Henriette (mar. Carl von Gemmingen-Fürfeld), und Gottfried Christoph Friederich, der von seinen beiden Hausfrauen: Caroline von Crailsheim und Henriette von Gemmingen, nur weibliche Nachkommen hinterließ. So ist demnach der eine von Hans Conrads Familienzweigen ausgestorben.

Kehren wir nun zu dem zweiten Aste der Hans Conrad'schen Linie zurück, der von Hans Wolf ausging, so folgen sich hier Hans Wolf (geb. 1643, gest. 1701, ux. Maria von Gemmingen-Widdern), Friederich (geb. 1684), Johann Friederich (geb. 1711, gest. 1773, ux. Friederike Helene von Gemmingen und deren Schwester Christiane Salome). Der Letztere hatte zwei Söhne: Friederich Carl, und Reinhard Dietrich. Des Letzteren Stamm starb mit Clara Carolina, der Gemahlin des obigen Grafen Joseph von Berlichingen, aus. Friederich Carl aber pflanzte seinen Stamm fort durch seine Gemahlin Maria Benedicta von Gemmingen-Gemmingen. Er kaufte einen Theil von Marchingen von denen von Bertie für 20,000 Fl. und starb 1797. Seine Tochter, Sophie Charlotte Wilhelmine, war des Grafen Josephs erste Gemahlin. Sein Sohn

Götz ist nun der Stammhalter der Jaxthausen'schen Linie durch seine Kinder Götz, Ernestine Marie, Carl Ferdinand, Philipp, und Sophie Caroline.

Nun wären wir mit der von Hans, Götzens Bruder, ausgegangenen Linie am Ziele.

Kehren wir nun zu Götzens Linie zurück. Diese haben wir verlassen bei seinen Urenkeln Hans Conrad und Melchior Reinhard, von denen wieder zwei verschiedene Aeste ausgehen.

Melchior, Reinhards Sohn, hatte gleichen Namen, starb 1688, nachdem er mit seiner Gemahlin, Anna Cordula von Steinau, einen Sohn, Erhard Wilhelm, gezeugt. Dieser (gest. 1726 als Ritterrath) zeugte mit Eleonore Christiane von Weiler einen Sohn, Friedrich (gest. 1781), mit dem der Ast Melchior Reinhards ausstarb; denn er hatte blos weibliche Nachkommen: Luise Friederike, Charlotte Henriette, und Mariane Charlotte. Hans Conrad pflanzte durch seinen Sohn, Hans Reinhard, und dessen Frau, Ursula Catharina von Crailsheim, den zweiten Stamm der Götzischen Familie fort, des Letzteren Sohn war Johann Philipp (ux. Magdalena von Helmstädt). Er diente 1658 bei der Leibgarde des Herzogs Ulrich von Würtemberg, erhielt eine Standarte unter dessen Reiter-Regiment in Frankreich, und starb als Major in Holländischen Diensten.

Er hatte zwei Söhne. Der jüngste, Johann Friederich, K. K. Kämmerer, General der Cavallerie, Inhaber eines Cuirassier-Regiments, gerieth im ersten Schlesischen Feldzuge in Preußische Gefangenschaft, wurde aber

von dem großen Friedrich II. durch eigenhändige Schreiben ausgezeichnet. Seine Hausfrau, Luise Charlotte von Freudenberg, gebar ihm einen Sohn, Eberhard Maximilian Carl, der 1785 als K. K. Kämmerer, General der Cavallerie und Inhaber eines Dragoner-Regiments, starb und einen Sohn, Friedrich August, hinterließ, mit dem der eine Zweig von Johann Philipp ausstarb.

Des Letzteren ältester Sohn, Philipp Adam, wurde der Stammhalter des noch jetzt lebenden Götzischen Familienzweiges, zugenannt von Rossach. Er starb 1732 als fürstl. Würzburgischer Kämmerer, General-Major, und Inhaber eines Dragoner-Regiments. Seine Gemahlin war Maria Susanna von Berlichingen-Sennfeld. Sein Sohn, Philipp Adam, Würzburgischer Kammerherr, ist durch seinen Sohn, Ernst Ludwig, K. Baierischen Kammerherrn und Ritterrath beim Kanton Odenwald, der Großvater der noch lebenden drei Brüder, Maximilian Ludwig, Gustav Immanuel Friederich, und Reinhard Friederich.

Sehen wir nun zurück, so finden wir, daß von Götzens Familienästen nur noch ein Zweig männliche Nachkommen hat; dasselbe ist bei Hansens Familie der Fall.

Das gräfliche Wappen zeigt in einem schwarzen Französischen Schilde ein silbernes Rad mit fünf Speichen. Den Schild bedeckt die Grafenkrone, auf derselben ruht ein stahlfarbener, roth gefütterter, mit goldener Krone und goldenem Halsschmuck gezierter, in Gold gefaßter und mit goldenen Bügeln prangender, vorwärts gestellter Helm, auf welchem ein rechtssehender, in aufrechter Stellung sitzender weißer

Wolf, den Schwanz in die Höhe haltend, ein weißes Lamm im Munde hat. Dieser Wolf hat eine geschichtliche Beziehung. Als nämlich einst Götz mit dem gefangenen Grafen von Waldeck auf seine väterliche Burg Jaxthausen zog, wurde er an der Spitze eines Waldes eine Schafheerde gewahr, in die eben fünf reißende Wölfe einfielen, und erwürgten, was sie konnten. Götz sah darin eine Anspielung auf seinen Wappenschild, und rief ihnen zu: „Glück auf, liebe Gesellen, wackere Streitgenossen; Glück zu, euch und uns überall!" Die Helmdecken sind zu beiden Seiten innen Silber, außen schwarz.

Das freiherrliche Wappen ist darin von dem obigen verschieden, daß die Krone über dem Schilde wegbleibt, auf dem der Helm unmittelbar ruht. Die Helmdecken und das Rad mit seinen fünf Speichen sind, statt von Silber, weiß. Der Helm mit seiner goldenen Krone, Halsschmuck und Bügeln, ist dem obigen gleich.

# Asseburg

bei Wolfenbüttel

im Herzogthum Braunschweig.

# Asseburg.

Der Geist des Schaffens und des Zerstörens geht
Durch alle Welten, Staub von Aeonen häuft
Auf Staub sich auf, und über Gräbern
Leben wir, selbst auch ein Raub des Grabes.

Neuffer.

---

Zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel zieht seitwärts ein bewaldeter Bergrücken hin, welcher die Asse genannt wird. Auf ihm, eine Stunde von Wolfenbüttel entfernt, finden sich die Ruinen der Asseburg, jener einst von den Braunschweiger Fürsten gefürchteten Burg eines Geschlechts dieses Namens, das ihnen Hohn sprach, sie befehdete, ungehorsam sich nur bezeigte, und daher solch ungebärdiges Benehmen mit dem Verluste der Burg und mit seiner Vertreibung aus dem Lande büßen mußte. Lange ist es her, als dies geschah, und viertehalbhundert Jahre sind schon dahin, seitdem sie, die alte Burg, niedergebrannt ward und verfiel, daher die Gegenwart nur wenige Spuren derselben noch erblickt. Was davon im Jahre 1650 noch da war, ersieht man in Etwas aus einer Abbildung in Merians

Topographie der Braunschweig'schen Herzogthümer, die sie freilich auch nicht ganz klar darstellt.

Mangelt es nun auch an einem Bilde von der Asseburg, wie sie einst in voller Jugendkraft und stolz von ihrer Höhe herabschauete auf eine weite reiche Landschaft, und fehlt uns auch ein solches von ihren Trümmern späterer Tage, so wissen wir doch, wie sie im Grundrisse geformt war, was nicht bei vielen Burgen der Fall sein möchte. Dem verstorbenen Justizamtmann Bege in Helmstädt verdanken wir dies. Dieser für Alterthumskunde sehr thätige Mann gab sich im Jahre 1787 die große, gewiß mit Kosten und Beschwerlichkeiten verknüpfte Mühe, die Grundmauer der Asseburg zu untersuchen und aufzuzeichnen. Das Resultat seiner Forschungen legte er in Spangenbergs vaterländischem Archive *) nieder.

Zur Erklärung des Namens der Asseburg möchte Folgendes dienen. Asse oder As heißt in alt-germanischen Sprachen, besonders den nördlicheren, eine „Höhe", Asseburg bedeutet demnach Hochburg. Da aber auch Odin der Dritte oder Wodan, der göttlich verehrte Priestergott oder Priesterkönig der Nordgermanen, sammt seinem Geschlechte den Namen Asen, d. h. Hohe, Göttliche — führte, so kann Asseburg auch bedeuten: Burg der Asen; denn die für göttlich gehaltenen ältesten, edelsten Geschlechter in Norddeutschland stammten von jenem Odin oder Wodan, d. h. Gott, ab und waren demnach Asen, Hohe, Göttliche, in

*) Zur Kenntniß des Königreichs Hannover und Herzogthums Braunschweig. Jahrgang 1829. 3tes Heft.

den skandinavischen Sprachen: Askungr, Osking, d. h. Asen-Kinder; vom Geschlechte der Göttlichen oder Asen*).

Ein solcher Wodanssohn oder Ase ist höchst wahrscheinlich jener Heerführer und Häuptling der Ostfalen oder Ostsachsen gewesen, der nach lateinischer Aussprache als **Assio** oder **Hassio**, d. h. As oder Ase, in alten Schriften vorkommt**). Er mußte im Jahre 775 der Uebermacht Karls des Großen weichen, ließ sich taufen, verbarg sich dann als Mönch im Kloster zu Fulda, und vertheilte seine großen Güter in den Gauen Darlingi, worin die Asseburg, Wolfenbüttel, Braunschweig, Helmstädt u. s. w. lagen, deßgleichen Nordthüringen, Saltgo, Falsen, und Flothwitha, unter seine Töchter und die Abteien Fulda und Corvey. Es ist wenigstens höchst wahrscheinlich, daß dieser Ase, dieser göttergleiche Häuptling, im Darlingau seinen Sitz, und zwar auf der Asseburg oder Aseburg, hatte, die vielleicht auch er zuerst gegründet, ihr seinen oder seines Geschlechts Namen beilegte.

Rathmeier nennt in seiner Braunschweigischen Chronik 1, S. 182, Kaiser Otto den Großen, aus dem edelsten unserer Lande entsprossen, einen Gründer der Asseburg. Da aber der Name As über Otto's Zeitalter weit hinausragt, so dürfte dieser Kaiser wohl nur für den Wiederhersteller und Erneuerer der Burg zu halten sein. Für Otto's

*) Deutscher Plutarch, von Niemeier. Halle 1822. 1r. Bd. S. 30.

**) Calvörs Niedersachsen, S. 140.

Geschlecht war die Asseburg ein wichtiger Platz. Denn als nach Kaiser Otto II. frühem Hinscheiden in Italien die Häuptlinge dieser Gegend für dessen noch unmündigen Sohn, Otto III., gegen Herzog Heinrich von Bayern, der nach der Kaiserkrone strebte, die Waffen ergriffen, sammelten sie sich bei der Asseburg *), und setzten dadurch den Bayer so in Schrecken, daß er von seinem Vorhaben abstand, und Otto III. ungehindert den Thron besteigen ließ.

Nach dieser Zeit ist erst wieder im Jahre 1203, bei der Theilung der Nachlassenschaft Heinrichs des Löwen unter seine Söhne, von der Asseburg die Rede. Zwar wird hier und da erwähnt: daß Ekbert der Aeltere, Graf von Braunschweig und Markgraf von Thüringen, sowie Kaiser Heinrich IV., eine Burg Asseburg wieder hergestellt hätten; damit aber mag wohl nicht unsere, sondern eine andere Burg des Namens gemeint sein, welche eine halbe Stunde von Mansfeld über dem Dorfe Möllendorf lag und wovon noch jetzt Ueberbleibsel zu sehen sind. Unsere Asseburg kam bei jener Theilung in das Loos des Kaisers Otto, der nun auch die Schirmvogtei über die Güter des Stiftes Gandersheim verwaltete. Um diese Zeit war es, wo die damals ganz verfallene Asseburg von denen wiederhergestellt ward, welche in der Folge nach ihr sich nannten und deren Nachkommen noch jetzt ihren Namen führen. Es waren dies die edlen Herren von Wolfenbüttel, Gunzelin, der Reichstruchseß, und Burchardt, sein Vetter, denen

*) Corvey'sche Chronik, in Wedekinds Noten zu einigen Geschichtsschreibern des Mittelalters.

sich noch einige andere Waffenbrüder aus dem Halberstädtschen und dem Hildesheim'schen und aus Biwenda im Braunschweig'schen zugesellten. Zwar will eine allgemein verbreitete, eine sich fast historisch festgesetzte Sage, daß ein Gebhard von Hagen (ab Indagine) schon um das Jahr 1089 die Asseburg vom Braunschweig'schen Hause zu Lehn empfangen, und sich nach ihr „von der Asseburg“ genannt habe; allein ohne allen geschichtlichen Grund ist solche, und ganz fest steht es, daß die noch blühende Familie von der Asseburg nicht von den Hagen abstamme, sondern von dem erwähnten Geschlechte derer von Wolfenbüttel.

Kaiser Otto IV., Heinrich des Löwen Sohn, mußte sein ganzes Leben hindurch mit zwei Gegenkaisern aus dem seinem Hause feindselig gegenüberstehenden Gibellinischen Geschlechte der Hohenstaufen, mit Philipp und mit Friederich II., kämpfen, und Deutschland entbehrte ganz des Friedens, seitdem Kaiser Friedrich Barbarossa seinem nächsten Vetter, Heinrich dem Löwen, dessen meiste Besitzungen genommen, und dadurch die so nahe verwandten Häuser der Welfen und Hohenstaufen in endlose Spaltungen und Zerwürfnisse gestürzt hatte. Otto mochte es daher recht gern seinem treuen und tapfern Truchseß Gunzelin von Wolfenbüttel *) und dessen Vetter Burchardt gestattet, oder gar Beide dazu ermuntert haben, zum Schutze des befehdeten Braunschweiger Landes die Burg auf der Asse wiederherzustellen und möglichst zu befestigen. Grund und Boden

*) Abels Halberstädt. Chronik, S. 278. u. 279.

besaßen sie ja ohnedem schon längst als Lehn vom Stifte Gandersheim.

Dieser Neübau, oder doch neue Wiederaufbau der verfallenen Burg, geschah wahrscheinlich im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts; denn schon im Jahr 1203 wird der Burg auf der Asse erwähnt. Das Stift Gandersheim, ohne dessen Einwilligung dieser Wiederaufbau eigentlich nicht geschehen durfte, aber dennoch geschehen war, schwieg hierzu, so lange Kaiser Otto lebte, wohl nur aus Rücksicht gegen diesen, welcher den Bau so begünstigt hatte.

Als Otto im Jahre 1218 starb, Friedrich von Hohenstaufen ihm in der Kaiserwürde unter dem Namen Friedrich II. folgte, da nahm Alles eine andere Richtung, denn andere Interessen traten hervor. Gunzelin von Wolfenbüttel fand es jetzt zur Aufrechthaltung seines Ansehens, und um sich den Besitz der Burg gegen das Gandersheimer Stift zu sichern, gerathen, die Braunschweiger zu verlassen, und der neuen Sonne huldigend sich zuzuwenden. Es gelang ihm dies. Der neue Kaiser bestätigte ihn in der Reichstruchseßwürde und sagte ihm und den Seinen den kaiserlichen Schutz zu. Kühn gemacht durch solche Gnadenbezeugungen, trat Gunzelin gegen die ihm hierüber sehr ungnädig gewordenen Herzöge von Braunschweig, sowie gegen das Stift Gandersheim und selbst gegen den Papst Honorius auf, welcher das Niederreißen der Burg in einer eigenen, an die Bischöfe zu Naumburg, Merseburg und Halberstadt gerichteten, vom 16. Juui 1220 datirten Bulle befohlen hatte. In dieser hieß es:

„Die in Christo geliebte Tochter Aebtissin und Convent der Kirche zu Gandersheim, welche bekanntermaßen unmittelbar unter Uns stehen, sind klagbar bei Uns eingekommen, daß Gunzelin, genannt Truchseß, und Bernhardt von Wolfenbuteln, ingleichen von Biwende und einige Andere aus den Sprengeln Hildesheim und Halberstadt, auf dem Grund und Boden der Gandersheimischen Kirche ein gewisses Schloß, Asseburc genannt, errichtet haben, wodurch besagter Kirche Ruin offenbar bevorsteht. Demnach befehlen Wir eurer brüderlichen Liebe, insofern dem also ist, den benannten Gunzelin und die Andern, nach vorgegangener Ermahnung, ohne Zulassung der Appellation, anzuhalten, daß sie selbst das benannte Schloß wieder zerstören, und Grund und Boden der Aebtissin und dem Convente überhändigen. Wenn bei der Vollziehung dieses Befehls Ihr nicht Alle könnt zugegen sein, so sollen doch nichtsdestoweniger zwei von Euch denselben ausrichten."

Wie wenig Rücksicht Gunzelin auf diesen päpstlichen Drohbrief nahm, in seinen Plänen sich dadurch gar nicht stören ließ, werden wir hernach sehen, jetzt aber erst noch bemerken, daß aus dieser päpstlichen Bulle sich ergiebt: daß Gunzelin und sein Vetter Burchardt sich damals noch nicht den Namen der Asseburg beigelegt hatten. Erst Gunzelins Söhne, Burchardt oder Busso, Eckbert und Gunzelin der Jüngere, thaten dies, während die Nachkommen seines Vaters Bruders Burchardt, welche gegen das Jahr 1291 erloschen sein mögen, den Namen von Wolfenbüttel fortführten. Ganz unrichtig ist daher, wie vorhin schon er=

Braunschweig'sche Löwe warf den stehenden Wolf, das Wappenbild der Wolfenbüttler, zu Boden.

Seit Kaiser Otto's IV., des Welfen, Absterben, hatte schon kein gutes Vernehmen mehr geherrscht zwischen den Herzögen von Braunschweig und denen von Wolfenbüttel und von der Asseburg; zum Ausbruch einer offenen Fehde aber kam es erst durch folgende Umstände.

Auf Antrieb des Papstes Innocenz IV. trat wider Konrad IV. Wilhelm, Graf von Holland, als Gegenkaiser hervor. Diesem schloß sich Albert, Herzog von Braunschweig, an, und benutzte dessen, seines künftigen Schwagers, Gunst dazu, sich im Jahr 1253 von ihm die Grafschaft Peine, — deren Besitzer dem Aussterben nahe waren, und deren letzter Graf vom Gegenkaiser Wilhelm sich belehnen zu lassen verschmäht und versäumt hatte — zutheilen zu lassen. Hierüber gerieth die Gegenparthei, wozu die von Wolfenbüttel und von der Asseburg — nahe Verwandte des letzten Grafen von Peine — auch gehörten, und denen sich der Bischof von Hildesheim, den gleichfalls nach der ihm bequem gelegenen Grafschaft Peine lüstete, anschloß, in die heftigste Bewegung. Vereint errichteten sie, mit Zuziehung noch anderer kühnen Genossen, sofort einen Bund zum Schutz und Trutz gegen den Herzog Albert.

In der Gluth und Kraft blühender Jugend, und schon durch Theilnahme an einem glücklichen Feldzuge gegen Kaiser Bela von Ungarn in den Waffen geübt, beschloß Albert, diesen Bund zu sprengen, die Macht und Kühnheit der

Edelleute und deren Stützen, die Burgen, zu brechen und sie für den vielfachen Spott, den sie ihm anthaten, zu züchtigen, um dann als Herzog in seinem Lande unumschränkt gebieten zu können.

Die Asseburger gingen freilich in ihren Verhöhnungen gegen den Herzog sehr weit. So nahmen sie in ihr Wappen, das ein stehender Wolf war, den Braunschweig'schen Löwen mit auf und setzten ihren Wolf in solche Stellung auf des Löwen Rücken, als zause dieser jenen bei den Ohren, welchen Spott und sinnbildliche Darstellung von Hohn und Uebermacht den Herzog gar gewaltig ergrimmte und ihn veranlaßte, daß nach ihrer Vertreibung die Asseburger nur den Wolf im Wappen behalten durften, und zwar nicht mehr stehend, sondern liegend, niedergedrückt, als Zeichen ihrer Submission.

Zu dem allerdings nicht leichten Unternehmen, die sich ihm gegenüber gestellten Burgherren anzugreifen, und dazu Beihülfe zu erhalten, bot sich dem Herzoge Albert eben jetzt eine gute Gelegenheit dar. Er feierte um diese Zeit am St. Margarethen Tage, im Jahr 1254, seine glänzende Hochzeit mit dem Fräulein Elisabeth von Brabant, und hatte dazu viele Fürsten, Grafen und Edelleute geladen. Die Markgrafen Otto und Hans von Brandenburg, die Sächsischen Herzöge Albrecht und Heinrich, des Herzogs eigener Bruder Johann, glänzten unter denselben hervor. Und die Damen: — „Stern bei Stern, wer kennt ihre Namen?" Die Reimchronik weiß kaum Worte zu

finden, die Herrlichkeit der Hochzeit und des darauf folgenden Turniers genügend zu schildern. Sie sagt:

„Ward eht gethan herrlicher
Hochzeit in Sachsen, noch reicher,
Deß habe ich nicht erkohren.
Da nahm der Fürst Hochgeboren
Von seinem Oheim werth,
Dem Markgrafen das Schwert,
Und ward selbst Ritter in der Stund'.
Da ward Frauenehre kund
In Wonne und in Herrschaft! —
Man sagt, daß da dem Fürsten gab
Sein Alter das achtzehnt Jahr,
Da verschwunden waren gar
Zweihundert Jahr von Gottes Geburt,
Tausend vier und fünfzig als ich hört,
Da der hohe Fürst, klar,
An aller Tugend wohlgefahr,
Empfing die ritterlichen Waffen.
Er macht Grafen und Knappen
Zu Rittern aus der Masse viel,
Vorbaß ich mehr sprechen wil.
Da war von der Fürsten Frauen,
Den edlen, Tugend zu schauen,
Die meiste Herrschaft und Hochzeit,
Da fand Schöne an Schöne Widerstreit.
Von Herren, Frauen, die da wären,
Der Hof stund mit großen Ehren
Beinah wol acht Tage u. s. w."

Hier mag sich, wie er es wünschte und beabsichtigte, Herzog Albert manchen Genossen zu den Waffenthaten, die er vorhatte, erworben haben. Auch scheint sogleich auf die Lust der Hochzeit der Ernst des Kampfes gefolgt und die wackere Ritterschaft stracks vom Turnierplatze in das Feld gezogen zu sein, um die neuen Schwerdter und Lanzen

an der Brust des Gegenparts zu prüfen; denn es heißt in der Reimchronik, nachdem die Hochzeit und Turniere geschildert worden, weiter:

„In der Zeit der Herzog
Griff an ein Orlog (Fehde)
Mit dem von Wolfenbüttle, groß
Deß manchen, Mutterkind geboren, verdroß.
Er gewann ihm aber Landes viel
Und Festungen, so ich sprechen will.

Die Burg Wolfenbüttel scheint sich anfänglich gehalten zu haben, und erst im folgenden Jahr, 1255, durch einen plötzlichen und gewaltigen Anlauf erstürmt worden zu sein.

Als dies geschehen war, ging der Zug ins Hildesheim'sche, um den Bischof, den Genossen derer von Wolfenbüttel und von der Asseburg, für seine Theilnahme zu züchtigen. Sarstedt, Rede, Rosenthal und die Stadt Peine, nicht aber die Burg, die der alte Graf tapfer vertheidigte, wurden bezwungen. Doch bauete der Herzog der Burg gegenüber ein festes Haus, um sie im Zaume zu halten. Zu gleicher Zeit, wo er Peine belagerte, hatte er auch schon die Asseburg berannt, um die verbündeten Feinde von einander abzuschneiden. „Wie viel da der Schwerterklingen an den Rändern der Schilde", singt die Reimchronik, „gemessen wurden, daß der Rosse und des Gedeckes glänzende Farben vergingen; und was da für Ritterschaft geschah mit der Helden Armbrüsten, in ihren Harnischen, im Speerwechsel und allerlei Kriegslist, und wie manchen Held das Ungemach tödtete in viertehalb Jahren, da mit solcher Ritterschaar die Burg so lange war berennet, das kann man

nicht schildern. Von allen Seiten hatte er sie mit Schanzen umziehen lassen."

Die Reimchronik sagt weiter:

„Er ließ auch bauen große Werk,
Zwei Haus, davor den Rockesberg
Und den Luxenberg, viel stark.
Doch gab er vierhundert Mark
Für die Burg gar unverholen
Den Helden, den sie war befohlen,
Da er sie in das viert Jahr besaß."

(d. h. nachdem er sie in das vierte Jahr belagert hatte.)

Man sieht aus der Erzählung dieses Zeitgenossen, wie wacker und unverzagt Busso von der Asseburg, Gunzelin, der Reichstruchseß, des Erbauers Sohn, dem jungen Löwen die Spitze bot von seinen festen Thürmen und Mauern, und endlich, 1258, doch nur gegen eine Geldsumme die Thore öffnete und freien Abzug nahm nach seiner Heidenburg in Westphalen. Doch ehe es zu diesem Aeußersten kam, war von den Bundesgenossen mancher kühne Versuch gemacht worden, dem Busso Luft zu schaffen, und den Herzog zur Aufhebung der Belagerung zu nöthigen. So vermaß z. B. Erzbischof Gerhard von Mainz sich einer großen Heerfahrt, und mit ihm Graf Conrad von Eberstein, auch der von Beichlingen, und viele andere Herren und Ritter, die der Mainzer dem Herzoge in das Land über dem Walde, das Göttingen'sche, führte, und wo man Alles ausraubte und verbrannte. Aber des Herzogs Voigt zu Göttingen, Willikin von Kerstlingerode, folgte mit seiner Schaar dem Feinde auf der Ferse, und suchte ihnen, da er sie in offe=

nem Felde nicht bestreiten konnte, durch List einen Schlag zu versetzen; und das gelang ihm!

Da folgt er ihnen so lange,
Bis nach der Sonne Untergange,
Daß er (der Feind) sich zu Felde legt,
In großer Sicherheit,
Durch ihre Menge groß.
Die Herren auch verdroß,
Daß sie in dem Heer lagen
Und Ungemachs pflagen;
Deß sie wollten wesen (sein) frei.
In einen Münchshof dabei
Begann der Bischof zu kehren
Und mit ihm viel andre Herren.
Nun war der Voigt so nah gekommen,
Er hat auch viel wohl vernommen,
Daß ihre Ding gar war Hut-los (unbehütet, unbewacht)
Jeglicher sein Gemach erkos (erkohr),
Da er es am Besten möcht haben,
Schuppen, Zelte, Traben (Obdach)."

Unterdessen hielt sich Willikin vor Altenhausen in Versteck, und als er seine Zeit ersehen, drang er schnell mit dem Feldgeschrei „Braunschweig!" in den unbewachten Münchenhof, zwischen Quedlinburg und Halberstadt, fing hier den Bischof und den Grafen sammt vielen werthen Mannen, und sandte sie dem Herzoge nach Braunschweig.

„Deß Herz nun ward freundlich weich,
Er ließ den Mainzer
Behalten in großer Ehr;
Dem Grafen aber theilt er ein Spiel,
Das schwer war aus der Messen viel.
Durch eine Willkühre (Gerichtsspruch) vorerkohren
Ließ er den Herren, wohlgebohren
An einen Galgen hängen da hoch

Bei den Hessen (Füßen): doch lebt er so
Bis in den dritten Tag."

Dieses grausame Verfahren gegen den unglücklichen Grafen mag durch folgende Ursache veranlaßt worden sein. Der Vater desselben, Albrecht, war ehedem ein eifriger Anhänger Kaiser Otto IV., des Welfen, gewesen und war demselben auf allen Kriegszügen gefolgt. Das hatte ihm einen solchen Kostenaufwand verursacht, daß er viele seiner Güter, unter andern auch die Hälfte seines Schlosses Heidenburg, versetzen mußte; und namentlich dieses letztere an die von Wolfenbüttel, nachherigen von der Asseburg. Anfangs hoffte er, daß Kaiser Otto, wenn er nur erst sich als Kaiser festgesetzt und die Hohenstaufen gedemüthigt haben würde, ihn für alle diese seine Aufopferungen reichlich würde entschädigen können. Als aber Otto's Glücksstern unterging und die Hohenstaufen die Oberhand gewannen, hatte er — wie damals auch die von Wolfenbüttel — es für vortheilhaft gehalten, die Partei der Welfen zu verlassen, und zu den Hohenstaufen, an deren Spitze der kräftige, geistvolle Kaiser Friedrich II. glänzte, überzutreten. Unter dem Schilde dieses mächtigen Fürsten war er nun viele Male in das Braunschweig'sche eingefallen, um durch Raub und Plünderung für die gehabten und noch nicht wieder erstattet wordenen Unkosten sich bezahlt zu machen. Nach seinem Absterben hatte sein Sohn, jener grausamlich hingeschlachtete Graf Conrad von Eberstein, diese Räubereien fortgesetzt, und zu größerer Sicherheit sich mit des Welfischen Hauses damaligen Feinden eng ver-

bunden. Es lag ihm daher viel daran, daß die Asseburg, deren drohende Nähe und kühne Besatzung den Herzog in täglicher Bedrängniß hielt, nicht verloren ginge. Denn es ließ sich voraussehen, daß Albrecht, sobald er dieses nahen Feindes los geworden wäre, auch die entfernteren aufsuchen und ihnen das böse Spiel legen würde. Deßhalb bot Konrad Alles auf, die Asseburg zu retten. Den Erzbischof Gerhard von Mainz und andere Widersacher der Welfen reizte er zu dem Einfall in das Göttingen'sche, um den Herzog hierdurch von der Asseburg hinwegzuziehen und selbige wieder frei zu machen. Aber es kam, wie wir gesehen haben, anders, und in die Falle, welche Conrad dem Herzoge gestellt hatte, fiel er selbst. Das bequeme Nachtlager in Münchenhof mußte er theuer bezahlen. Er ward als ein eidbrüchiger rebellischer Vasall bei den Beinen aufgehängt, und zwar im Angesichte der Asseburg, um die Besatzung durch Furcht vor einem ähnlichen jämmerlichen Schicksale zu schrekken und zu einer schnellen Uebergabe zu treiben. Busso von der Asseburg ließ sich indessen nicht einschüchtern, und um so weniger, da um diese Zeit (1256) des Herzogs Gönner und Schwager, der deutsche Kaiser Wilhelm, Graf von Holland, von den Friesen erschlagen war, und sich nun ein Britte, Prinz Richard von Cornwall, um die deutsche Krone bewarb, wozu er des Erzbischofs von Mainz, des Freundes der Wolfenbüttelschen und Asseburg'schen Parthei, nöthig hatte. Als nun Richard 1257 durch den Erzbischof auf den deutschen Thron erhoben war, hoffte Busso eine günstige Aenderung der Umstände, und vertheidigte daher

seine Burg mit ungebrochenem Muthe. Auch hatte er sich diesmal nicht verrechnet, denn Herzog Albert erwog, daß in dieser veränderten, neuen Lage der Dinge er sich freie Arme schaffen müsse, weil es bald Kampfes genug an allen Enden geben würde. Deßhalb eilte er, mit denen auf der Asseburg, die unterdessen durch Hunger und rastlose Anstrengung auch mürbe gemacht waren, auf eine gütliche Weise sobald als möglich auseinander zu kommen und sich wieder zu vertragen. Und so geschah es, daß Busso im Jahr 1258, nachdem er seine Burg bis ins vierte Jahr vertheidigt hatte, für 400 Mark sie dem Herzoge übergab, und mit den Seinen frei nach der Heidenburg oder Hinnenburg in Westphalen abzog, wo er sich unweit Brakel von Neuem anbaute.

Die Asseburg, nun in Alberts Händen und sein eigen, blieb unversehrt stehen und erhalten. Der Herzog ließ sich von dem Stifte Gandersheim damit beleihen, durch welchen Act dieses sein wohlgegründetes Recht über Grund und Boden von Neuem und öffentlich ausübte. Auch willigte es in das Fortbestehen der Burg ein, zu deren Niederreißen der Herzog vollkommen berechtigt gewesen wäre, da sie ohne seine Genehmigung erbauet wurde, was kaiserliche und päpstliche Verordnungen bezeugten. Da nun auch der fortgezogene Inhaber der Asseburg mit der erhaltenen Summe entschädigt war, mit Ehren aus diesem gewagten Spiele sich gezogen hatte, das immer noch einen übeln Ausgang für ihn nehmen konnte, so ward allen Betheiligten Zufriedenheit. Den von der Burg entnommenen Namen behielt

er aber, wie seine Vettern, bei, und noch jetzt führen ihn seine Nachkommen.

Wiewohl nun der Herzog auf die Asseburge, die ihm so hartnäckig widerstanden, so mannigfach ihn verhöhnt hatten, nicht wenig erzürnt und sehr zufrieden war, sie nicht mehr in seinem Lande zu wissen, so dehnte er doch seinen Haß nicht auf die ganze Familie aus. Nur dem Busso war er abhold, nur er sollte fortan entfernt bleiben. Die Brüder und Vettern, die an der Fehde keinen Antheil genommen, sich überhaupt nicht widerspenstig gegen ihn gezeigt, ließ er im ruhigen Besitze ihrer vom Stifte Gandersheim zu Lehn gehenden, sehr bedeutenden Güter. Diese bestanden aus der Voigtei Denkte mit sieben Dörfern, aus der Gaugrafschaft Biwende mit zehn Dörfern, und anderen Gütern noch in der Voigtei Evesen und Kissenbrügge. Ueber drei Jahrhunderte hindurch waren die Asseburge im Braunschweig'schen begütert. Dieß bezeugen die bekannten Data: daß im Jahr 1307 Bernhard und Ekbert von der Asseburg einen Hof in der Stadt Braunschweig, auf dem Hagen gelegen, an den Abt von Marienthal verkauften*); und daß im Jahre 1569 Heinrich von der Asseburg, der Reiche genannt, mit sechs Ritterpferden als Braunschweigscher Lehnsmann bei dem Einzuge des Herzogs Julius in die Stadt Braunschweig aufgeführt ist. Jetzt besitzt die Asseburgsche Familie von alle dem, was sonst ihr Eigenthum im Braunschweig'schen war, gar nichts mehr.

---

*) Meibom 3. S. 267.

Nicht nur Herzog Albert selbst, sondern auch seine Nachkommen erhielten die Veste Asseburg, und weilten gern und oft auf der so anmuthig gelegenen Burg. Erst nach zweihundert vier und dreißig Jahren ging sie unter.

Die Herzöge Bernhard und Heinrich von Braunschweig waren nämlich in dieser Zeit in großer Geldverlegenheit. In unseren Tagen, wo dergleichen auch wohl noch solchen großen Herren zu passiren pflegt, welche noch nicht der Segnungen einer Civilliste theilhaftig geworden sind, weiß man sich in dergleichen Fällen leicht zu helfen. Man wendet sich an die Rothschilde, welche gegen gute Prozente, Titel und Orden, sogleich wieder auf die Beine helfen. Dergleichen herrliche Leute gab es damals aber noch nicht, wenn auch schon die Fugger den späteren Glanz ihrer Familien durch Anhäufung von Goldklumpen zu gründen begannen. Wenn damals ein Fürst Geld haben wollte, so mußte er Land und Leute versetzen, oder auch Burgen. Zu diesem Mittel zu greifen, sahen sich daher die beiden Herzöge von Braunschweig genöthigt. Sie verpfändeten an die Stadt Braunschweig ihre Asseburg. Diese Stadt, die kurz zuvor erst mit ihrem Herrn in eine ernstliche Fehde verwickelt gewesen, benutzte die sich ihr darbietende gute Gelegenheit, die Asseburg für sie künftig unschädlich zu machen. Denn kaum war sie als Pfand in ihre Hände übergegangen, so zerstörten sie sie auch gänzlich. Wie die Herzöge solches widerrechtliches und dem Pfandinhaber gar nicht zustehendes Behandeln des Pfandstückes aufnahmen, ist unbekannt. Seit jener Zeit aber — es geschah im Jahre 1492 —

liegt die Asseburg in Ruinen und nie wurde sie wieder aufgebauet.

Daß von der denkwürdigen und langwierigen Belagerung der Asseburg durch Herzog Albert mancherlei Volkssagen nachgeklungen haben, im Munde des Volks blieben, und noch jetzt fortleben, wird Niemand wundern. Eine derselben ist folgende.

Als die Vorräthe an Lebensmitteln der Belagerten ziemlich aufgezehrt waren, nicht ohne Besorgniß eine Ziege, als letztes frisches Fleisch lieferndes Thier, geschlachtet wurde, da hoffte man den entgegen zu sehenden Nahrungsmangel dadurch am sichersten vor dem Feinde zu bergen, ihn hierüber zu täuschen und glauben zu machen, daß man noch im Ueberflusse lebe, wenn man ihm einen Braten von dem geschlachteten Thiere zuschicke. Busso von der Asseburg ordnete daher an, daß eine der Keulen, mit Rehhaaren bestreut, als sei es eine von Wildpret, dem Herzoge in das Lager geschickt wurde, mit dem Beifügen, daß mehr dergleichen zu Diensten stände, falls es dem Herzoge daran fehlen solle. Dieser empfing nicht ohne Verwunderung das Geschenk mit den begleitenden Worten, und ließ sich wirklich dadurch verleiten, den Abmarsch anzuordnen. Auf dem Walle der Burg hatten sich indessen Viele eingefunden, zu schauen, welche Wirkung der zugeschickte Ziegenbraten haben werde. Als die nun sahen, daß eine Bewegung im Lager entstand, sie hierin den Entschluß zur Aufhebung der Belagerung zu erkennen glaubten, und durch den wirklichen Aufbruch die Bestätigung erhielten, erhoben sie ein

schallendes, höhnisches Gelächter, und der Koch, der sich bei dem Possenspiele als eine der Hauptpersonen betrachten mochte, hob hoch den Ziegenbart in die Höhe und sprang jauchzend und lachend herum. Der Herzog, erkennend die Täuschung, ergrimmt über diesen Hohn, ließ sogleich sein Corps zurückkehren. Mit verdoppelter Hitze den Schimpf zu rächen, machte dieses einen neuen Angriff und die Eroberung der Burg war der Preis ihrer Mühe.

So erzählt die Sage den Uebergang der Asseburg in Braunschweig'sche Hände, der, durch einen Ziegenbart bewirkt, freilich romantischer und origineller erscheint, als wie die Geschichte ihn giebt.

Das Volk hat sich überhaupt viel Mühe gegeben, die Art der Uebergabe der Burg, da sie ihm zu ruhig und einfach erschien, in Sagen zu hüllen, um sie dadurch anziehender zu machen. So erzählt sie auch: Busso von der Asseburg sei vom Herzoge gefangen worden. Dieser habe als Lösepreis von Jenem begehrt, ihm ein Stückchen vorzupfeifen, da er gehört, er sei in dieser Fertigkeit ein Virtuos. Busso habe dies jedoch unter seiner Würde gehalten und stolz erwiedert: „Busso pfeift nur für sich, und nicht für Andere!“ Diese naseweise Antwort habe seine Verurtheilung zu ewiger Gefangenschaft zur Folge gehabt.

Ein anderer Asseburg, welcher ein guter Trinker gewesen, habe dagegen Freiheit und Leben dadurch sich erhalten, daß er zu des Herzogs Erstaunen einen ungeheuren Humpen zuerst als Lösungspreis und dann noch ein=

mal freiwillig auf des Herzogs Gesundheit bis zur Nagelprobe geleert. Ist dies nur Sage, so ist sie wenigstens ganz dem Zeitgeiste jenes Jahrhunderts entsprechend und ein solcher Lösungspreis gar nicht unwahrscheinlich, so wenig, als die Fähigkeit, eine solche Aufgabe doppelt zu verrichten; denn ein wackerer Ritter mußte auch wacker zechen können.

Ob es mit dem Bilde, das die Burgmannschaft auf den Schildern geführt haben soll — „einen Wolf, der den Löwen zerreißt" — seine Richtigkeit habe, ist noch auszumitteln. Erst spätere Schriftsteller, wie Hermann Körner und Cranz, erzählen davon. Bekannt ist ein ähnliches Bild auf einer Medaille, wo ein Bullenbeißer, dem die Hinterfüße abgehauen sind, dennoch einen Löwen beißt, mit der Umschrift: Nec caesus cedam. Diese gehört aber nicht in das 13te, sondern in das 17te Jahrhundert (1612), rührt auch nicht von den Asseburgen her, sondern von den Bürgern Braunschweigs, welche damals mit dem Herzoge Heinrich Julius in Fehde waren.

Zu bedauern ist, daß Botho in seiner Bilderchronik durch Rücksichten sich hat verhindern lassen, einen ausführlichen Bericht von der Belagerung und Uebergabe der Asseburg in dieses Geschichtsbuch aufzunehmen. Nachdem er erzählt hat, daß Herzog Albert vom Jahre 1256 bis in das dritte Jahr, also bis 1258, vor der Asseburg vergebens gelegen, ehe Busso sie ihm übergab, schließt er mit den Worten: „Hyr stode (stände) vele van to schriven, det is vorbleven umme der Korte (Kürze) willen, wente dat

is velen Lüden (Leuten) nicht bequeme to wettende.“ Wahrscheinlich sind es Dinge gewesen, welche dem Braunschweiger nicht zur Ehre gereichten, daher er nicht davon sprechen mochte.

Die Familie von der Asseburg blüht noch jetzt und ist im Magdeburg'schen und am Harze begütert. Dort besitzt sie Gunsleben und Hornhausen, hier das Majorat Meisdorf.

Braunschweigsches Magazin, 1825.

# Eisenberg

bei Corbach

im Fürstenthume Waldeck.

Vom

Herrn Bauconducteur Bark

in Arolsen.

# Eisenberg.

— — — — Trümmer!
Erinnerungen an verrauschte Zeit,
An Thaten, die empor aus solchen Mauern,
Wie Eichen aus dem heim'schen Boden, wuchsen;
Mir blüht bei eurem Anblick die Geschichte,
Die Sag' erhält hier Grund, die graue Vorzeit
Erdämmert mir, und die Gestalten drinn
Gewinnen Klarheit, Farbe und Bewegung.

K. E. Ebert.

---

Auf einem der höchsten Berge meines Väterlandes thronte vor Jahrhunderten ein stattliches Schloß, von einem Geschlechte bewohnt, welches, rauh und stark, wie das Metall, von dem Berg und Schloß den Namen trug, in einer Atmosphäre auszudauern vermochte, die dessen verweichlichte Enkel nicht mehr ertragen können.

Eisenberg war sein Name: nicht weil Heinrich der Eiserne, Graf zu Waldeck, die Burg erbauete, noch viel weniger von der Göttin Isis also genannt, welche unsere Altvordern schwerlich kannten, als der Berg selbst schon diesen Namen trug; sondern von dem Metalle, welches er reichlich enthielt. Treten wir auf den Gipfel des Berges und betrachten

„Der Aussicht unermeßlich weiten Raum,
An Wiesen reich, an scharfbefurchten Feldern,
An Teich und Bach mit grünem Saum,
An Kirchen und Abtey'n und düstern Wäldern."

Zu unsern Füßen liegt Dorf und Burg Nordenbeck, von den Edlen von Viermund lange bewohnt, welche Segen und Frieden ihren Unterthanen verliehen, friedlich im Thale sich ansiedelnd, während ihre mächtigen Nachbarn gleich Adlern auf Eisenbergs Höhen horsteten. Aber ihr Stamm erlosch, kein Viermund lebt mehr und nur in der Wildunger Linie blüht Waldecks Stamm fort. Weiterhin nach Norden liegt Corbach mit seinen Mauern und Thürmen, einen imposanten Anblick gewährend, und besonders durch die herrliche Kilianskirche, eines der prachtvollsten Baudenkmale des Mittelalters, ausgezeichnet. Im Jahre 1810 am 5. August stürzte ein Theil des Gewölbes der Kirche ein; sie wurde geschlossen und verfiel in 25 Jahren so sehr, daß sie in Kurzem zur Ruine geworden wäre, wenn nicht durch den Eifer des ersten Bürgermeisters Herrn Schleicher's eine Collecte veranstaltet wäre und, durch ihn angefeuert, die wackeren Bürger die Restauration ihrer Hauptkirche unternahmen. Wenn Männer wie Herr Schleicher und Herr Lieutenant von Rheins an der Spitze des Unternehmens bleiben, so wird das Gebäude bald in ursprünglicher Schönheit dastehen! Fast alle Grafen, welche auf Eisenberg hausten, wurden hier beigesetzt. Die Aussicht weiter zu beschreiben, wage ich nicht; sie ist wirklich unermeßlich; darum lieber zur Geschichte der Burg selbst!

Wann und von wem das Schloß Eisenberg erbaut wurde, wissen wir so wenig, als wie lange es eigentlich bewohnt war. Kindlinger erwähnt zwar Seite 157 Urkundbuch des Isinberges, woraus man allerdings folgern könnte, daß damals (1126) bereits ein Castell oder dergleichen auf dem Berge gestanden habe: bestimmt kommt Eisenberg erst im Jahre 1249 vor. Adolph II., Graf zu Waldeck, wird in jener Zeit als Burgherr angegeben, als er in gedachtem Jahre unter freiem Himmel einen Landtag hielt, wobei die Bischöfe von Cöln und Paderborn, sowie der Abt von Corvey und mehre andere Herren und Edle, erschienen. Wichtig war dieser Landtag deßhalb, weil Adolph auf demselben seiner Advokatie über das Kloster Flechtorf entsagte.

Ueber zweihundert Jahre geschieht nun des Eisenbergs weiter keine Erwähnung. Wahrscheinlich wohnten die Grafen zu jener Zeit nicht dort, sondern hatten, wie das gewöhnlich war, Burgvoigte daselbst, und dann lebten sie auch nicht in dem besten Verständnisse mit der Stadt Corbach, welche überhaupt wenig Gemeinschaft mit der Burg gehabt zu haben scheint.

1475, — und nicht, wie v. Klettenberg sagt, 1490 — bewohnte Graf Philipp II. den Eisenberg. Er erbauete 1487 das Observanten-Mönchkloster und die dazu gehörige Kirche in Corbach, und Philipp selbst wurde, nachdem er 1524 am 26. October zu Sparemberg gestorben war, nebst seiner Gemahlin Katharina, geb. Gräfin Solms, (gest. 1492) hieselbst bestattet. Nach der im Jahre 1576 erfolgten Säkularisation dieses Klosters wurde dasselbe dem

neu errichteten Gymnasium übergeben und Wolrad II., Graf zu Waldeck, ließ in gedachtem Jahre, am 1sten Mai, die Leichen seiner Ahnen ausgraben und feierlich in der Neustädter Kirche zu St. Nikolai beisetzen.

Philipp II. hielt an seinem Hofe mehrere Junker, welche oft in die Stadt gingen, wo zu jener Zeit mehrere adelige Familien wohnten. Auf Pfingsten 1475 war ein Graf von Wittgenstein bei Graf Philipp zum Besuch auf Eisenberg, wohin auch verschiedene zu seinem Gefolge gehörende Edelleute kamen, welche mit den Waldeck'schen Junkern am zweiten Pfingsttage von der Burg in die Stadt gingen um sich die ewig trockenen Kehlen mit dem damals so berühmten Corbacher Biere zu netzen.

Johann Ritze, des Grafen von Wittgenstein Leibknappe, bekam mit einem der in Corbach wohnenden Edelleute, Namens Otto Winter, Streit, und da sich mehrere Bürger und Burgleute des Einen oder Anderen annahmen, so kam es bald zu Thätlichkeiten. Ein Corbacher, Namens Hermann von Cratzenstein, hielt mit seinen Söhnen Hermann und Diethrich zu den Burgleuten, welches die Bürger höchlich verdroß. Hans von Hunold und ein Junker von Ewerde verwundeten einige Bürger, Ritze ward von Otto Winter erschlagen, und Diether von Cratzenstein, welcher mehrere Bürger bis auf's Rathhaus verfolgte, erstach sogar einen Rathsherrn hinter dem Rathstische, worauf er aber sogleich festgenommen wurde. Die beiden andern Cratzensteine, Winter, sowie alle Eisenberger, entkamen glücklich.

Ganz Corbach drohete Rache und obgleich Graf Philipp denen von Cratzenstein sicheres Geleit gab, wollten doch diese, die den Bürgern nicht trauten, lieber Vögel in Reisern als Eisern, wie mein Gewährsmann sagt, bleiben. Philipp sagte der Stadt zuletzt offene Fehde an; aber erst dann, nachdem viel verwüstet, des Grafen Vettern vergeblich zur Sühne gerathen, und beide Theile des Haders müde waren, brachten der Landgraf zu Hessen und der Kurfürst von Cöln einen Vergleich zu Stande, kraft dessen die Burgmänner, sowie alle Cratzensteine, wieder frei und ungehindert die Stadt beziehen konnten und alles Vorgefallene vergessen sein sollte. Philipp II. ist überhaupt merkwürdig, weil er als Stifter der älteren Eisenberger Linie, als eigentlicher Stammvater der jetzt einzig und allein blühenden jüngeren Wildunger Linie, betrachtet werden kann. Er gab im Jahre 1480 den Goldgräbern zum Eisenberge die ersten Gesetze, bestellte einen Corbacher, Namens Conrad Leusmann, zum Bergmeister, und später den Ritter Friederich von Twiste zum Bergvoigt, gab auch den vierten Theil des Goldzehntens den Landgrafen zu Hessen für sich und ihre Nachkommen.

Seit 1500, wo der Graf nicht mehr auf Eisenberg hauste, hielt er Amtleute daselbst, von denen einer, der Burgvogt Diethrich Münch, der Stadt einen großen Dienst leistete. Einige Bürger hatten sich nämlich in Warburg auf dem Jahrmarkte mit cöln'schen Krämern entzweit, diese lauerten nun den Corbachern bei Cülte auf und mißhandelten sie (daher das noch hier übliche Sprichwort: „Du bist

noch nicht vor Eülte über"). Johann Schüngel von Hechthausen, damals cöln'scher Landdrost in Westphalen, damit noch nicht zufrieden, sammelte dasselbe Jahr (1514) 4000 Knechte und 300 Reiter, um die Corbacher zu überrumpeln, — welches ihm auch sicher gelungen wäre, da er die Nacht schon bis Wirmighausen gekommen war; wenn die Burgleute auf Eisenberg nicht die Verderben sprühende Rotte entdeckt hätten. Münch sprengte sogleich hinunter in die Stadt, benachrichtigte den Rath, welcher nun sofort die Thore schließen, Mauern und Thürme besetzen ließ, und so die Cölner zwang, mit langer Nase abzuziehen.

In der Landestheilung, welche Philipp III. 1538 vornahm, fiel das Schloß Eisenberg an Wolrad II. und Otto VII., von denen Ersterer dort meistentheils seine Residenz hatte, welches daraus hervorgeht, daß seine meisten Kinder dort geboren wurden, wie 1555 Walpurg, 1559 Johann Günther, 1560 Jutta. Er hatte von seiner Gattin Anastasia Günthere überhaupt 13 Kinder, von denen 4 zu Waldeck, 2 zu Corbach, 1 zu Eilhausen, und 6 auf dem Eisenberge geboren wurden.

Was Wolrad II. zur Verschönerung Eisenbergs that, meldet uns theilweise Joh. Phil. Wünsten in seinem Coll. manuscpt. Ueber dem äußeren Schloßthore stand ein Palmbaum, zu dessen Rechten las man: C. D. T. T. C. M. 1564 WOLRAD. G. V. H. Z. W., soll heißen: Confige domine timore tui carnes meas. Wolrad, Graf vnd Herr zu Waldeck; im Wappen dabei ein Stern; — zur Linken: ANASTASIA GVNTHERA. G. V. S. G.

V. F. Z. W.; im Wappen ein Löwe. Wenn man durch das Thor kam, stand linker Hand: Structura hec levis a Wolrado et Anastasia Gunthera conjugibus inchoata anno salutis 1565 ita tamen ut spes maneat pollicitae parataeque a Christo domino mansionis aeternae.

Wolrads Sohn, zuweilen auch Wolrad III. genannt, obgleich er nie regierender Herr war, zog 1587 mit dem Burggrafen Fabian von Dohna den Hugenotten, sowie dem nachmaligen Könige Heinrich IV., zu Hülfe. Als dieser Feldherr mit einer Reiterschaar in Auneau in der Landschaft Beausse unweit Chartres am 11ten November ganz sorglos den Martinsabend feierte, überfiel ihn in derselben Nacht der Herzog von Guise. Graf Dohna entkam; aber 2600 seiner Reiter wurden theils gefangen, theils niedergehauen, und Wolrad, der sich mannlich gewehrt, gehörte zu Letzteren. Auf dem Eisenberge wurden ihm zu Ehren von dem Hofprediger Steinrück und zu Corbach durch den Superintendenten Nymphius Gedächtnißpredigten gehalten.

Noch bei Wolrad II. Lebzeiten kam sein Sohn Josias, geboren am 18. März 1554 auf dem Eisenberge, in Besitz dieses Schlosses. Unter ihm wurde das dasige Goldbergwerk durch Magdeburger Interessenten betrieben, eine neue Bergordnung 1580 publicirt, und in demselben Jahre Christoph Stier als Bergmeister des Eisenberger Landestheils bestellt. Graf Josias ließ, weil Eisenberg baufällig und zu einer größeren Hofhaltung nicht geräumig genug war, den nach Corbach zustehenden Flügel des Schlosses abbrechen und einen stattlichen Bau, mit 4 Thürmen an

den Ecken, sowie ein anderes Haus für die Dienerschaft neu aufführen. Josias Söhne, Wolrad und Christian, stifteten Ersterer die 1692 mit Georg Friedrich ausgestorbene neue Eisenberger, Letzterer die allein noch blühende Wildunger Linie. Wolrad wurde am 7. Julius 1588 auf dem Eisenberge geboren und obgleich Josias sich nicht wohl befand, so hielt er doch am 4. August eine solenne Kindtaufe auf der Burg, zu der viele Gäste geladen wurden, welche dem Neugeborenen zu Ehren manchen Humpen leerten. Tags darauf zogen sämmtliche Corbacher Schüler vor das Schloß und führten geistliche Gesangstücke mit Musikbegleitung auf, wobei der Graf, obschon leidend, dennoch zugegen war. Noch am 6ten August ließ er zur Belustigung der anwesenden Herrschaften ein wildes Schwein auf dem Burghofe hetzen, welches er aus dem Fenster mit ansah; doch konnte er am Abende dieses Tages nicht mehr zur Tafel gehen, sondern fiel erschöpft auf seiner Gemahlin Bett, woselbst er nach wenigen Stunden seinen Geist aufgab, keineswegs aber in Folge übernommenen Trunks, da er vielmehr von jeher ein Muster von Mäßigkeit war. Am 9ten August 1588 ward die Gräfl. Leiche in der Nikolai-Kirche in Corbach beigesetzt, und am 16ten desselben Monats hielt M. Anton Steinrück auf dem Eisenberge eine feierliche Gedächtnißpredigt. Des Grafen Wittwe bewohnte das Schloß, bis sie sich 1592 mit einem Grafen von Erbach zum andern Male vermählte; auch Wolrad III., ihr Sohn und Josias Nachfolger, wohnte zum öftern daselbst. Im Jahre 1621, bei der durch den Landgrafen

Moritz veranlaßten Hessischen Occupation der Grafschaft Waldeck, wurde die Burg Eisenberg ebenfalls militärisch besetzt, und sie muß durch die Hessische Besatzung gräulich verwüstet worden sein; denn als Philipp Theodor nach Wolrads 1640 erfolgtem Tode das Schloß bewohnen wollte, mußten alle Gemächer erst wieder restaurirt werden. Zu seiner Zeit streiften auch die Cölner im sogenannten Sauerlande umher, und kamen bis vor das Schloß Eisenberg und die Meyerei Stryk, woselbst sie die Felder verheerten und alles Vieh wegtrieben.

Aus Zacharias Wahl's, Pfarrers zu Rhoden, Index rerum memorabilium, Manuscpt., sehen wir, daß 1649 „Im Julio hatt uff dem Hauß Eisenberg das Wetter eingeschlagen, eine Fraw verletzet, die Soldaten erschrecket, etlich hundert Thaler am Thurm vnd Gebew Schaden gethan."

Nach Philipp Theodors Ableben fiel Eisenberg an dessen einzigen Sohn, Heinrich Wolrad, der daselbst auch residirte und die alte Burg zum letzten Male ausbessern ließ, wie dies sein und seiner Gemahlin Juliane Elisabeth Namen und die Jahreszahl 1662 am Gemäuer auswies. Heinrich Wolrad zog mit gegen die Türken zu Felde, starb aber schon unterwegs 1664 zu Gräz in Steyermark, und der nachmals berühmt gewordene Georg Friedrich bekam nun den ganzen Eisenberg'schen Landestheil allein. Heinrich Wolrads Wittwe erhielt Eisenberg zu ihrem Wittwensitze und muß öfters daselbst gewohnt haben; denn in einem alten Msto. steht, daß 1669 Dnca. 10. p. Trinit.

Jacobus Richardus jussu et mandato Illustriss. Dnn. Comitum de Waldeck in arce Isenberg gepredigt hat. Die Gräfin starb 1707 zu Reinhardshausen, 70 Jahre alt, indem sie späterhin auf Eisenberg Amtleute gehalten hatte. Friedrich Anton Ullrich, Waldecks erster Fürst, erbte nun mit der ganzen Grafschaft auch Eisenberg, welches er schon 1711 zu einer Meierei umschuf, indem die Schloßgebäude größtentheils verfallen waren. Dieser glorwürdige Herr projectirte einen Schloßbau in Corbach selbst, wozu auch schon der Anfang gemacht war. Da er sich aber mit der Bürgerschaft über mehrere Punkte nicht vereinigen konnte, so unterblieb der Bau, welcher, nach den noch vorhandenen Rissen zu urtheilen, der Stadt zur größten Zierde gereicht haben würde.

Wilhelm Schäffer, genannt Dilich, liefert in seiner Hessischen Chronik, Ausgabe 1602, eine Ansicht der Stadt Corbach, auf welcher Eisenberg ebenfalls erscheint, wie es nämlich vor der Hessischen und Cölnischen Invasion ausgesehen. Dieselbe Ansicht, offenbar eine Copie der Dilichschen, liefert Matthäus Merian in Martini Zeileri Topographia Hassiae et vicinarum regionum, deßgleichen Varnhagen in Knippschild's Corbach'scher Chronik. So schätzbar indeß diese Blätter in Hinsicht auf Alterthum sind, so wenig Kunstwerth haben sie, indem der Eisenberg viel zu nahe bei der Stadt erscheint, sowie der Klusenberg, obgleich Galgen und Rad gewissenhaft seine Bestimmung anzeigen, zu hoch angegeben ist.

Daß von dem Schlosse nichts mehr übrig ist, erklärt sich leicht, wenn man die Verheerungen durch Sturm und Wetter und die noch größere Zerstörungswuth menschlicher Hände bedenkt, welche manches Alterthum, manche Ruine, sonst einer ganzen Gegend zur Zierde gereichend, vernichteten, um — einen Schafstall zu bauen, wie dieses namentlich von dem Eisenberge gilt.

Noch einmal, und zwar im Jahre 1831, trug der ehrwürdige Berg die Urenkel seiner früheren Bewohner, indem der jetzt regierende Fürst von Waldeck mit seiner Familie und seinem ganzen Hofstaate auf dessen Höhe ein frohes Mahl hielt, wozu die Stadt Corbach Lauben, Gänge und andere passende Einrichtungen gemacht hatte.

Zum Beschlusse jetzt noch eine Sage.

Vor vielen Jahren hütete ein Schäfer auf den Höhen des Eisenberges. Die Mittagssonne drückte sehr und der ermüdete Hirt legte sich in den Schatten eines aus den Bergtrümmern gewachsenen Hollunders, sanft entschlummernd. Als er erwacht, ist es dunkel, die Heerde lagert um ihn her, aber sein Leithammel fehlt. Plötzlich sieht er einen hellen Schein aus dem alten Kellergewölbe blitzen und hört zugleich die klägliche Stimme des Vermißten. Der noch schlaftrunkene Hirt stolpert über die Trümmer und sieht den Gesuchten ruhig in einem tiefen Gewölbe neben einem großen Kessel voll Geld liegen. Der Hirt, nicht faul, stopft Hut und Schäfertasche so voll, als es nur immer gehen will; hierauf den Hammel anstoßend, sagt er: „Das hat dir der Teufel eingegeben!“ Kaum sind

aber die Worte aus seinem Munde, so steht ein alter Mann am Eingange auf; angethan mit einem weißen langen Rocke, besetzt mit blutigen Streifen, nimmt er ein silbernes Horn vor den Mund und bläst. Töne, wie die der Posaune zum jüngsten Gericht, entströmen in langen Zügen dem Horne, die Bäume rauschen, die Erde erbebt, und der erschrockene Hirt wirft Alles von sich, stürzt aber am Ausgange vor dem blasenden Geiste nieder, indem ihm vor Grausen und Entsetzen die Sinne schwinden. Als er erwacht, ist es lichter Tag, Hammel, Hut und Tasche liegen in traulicher Eintracht neben ihm, aber kein Pfennig Geld, so sehr er auch sucht, und daß er das Gewölbe mit dem Kessel voll Gold nicht wieder fand, errathen meine Leser gewiß von selbst.

Quellen: Klettenberg, Waldecks Helden- und Regentensaal, Manuscpt. Knippschild's Corbach. Chronik. Varnhagens Beitr. z. Wald. Geschichte. Archivarische Nachrichten, deßgl. einige unfreiwillige Beiträge eines Geistlichen.

Arolsen, im November 1837.

Alfred Yark.

# Hohenstein

bei Coburg

im Herzogthum Sachsen-Coburg-Gotha.

---

Vom

Herrn Justizamtmann Appunn

in Neustadt, im Coburg'schen.

# Hohenstein.

Ihre Banner sind gefallen
Und vertilgt ist ihr Geschlecht,
Schonungslos in ihren Hallen
Uebt die Zeit das strenge Recht.
Alles, was aus jenen schönen
Tagen keimte, frei und groß,
Was sich kundgethan in Tönen,
Rittermuth und Liebessehnen,
Alles sank in ihren Schooß.

---

In Franken beherrschte vom neunten Jahrhunderte an bis gegen das Ende des sechszehnten das Geschlecht der Grafen von Henneberg einen kleinen Staat, dessen Grenzen die des Hochstifts Fulda, die Ufer des Mains berührten, und einen großen Theil des Thüringer Waldes umzogen. In viele Linien verzweigte es sich. Jede derselben horstete in einer Burg, die von den Höhen herabschauete auf das Besitzthum, das in der Theilung des Landes ihr zugefallen war. Allmählig starben diese zusammen und Georg Ernst war der Letzte dieser langen Reihe seiner Ahnen, die hier bald sieben Jahrhunderte hindurch gewaltet. Er starb 1583. Durch Erbverträge ging nun das schöne, fruchtbare, an herrlichen Gegenden reiche Ländchen zerstückelt an

die Fürsten des Hauses Sachsen über, die es ungestört bis 1815 besaßen, wo Preußen mit der Hälfte des Königreichs Sachsen auch einen Theil des alten Henneberg an sich nahm.

Verschwunden ist das Geschlecht der Henneberge, untergegangen sein Name im Alles verschlingenden Strome der Zeit. Nur noch jene Reste ihrer Wohnsitze in dem höhenreichen Lande zeugen von ihrem einstmaligen Dasein und erhalten das Andenken an sie. In Schutt zerfallen sind ihrer viele; einige strecken noch ihre festen Thürme hoch in die Lüfte hinaus; wenige wurden erhalten und dienen zu Wohnungen noch. Und zu diesen gehört Hohenstein.

Von Coburg aus auf der rechten Seite des anmuthigen Itzthales, nicht weit von dem Dorfe Scherneke, sieht man aus der Bergkette, welche dieses Thal begrenzt, den Felsenkegel hervorragen, dessen Gipfel die Burg Hohenstein trägt.

Vom Thale aus, durch das die Landstraße durch den Itzgrund nach Bamberg führt, etwa 1½ Stunde von Coburg, ist eine Stelle, wo Scherneke zur Seite sich die Aussicht nach Hohenstein etwas eröffnet, durch die vorliegenden Berge aber merklich beschränkt ist.

Vollständiger und in ihrem ganzen Umfange zeigen sich dagegen die Burggebäude den Blicken des Wanderers, wenn er sich auf der sogenannten alten Weinstraße von Coburg nach der Baier'schen Grenze gegen Tambach zu in der Nähe des dahin gehörigen Ortes Scherkendorf befindet.

Will man von Coburg aus den Weg dahin machen, so ist der Weg nach dem schönen adel. von Hendrich'schen Rittersitze Ahorn einzuschlagen, über welchen freundlich gelegenen Ort hinaus, Scherkendorf zur Seite, man bequem zu Fuß oder zu Wagen nach Hohenstein gelangen kann.

Noch nicht ganz vor zehn Jahren war es, wo der Verfasser von Coburg aus der gastfreundlichen adlich von Imhof'schen Gutsherrschaft, die sich jetzt des Besitzes von Hohenstein zu erfreuen hat, einen Besuch abstattete.

Imponirend ist noch jetzt die alte Thorfahrt, durch welche man zu dem Schlosse gelangt, dessen jetzige Gebäude zum größten Theil einer neueren Zeit angehören, die jedoch hier und da auf den Resten der alten Burg gegründet sind. Sie sind geräumig und umfassend, hinreichend, einer zahlreichen Familie einen angenehmen Wohnsitz zu verstatten.

Vorzüglich schön ist die Aussicht vom Speisesaale aus, wo am Fuße des Burgberges die größtentheils zu Hohenstein gehörigen Patrimonialgerichts-Orte: Wohlbach, Schafhof, Aicha, mehrere einzelne Höfe, Scherkendorf, und der etwas entfernter liegende Baier'sche Pfarrort Witzmannsberg mit seiner hochgelegenen freundlichen Kirche, wie auf einer Landkarte ausgebreitet, ein vortreffliches Rundgemälde liefern.

Verschönert wird solches noch durch die dazwischen liegenden Fruchtfelder, Wiesen, Teiche, einzelne Baumgruppen, und anstoßende Waldungen. Im Hintergrunde tritt aus entfernten Bergen die Veste Heldburg hervor.

Von Hohensteins historischen Ueberresten findet man jetzt, außer mehreren eingemauerten Geschlechtswappen der früheren Besitzer, namentlich das von Lichtenstein'sche und von Schauroth'sche insonderheit in der außer dem Bereich der Burggebäude befindlichen Begräbnißkapelle, sowie verschiedene unleserlich gewordene Inschriften, nichts mehr von Erheblichkeit. Alles hat der nagende Zahn der Zeit vertilgt.

Die Geschichte Hohensteins reicht bis zum Jahre 1306, wo desselben zum Erstenmal gedacht wird, und wo man, zum Unterschied mehrerer Schlösser gleichen Namens, „in dem Gau Grabfeld" vorsetzte *).

Ursprünglich war aber wohl Hohenstein unbezweifelt eine Besitzung der Grafen von Henneberg, die sie im Jahre 1331 der Familie von Lichtenstein zur Burghuth anvertraut hatten **).

Bei der zwischen der Gräfin Jutta und ihrem Schwager Graf Johannsen im Jahr 1347 vorgenommenen Ländertheilung, — was auch Spangenberg in seiner Henneberg'schen Chronik bestätigt, — wurde das Schloß Hohen-

*) Conradus Monetarius (Münzmeister von Rosenau genannt) in Coburg übergab im Jahre 1306 seine damals verwüstete villam Harde (jetzt das zum Amte Coburg gehörige Dorf Harth), prope castrum Hoenstein in dem Grapfelde, dem Kloster Langheim, mit Bewilligung des Stiftes Bamberg, von welchem er jenes Dorf zu Lehen hatte. (Diplom. in Gruner. Opuscul. Vol. II. p. 11.)

**) Graf Heinrich von Henneberg versetzte 1331 eine Wiese am Furth bei Schernek um 34 Pfd. Heller an Apole von Lichtenstein, der da sitzet zu dem Hohenstein.

stein namentlich als ein Zubehör der Herrschaft Coburg der Jutta mitzugetheilt, welche bald darauf Iringer von Nodwitz (1348) zum Burgmann daselbst ernannte und ihm für seinen Dienst 75 Pfund Heller bezahlte.

Daraus scheint hervor zu gehen, daß es damals noch kein erbliches Burglehen gab, welches von dem Vater auf den Sohn gelangte, sondern daß es blos von dem Landesherrn abhing, wem er die Bewachung seines Schlosses anvertrauen wollte. Die Zeitereignisse änderten auch dieses. Der Mangel an klingender Münze gab wohl Veranlassung, dem Burgmann lieber den Genuß der um die Burg herumliegenden Güter und Holzungen zu Lehen zu geben, um sich auf diese Weise seiner immerwährenden Dienste zu versichern.

So kam es, daß die bisherige Burghuth zu Hohenstein in ein fortwährendes Burglehen verwandelt worden, welches die Gebrüder von Lichtenstein im Jahr 1456 von Herzog Wilhelm zu Sachsen zu Mannlehen empfingen. Im Besitze von Hohenstein blieb die Familie von Lichtenstein über hundert Jahre lang, und erst im Jahr 1568 wurde dieser durch ein trauriges Ereigniß unterbrochen. Wilhelm von Lichtenstein wurde am 12ten October dieses Jahres auf dem Wege nach Buttenheim, unweit Güßbach, von neun Reitern überfallen und durch einen Büchsenschuß ermordet. Das Centgericht in Bamberg stellte dieser Mordthat wegen die strengste Untersuchung an. Dabei ergab sich gegen Friedrich von Sternberg zu Schenkenau ein so großer Verdacht, daß ihm durch Urtheil des Centgerichts der Rei-

nigungseid auferlegt wurde. Ob er solchen leistete, und welches das Resultat der Untersuchung war, ist unbekannt*). Da Wilhelm von Lichtenstein ohne Nachkommen starb, so machte zwar sein Bruder Michael von Lichtenstein, Domprobst zu Bamberg, auf die Lehensfolge Anspruch; allein als Clericus konnte er nach dem Lehnrechte nicht succediren, und da er ohnedem in keiner Mitbelehnschaft stand, so erklärte Herzog Johann Wilhelm zu Sachsen das Lehengut zu Hohenstein für apert und nahm dasselbe in Besitz. Der Domprobst wendete sich aber an den Kaiserlichen Hof und wirkte vom Kaiser Maximilian eine Intercession aus, wodurch sich der Herzog bewegen ließ, gegen ein Bezeugungsquantum von 4000 Thlr., und nach Bestellung eines Lehenträgers, mit dem heimgefallenen Rittergute den Domprobst in der Maße von Neuem zu beleihen, daß dasselbe bei dem Geschlechte Lichtenstein, so lange dessen Stamm daure, bleiben sollte, und jedesmal des Abgestorbenen nächste Agnaten damit beliehen werden sollten.

Im Jahre 1653 kam Hohenstein, dieses mannlehnbare Rittergut, durch Kauf an Christoph von Thünau, markgräflich Brandenburg'schen Amtmann zu Schauenstein, und weil derselbe keine Söhne hatte, so wußte er es bei dem Herzoge Friedrich Wilhelm zu Altenburg, als Inhaber der Frankischen Ortslande, dahin zu bringen, daß solches im Jahre 1657 in Söhne- und Töchterlehen verwandelt wurde.

Nach Thünau's Tode fiel Hohenstein an seine fünf

---

*) cf. Diplom. orig. ab anno 1572.

Töchter, von welcher die älteste an Hans Helmford Auer von Herrenkirchen verheirathet war, der die Antheile seiner vier Schwägerinnen für 12,600 Fl. Frk. käuflich an sich brachte. Sein Enkel Adam Auer, Coburg'scher Geh. Rath und Hofmarschall, verkaufte dasselbe 1741 für 41,500 Fl. Frk. an den Brandenburg-Anspach'schen Kammerjunker Adam von Schauroth, und dessen Ehefrau, eine geborene Geysel, überließ es wieder 1763 dem Braunschweig'schen General-Lieutenant von Imhof für 65,000 Fl. Frk. und 200 Dukaten Gönnegeld. Der von Schauroth hatte nämlich das Gut 1750 Schulden wegen seiner Schwiegermutter Elisabeth Geysel abgetreten, welche es auf ihre Tochter Susanna Schauroth vererbte, daher auch nur Letztere in dem Kaufbriefe als Verkäuferin aufgeführt wird.

Imhof verwandelte mit lehnsherrlicher Erlaubniß, zu Gunsten der Imhof'schen Familie aus dem Hause Marbach, das Gut Hohenstein in ein Majoratsgut und verordnete, daß ihm darin vorzüglich sein Vetter, der Braunschweig'sche Oberst-Lieutenant Carl von Imhof, und dessen männliche Descendenten nach der Linie und der Erstgeburt süccediren solle. Der jetzige Besitzer Hohensteins ist der Herzoglich Coburg'sche Forstmeister Ernst von Imhof.

Eine Abbildung von Hohenstein ist dem Verfasser nicht bekannt. Den Stoff zu diesen Notizen über Hohenstein haben ihm vorzüglich von Schultes Coburg'sche Landesgeschichte des Mittelalters, sowie Spangenberg's Henneberg'sche Chronik und eigene Local-Kenntnisse geliefert. Das Lichtenstein'sche Familienarchiv zu Geyersberg bei Seßlach,

jetzt im Besitz der ihm freundlich zugethanen Familie von Ravel-Rameningen, würde demselben wohl unbezweifelt noch nähere Data über Hohenstein an die Hand gegeben haben, hätte ihm Zeit und Gelegenheit zur Seite gestanden, davon Gebrauch zu machen, daher er bescheiden und gern einer geschickteren Feder es überlassen will, das Nähere noch nachzutragen.

# Gösting

bei Grätz

im Oestreich'schen Herzogthume Steyermark.

# Gösting.

> Und drinnen ist es öd' und stille,
> Im Hofe hohes Gras in Fülle,
> Im Graben quillt das Wasser nimmer,
> Im Haus ist Treppe nicht, noch Zimmer,
> Ringsum die Epheuranken schleichen,
> Zugvögel durch die Fenster streichen.
>
> L. Uhland.

---

Eine Stunde von Grätz, der Hauptstadt des Herzogthums Steyermark, liegen auf einem hohen Berge die Ruinen von Gösting, der reizenden Thalebene, der herrlichen, schmuckvollen Gegend schönste Perle.

Wunderschön ist von ihnen der Blick hinab und umher auf das reich bethürmte Grätz, auf die fruchtbaren Fluren, die herrlichen Auen und Wiesen, von der Mur durchschlängelt, mit Gebüsch und Wald und menschlichen Niederlassungen überall reichlich geschmückt, und rings umgeben von einem Kranze freundlicher Berge. Links schaut die Riegersburg her, deren Thürme und Zinnen hoch über das Meer vor niedrigen Bergen herausragen, und etwas nördlicher der Berg Schökel, der sichere Wetterprophet der Gegend. Rechts liegen zwei mächtige Berge; einer heißt

Plabusch, vom Volke auch der Herzogssitz genannt, weil im sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderte die Herzoge von Steyermark jüngerer Linie, denen Gösting gehörte, sich der Jagd wegen oft hier aufhielten und auf dem Gipfel des Berges ein Häuschen mit Ruhebänken hatten. Zwischen diesen beiden Bergen blickt man hinab in ein enges Thal, durch welches ein starker Bach rauscht, der an einer breiten Stelle einen Hügel umfließt, auf welchem die Ruinen der Veste Unterthal, oder Thalburg, von dunkeln Tannen umgeben hervortreten. Immer weiter ziehen sich Hügel hinab, bis die Schatten der Schwanberger Alpen sie in Dunkel hüllen und das forschende Auge in dunkelblauer Ferne die Umrisse der Gegenstände nicht mehr zu sondern vermag. Ueber den nächsten Kranz von Bergen erheben sich westlich, mit ewigem Schnee bedeckt, die Stub- und Biberalpen, dann die gigantischen Schneerücken der Drachentauern und Brukeralpen mit ihren weißen Säumen und hinter ihnen glänzen noch am äußersten Horizonte einige pyramidalische Spitzen wie ungeheure Krystallberge hervor.

Dies die Grundzüge der Umsicht, welche man von den Ruinen der Burg Gösting hat, die noch sehr bedeutend sind. Man findet unter andern zwei Kapellen über einander, von denen die untere die Weihe St. Anna von einer tragischen Scene erhielt, die sich hier einst begab, und die obere noch im sechszehnten Jahrhunderte den Protestanten zum kirchlichen Gebrauche diente. An Gemächern, Ställen, Kellern und unterirdischen Gewölben fehlt es nicht, auch

nicht an einem hohen Thurme, und den Eintritt in einen durch den Berg gehauenen Gang, welcher in die Thalburg geführt haben soll, sieht man noch.

Ueberall ist die alte nun verfallene Bühne mit traurenden Fichten überwachsen, welche ihre starren Aeste über die sinkenden Mauern ausstrecken. In Geistertönen schwirrt die Luft durch sie hin und klagend säuselt es in den Wipfeln der Tannen und Föhren.

Viele haben die Behauptung geltend zu machen gesucht, daß Gösting ursprünglich ein fester Ort oder eine Villa der Römer gewesen sei. Sie wird aber weder durch das Aeußere der Anlage, noch durch sonstige Merkmale eines Römerbaues unterstützt. Eines tief ins Alter zurücktretenden Ursprunges erfreut sich Gösting aber, denn schon im achten Jahrhundert hauste ein Geschlecht des Namens auf dieser Höhe. Mit Karl dem Großen und dem bekannten Thassilo II., welche diese Gegend vom Joche der Hunnen befreiten, kam es, nebst mehreren Pflanzern, als: Pfannberg, Reckau und andern, welche die Colonieen Bairischgrätz und Baiersdorf gründeten, hierher. Sein Stammhaus war Kesting bei Inspruck. Späterhin kommt Swicker von Gösting vor, welcher 1146 im Gefolge Ottokar's V. Theil an den Lorbeern nahm, womit dieser sein steyermärk'sches Vaterland krönte, und welcher noch im Jahre 1182 unter dem Sohne desselben wohlthätig wirkte. Dann Mogay von Gösting, der, auch unter Ottokar V., die Fehden und Händel des Vogtes Eppo mit dem Herzoglichen Kämmerer Wülfing um einige Besitzungen in den wendischen Büheln in die

Schale der Gerechtigkeit legte. Ferner Herward und Erich von Gösting, welche ihre Jugendjahre am Hofe Leopold III. zubrachten, und sich mit demselben im Jahre 1214 nach Steyer begaben.

Der Letzte der Familie Gösting hieß Wülfing. Er hatte keine männlichen Erben, nur zwei Töchter, Catharina und Anna. Jene ehelichte Otto von Thal, der Sohn seines Waffenbruders Friedrich von Thal, ein stattlicher Jüngling. Aber Catharine starb bald. Nun ruhte Wülfings ganzes Glück auf der jüngsten Tochter Anna, dem letzten Zweige seines alten Hauses. Um sie bewarb sich bald ein angesehener Ritter und Edler, den Gösting mit aller Zuvorkommenheit empfing, da dessen Persönlichkeit und Verhältnisse ihm ganz zusagten. Nicht so Anna. Ihr Herz hatte schon gewählt. Wie Beide, der Freier wie der Geliebte, hießen, verschweigt die Sage; aber daß sie über den Besitz des Mädchens in Zweikampf geriethen, erzählt sie und erzählt auch eine alte Reimchronik des Mönchs von Rouen, mit folgenden Worten:

An Sannd Margrien dacz geschach
Man pey der Purkh ze Gestinch sach,
Vm Hern Wulphings Jungkhfrawn streite
Zwen Riter Menigkleichn.

Oben auf dem Burgfelsen stand Anna, hochklopfenden Herzens, und schauete hinab in ein Seitenthal, wo die Kämpfenden um ihren Besitz auf Leben und Tod rangen. Der Sieg war zweifelhaft, schwankte hin und her, denn Geschicklichkeit und Gewandtheit waren auf beiden Seiten gleich. Bald wankte dieser, bald jener, und Anna wankte

mit dem Geliebten ihres Herzens, wenn dieser dem Gegner weichen zu müssen schien. Je länger sich der Moment der Entscheidung hinauszog, desto mehr ward Anna von Angst ergriffen, von Fieberfrost geschüttelt. Sie rang die Hände, sie blickte gen Himmel, um Hülfe zu erflehen, ach! und als sie wieder niederblickte nach den Kämpfenden, da sah sie den Geliebten mit gespaltenem Haupte niederstürzen und wie der Sieger ihm noch obenein das Schwerdt in die Brust stieß. Sie sah es, sank nieder, raffte sich wieder auf, lief nach einem jähen Felsenabhange hin und — stürzte sich hinab in den schauerlichen Abgrund, wo die Wogen der vorüberrauschenden Mur sie aufnahmen und in ihnen das brennende Weh ihres Herzens erlosch. Die zerschmetterten Gebeine der Unglücklichen fanden Landleute an den Ufern der Mur, weit unterhalb des Burgfelsens. Sie trugen sie hinauf zur Burg und legten sie zu den Füßen des in Verzweiflung und Schmerz erliegenden Vaters. Und als die Leiche eingesenkt war in die geweihte Erde der Burgkapelle, welche nun zu St. Anna hieß, da senkte sich auch das Haupt des vor Gram und Kummer verzehrten Wülfing. Er starb, und mit ihm endete das edle Geschlecht der Gösting. Lange Zeit noch sahen die Umwohner in der Mitternachtsstunde Anna's Geist in weißer Gestalt schweben über dem Felsen, von dem sie sich stürzte, und auf den Zinnen der Burg, und die Stelle, wo sich das unglückliche Mädchen, Steyermarks Sappho, hinabstürzte, nennen sie noch jetzt den Jungfernsprung. Einige Jahrhunderte

hindurch bezeichnete diese eine steinerne Säule, das Annenkreuz genannt.

Ueberfällt den Wanderer auf Göstings Ruinen ein heimliches Grauen, wenn der Führer ihm von dem traurigen Ende der Familie erzählt, die hier einst lebte, so wird dies noch gesteigert, sagt er ihm, daß es überhaupt nicht geheuer, daß es „unhann" ist auf dieser Höhe. Der meinige erzählte mir folgendes Beispiel davon.

In meinen jungen Jahren, sprach er, besuchte ich einmal mit vielen Kameraden diese Burg, auf welcher damals ein Jäger und Andere mehr noch wohnten. Wir durchkrochen alle Winkel, Gemächer, halb verschüttete Gewölbe und Keller, und kletterten überall herum. Da kamen wir auch zu einer großen Oeffnung, welche im Innern eines Thurmfragments uns angähnte. Sie schien sehr tief, was wir aus einem hineingeworfenen Stein schlossen, denn den Grund konnten wir nicht ersehen, da kein Licht hineinfiel. Einige meinten, es sei das Burgverließ, Andere, es sei die Schatzkammer gewesen. Einer der Beherztesten unter uns sagte: „Wißt ihr was, ich will das Ding untersuchen. Laßt mich an einem Stricke hinab, und ich werde euch zurufen, wie ich es da unten finde."

Das waren wir zufrieden. Der muntere kecke Bursche — er hieß gewöhnlich der Stanbauersimmerl — wurde mit einem langen Stricke umgürtet und langsam in die düstere Tiefe hinabgelassen. Als er unten war, horchten wir auf, ob er uns etwas zurufen oder verlangen werde. Doch nichts vernahmen wir, als den Laut, den man von

sich giebt, wenn man einen recht derben Schluck genommen hat, und damit das Wohlbehagen des Genossenen andeuten will. Da wir zuletzt auch diesen Ton nicht mehr hörten und auf unser Rufen keine Antwort erfolgte, so geriethen wir in nicht geringe Sorge um den Kameraden. Keiner hatte jedoch Lust, sich auch am Seile hinab zu lassen, und nachzusehen, ob ihm Etwas zugestoßen sei, und so wurde beschlossen, seine Rückkehr abzuwarten, sollte es auch Nacht werden.

Nacht wurde es, und ob unser gleich sechs waren, so überfiel uns doch ein kleiner Schauder, wenn wir daran dachten, daß zur Zeit der Mitternachtsstunde wir hier oben unter den düstern Mauern und bei der jähen Oeffnung uns befinden würden, und kein Schlaf kam in unsere Augen.

Es schlug zehn, es schlug elf, — Alles ruhig! Nun ging es auf die Geisterstunde los und mit jeder Minute ihrer Annäherung stieg unsere Angst, die nicht ohne Grund war. Denn kaum war der letzte zwölfte Schlag verhallt, so erhob sich ein Sausen und Brausen in der Luft, das erst fern war, immer näher kam, dann zwischen den Mauern hindurch strömte, sie umzureißen drohte, durch alle Oeffnungen heulte und polterte, begleitet von einem Gebrülle, als wären wilde Bestien losgelassen, welche Leute witterten und schnaubend darauf losstürzten.

Au weh! schrie Jeder von uns, rannte fort und stürzte den Berg hinab. Der brach ein Bein, Jener den Arm, dem Dritten stieß im Dunkeln ein Ast das Auge aus

dem Kopfe, dem Vierten widerfuhr sonst ein Leid, kurz Keiner kam unbeschädigt davon, denn auch ich verletzte mich.

Unten im Dorf ward durch unsere Erzählung Alles in Schrecken und Furcht versetzt, und kaum war es Tag, so zog Jung und Alt mit Piken und Hacken bewaffnet aus und hinauf zu den Ruinen, den noch in der Tiefe des unterirdischen Gewölbes steckenden Kameraden wo möglich zu retten. Als wir oben anlangten, — denn auch ich zog mit, da meine Verletzung aus voriger Nacht nicht bedeutend war — da fanden wir Alles noch, wie gestern. Kein Stein war verrückt, kein Zweig gebrochen, und der Jäger war erstaunt, zu hören, daß es in der Nacht hier in seiner Nähe solchen Teufelsspektakel gegeben haben solle, wovon er nichts gewahrte. Nun ging's zum Gewölbe hin. Wir schrieen hinab des Kameraden Namen, und flink erwiederte dieser ganz empfindlich herauf: „Nun, kommt ihr schon!“

Der Strick ward hinabgelassen und nicht lange dauerte es, so stand er frisch und munter vor uns; zankte aber derb auf uns ein, daß wir ihn so früh schon in seiner Ruhe gestört.

Wir sahen uns Alle verwundernd und auch lachend an.

Da fuhr Jener fort: „Nun ja, ich war ja eben erst eingedämmert. Als ihr mich hinabgelassen, befand ich mich in einem großen geräumigen Keller, wo eine Menge weiß angestrichener Fässer lagen. Ich tappte und klopfte daran herum, hörte, daß sie gefüllt waren, fühlte bald, daß an jedem ein Hahn sei, und als ich diesen öffnete, so roch ich auch, daß ein würziges Weinchen herauslief. Den ließ ich mir na=

türlich in den Mund laufen, und da ich so Faß vor Faß durchkostete, so wurde es mir zuletzt so behaglich, daß ich selbst nicht weiß, wie es weiter mit mir ward, bis ihr mich aus meinem schönen Schlafe geweckt habt."

„Alle Teufel!" schrieen wir, da müssen wir auch hinab in den großen Weinkeller und kosten. Flugs ward Einer nach dem Andern an Stricken hinunter gesenkt, und da während dem immer mehr der Dorfbewohner aus Neugierde den Berg herangestiegen kamen, so befand sich zuletzt die ganze männliche Einwohnerschaft des Dorfes im Keller, deren Weiber und Kinder oben am Rande der Oeffnung ängstlich herumliefen, den Männern zurufend, des Guten nicht zu viel zu genießen, oder ihnen zuschrieen: daß man ihnen auch einen Trunk mitbringen solle. Von alle dem hörte aber der jubelnde und benebelte Haufen kein Wort und hätten nicht Einige der Aeltesten, unter denen auch der Schulze des Orts war, zur Rückkehr ernstlich angemahnt, so wäre es wahrscheinlich der ganzen Gesellschaft so ergangen, wie meinem Kameraden gestern, und zwischen und neben Fässern hätten wir die Nacht verbracht.

Nicht ohne Mühe und Anstrengung hatten sich nach stundenlanger Arbeit die Trunkenbolde aus der Tiefe wieder herausgeholfen, da brachten sie dem Burgkellermeister ein endloses Hoch! und beschlossen, morgen ihm einen zweiten Besuch zu machen, wohl versehen mit Flaschen und kleinen Fässern, um einen Trunk auch mitnehmen zu können. Jubelnd, singend und springend zog nun der Haufe

Den Herrn Kaplan und den Küster zu beiden Seiten führte er den Zug an, den die bevorstehende Lust schon in Taumel versetzte, welcher durch Klingen und Klappern mit den tragenden Flaschen, Krügen und Fässern und durch bachantisches Jubelgeschrei sich kund gab.

Jetzt ging es zum verfallenen Burgthor hinein, durch zwei große Höfe hindurch, und dann rechts etwas abwärts nach der Seite hin, wo die weite Oeffnung sich befand.

Ehe wir aber um die Ecke herum bogen, wo man erst jene zu Gesicht bekam, rief der Herr Schulze nochmals „Halt!“

„Nun, was giebt es denn schon wieder?“ fuhren mehrere Stimmen unwillig auf.

„Nochmals wollte ich Euch ermahnen und auffordern, lieben Leute, daß Ihr Euch in Acht nehmet, damit uns ja kein Unglück passire.“

„Habt Ihr denn nicht gehört, daß das geschehen soll“, engegneten Viele mit Ungeduld. „Haltet uns aber nun nicht länger auf und marschirt vorwärts.“

Und Alles drängte sich vor und schob den Herrn Schulzen, der noch einen Sermon im Petto haben mochte, fort. Jetzt ging es um die Ecke.

„Hier seht Ihr“ — so begann der Herr Schulze von Neuem; schwieg aber schnell wie auf den Mund geschlagen, denn — die bekannte Oeffnung war nicht zu sehen.

„Zum Henker“, fuhr er auf, „was ist denn das? Hier war doch gestern das große Kellerloch! Sollte ich mich denn geirrt haben?“

„Ganz recht! hier war das große Kellerloch", riefen Einige. „Ihr irrt Euch nicht."

„Wo ist es denn aber hin! wenn es gestern hier war, muß es doch heute noch da sein!"

Alle schwiegen.

„So redet doch, was schweiget Ihr denn?"

„Ja, was sollen wir denn dazu sagen; wir wissen es nicht, wo es hin ist", riefen Einige.

Der ganze Haufe stand nun da, verblüfft, verdutzt, sah auf die Stelle, wo gestern das große Loch war, und war stumm.

Der Herr Kaplan, der bis dahin mit leckerem Munde und funkelnden Augen vorgeschritten war, in Gedanken schon vor den duftenden Weinfässern schnuppernd herumspazierte, legte jetzt plötzlich sein Gesicht in ernste Amtsfalten und sprach, als stehe er auf der Kanzel:

„Lieben Freunde in Christo; ich muß ein Wort zu Euch reden. Irrt Ihr Euch wirklich nicht und wißt Ihr gewiß, daß hier die Stelle ist, wo Ihr gestern die Kelleröffnung saht —"

„Wir irren uns nicht, Herr Kaplan, fielen ihm Mehrere ins Wort, dies ist die Stelle ganz zuverlässig; wir haben sie uns viel zu gut gemerkt, als daß wir irren könnten."

„Nun, fuhr er fort, so hält des Bösen Zauber Eure Augen gefangen. Ihr seid geblendet durch seine Zaubermacht. Wie lieb ist es mir, daß ich mit Euch ging, Euch und Eurer Seelen Heil zu wahren, das mir von Gott

Nach dieser Abschweifung zu Göstings Geschichte zurück.

Nach dem Ableben Wülfings von Gösting, des Letzten seines Stammes, fiel die Burg Gösting an den Landesfürsten zurück. Dies war damals Ottokar Przemislaw, König von Böhmen. Als dieser im Jahre 1265 nach Grätz kam, verlangte er vom Bischof Bruno von Ollmütz, der zugleich Landeshauptmann war und als solcher Rechnung über Einnahme und Ausgabe sämmtlicher Domainen in diesem Bezirke führte, ihm zu sagen, was die neu erworbene Herrschaft Gösting ihm eintragen werde. Der Bischof antwortete: daß zur Erhaltung und Bewachung der Burg jährlich sechszehn Mark Silbers erforderlich sein würden, während zu der in Grätz nur die Hälfte benöthigt sei.

Dies scheint den König bewogen zu haben, Gösting wieder anderweit zu verleihen; denn bald darauf, im Jahre 1384, findet man es im Besitze einer Familie Grewleich, wie aus folgender Stelle eines alten Chronikons hervorgeht, wo es heißt: „Nicl der Murrer vnd Anna sein Hausfraw verkauften 1384 dez Fritags nach Letare in der „Vasten irn Weingartten gelegen am Gestingkerperg mit „Gunst und Willen Hainrichs dez Grewleichs, Inhabers „von Gösting, dem Quardian und Convente der Minori„ten in Grätz." — Doch bald hierauf kam Gösting wieder an den Landesherrn zurück.

Von den Vögten der Burg Gösting verdienen zwei derselben aus dem funfzehnten Jahrhunderte der Erwähnung. Der Eine war Andreas Breuner, ein abgesagter

Feind des Mönchswesens, daher er mehrmals die Kloster-
knechte des benachbarten Abtes zu Rhein aus seinem Ge-
biete verjagte. Dem Kaiser Friedrich III., der Friedsame
genannt, war dies, bei all' seiner Liebe zum Frieden, doch
ein Gräuel. Er schrieb ihm daher 1471 einen eigenen
Brief, und ermahnte ihn, von diesen Abentheuern abzu-
stehen. — Der andere Vogt hieß Wolfgang von Weißeneck.
Er erwarb sich dadurch ein Verdienst, daß er mit Hülfe
der Grätzer Bürger die Gegend von St. Veit am Aigen
von Wegelagerern und solchen Leuten reinigte, welche sich
da von unehrlichen Handlungen nährten.

Als im Jahre 1532 die Stadt Grätz von den Tür-
ken überrascht und genommen wurde, kam eine Streifpar-
thei derselben auch nach Gösting, es zu plündern. Der
damalige Besitzer davon, Ritter Graßwein von Weyer, ver-
theidigte sich aber mit seinen Knechten so tapfer, und setz-
ten sie den Stürmenden mit Büchsen und Doppelhaken
so hartnäckig zu, daß diese, ohne ihren Zweck erreicht zu
haben, abziehen mußten.

Seit dieser Zeit hatte man auf der Burg Gösting im-
merfort eigenes Geschütz zur Vertheidigung, das auch bei
freudigen Gelegenheiten gebraucht wurde. So wurde z. B.
im Jahre 1571, als Herzog Karl seine junge Gattin,
Maria von Bayern, nach Grätz brachte, von den Zinnen
der Burg Gösting das fürstliche Paar mit dem Donner,
den man, wie Sponrib erzählt, „auß etlichen stückchen auff
Redern vnd Dopplhasien gab", gar freudevoll empfangen.

Ein späterer Besitzer von Gösting, ein Graf von Schrottenbach, der unter Kaiser Ferdinand II. Regierung zum Lutherthum sich wandte, fiel deßhalb bei diesem bigotten Regenten in große Ungnade. Dieses Schicksal traf jedesmal jeden Gleichgesinnten, was der größere Theil des Adels war, der deßhalb sehr verfolgt ward. Ferdinand, der da meinte, daß die Reformation Veranlassung zum Verderben Deutschlands durch Gründung einer inneren, forterbenden Zwietracht geben werde, stemmte sich ihrer Verbreitung mit allen Kräften entgegen, und seine Gewaltträger erhielten Befehl, den zum Lutherthum sich neigenden Adel scharf ins Auge zu fassen. Unter Anderem war es Letztern zur Pflicht gemacht, an Sonn- und Festtagen die Messe nicht zu versäumen und statt dessen auf die Jagd zu gehen. Die Herren kehrten sich aber nicht an dieses Gebot und jagten doch. Auch der Besitzer von der Göstinger Burg that so, wurde aber von einem der kaiserlichen Aufpasser beim Erlegen eines Hirsches ertappt, und dies wurde dem Kaiser angezeigt. Ferdinand dictirte diesem höchstselbst, für das Uebertreten seines Gebots, eine Geldbuße von hundert Dukaten, eine für damalige Zeiten enorm hohe Summe. Der Inkulpat mußte sich fügen und sie erlegen, nicht ohne geheimen Ingrimm, dem er jedoch bald darauf auf eine witzige Weise Luft zu machen wußte. Als nämlich späterhin Kaiser Ferdinand nach Grätz kam, da Hof zu halten, erging der Befehl an den Adel, nur in seiner kostbarsten Tracht vor ihm und an seinem Hofe zu erscheinen. Was that der Besitzer von Gösting, Graf Schrot-

tenbach? Er legte sein schönstes Ritterwams an, umgürtete sich mit dem besten Schwerdte, das er besaß, deckte das Haupt mit glänzendem Helm und Federschmuck; aber sein Beinkleid stach gegen dies Alles sehr ab, denn es war von Hirschleder.

„Ei, ei“, spricht der Kaiser mit ernster Miene, als der Ritter so vor ihm hintritt: „Ihr habt meinen Befehl schlecht befolgt!“

„Ew. Majestät“, erwiedert Jener schnell, „ich habe Euren hohen Befehl nicht verletzt. Ihr habt befohlen, in den kostbarsten Gewändern zu erscheinen, und das bin ich; denn das Beinkleid, das ich hier trage, ist mein kostbarstes Kleidungsstück, es kostet mich hundert Dukaten.“

Der Kaiser drehte sich von ihm ohne Erwiederung, vergaß aber nicht, dem Ritter den Witz zu vergelten; denn bald darauf mußte er mit anderen Rittern und Edlen, welche dem Lutherthum treu blieben, das Land verlassen, und verlor, wie diese, seine Besitzungen, worunter auch Gösting war.

Dies wurde nun Eigenthum der steyermärk'schen Familie von Eggenberg, welche dem Pfaffenthum eifrig anhing, und diese Anhänglichkeit sogar mit dem Fürstentitel belohnt erhielt. Im Jahre 1717 erlosch sie, und zehn Jahre zuvor verkaufte der Letzte des Stammes, Fürst Johann Seifried, die Burg Gösting nebst Zubehör, sowie das Amt Aigen, für 105,000 Gulden und 16,000 Gulden darauf haftender Schuld, an den Grafen Ignatz Maria

von Attems. In einem dazu gehörigen Walddistricte behielt er sich nur die Jagd auf Lebenszeit vor.

Die Burg Gösting ward nun nicht mehr bewohnt, und eine Zeit lang nur noch als Pulvermagazin benutzt. Der neue Besitzer erbauete sich einen schönen Wohnsitz unten am Burgberge im Dorfe Gösting, umgeben von freundlichen Gartenanlagen, und die alte Burg oben ließ er zur Ruine werden, welche jetzt und lange noch der Landschaft Reize erhöhen wird.

Wie oft mögen Göstings Besitzer und die der Nachbarburg über Grätz zu Prunkgelagen und Ritterspielen sich eingeladen, oder durch Zeichen in Stunden der Noth um Hülfe sich angerufen haben! Jetzt liegen beide zertrümmert da. Schon längst schwärmten um Göstings Ruinen Eulen und Raben, als jene Burg noch stolz herüber blickte. Doch auch sie traf dies Loos und nun rufen beide sich zu:

Alles, Alles fällt und sinkt,
Wenn des Todes Sense blinkt.
Unser Prunk ist Irrlichtleuchten,
Das auf einem thränenfeuchten,
Schaudervollen Grabe brennt,
Bis sein Luftbestand sich trennt.

v. B.

v. Kalchberg's Werke, 5r. Bd. — Kummer, malerische Streifzüge in den Umgebungen von Grätz. — Die Bergvesten der Oesterreichischen Monarchie, 2r. Bd.

# Lichtel, Bachenstein und Döttingen

im

Königreiche Würtemberg.

---

(Von unbekannter Hand eingesendet.)

# Lichtel.

Einst klangen Glöcklein silberrein,
Wo jetzt die Finken schlagen;
Einst sang man fromme Litanei'n,
Wo jetzt die Eulen klagen;
Und wo im Gras die Heuschreck' hüpft,
Die Eidechs' durch die Halme schlüpft,
Da prangten Rittersäle.

**J. M. Usteri.**

---

In einer Chronik von Rothenburg steht: „Das Schloß „Lichtel muß ein ansehnlich Gebäu geweßen seyn, wie die „Rudera demonstriren."

Heut zu Tage läßt sich jedoch aus dem Wenigen, was noch davon vorhanden ist, kaum Etwas auf seine ehemalige Form und Größe schließen.

Von Creylingen im Würtemberg'schen anderthalb Stunden entfernt, und nordöstlich dem Dorfe Lichtel, liegen die Rudera der Burg Lichtel auf dem Vorsprunge eines sehr felsigen, sehr steilen, und von drei Seiten freistehenden Hügels. Sie sind mit einem breiten, zum Theil noch tiefen, durch Kalkfelsen gebrochenen Graben umgeben, innerhalb welchem Schutt auf Schutt gehäuft ist, so daß man kaum

noch Spuren von Grundmauern bemerkt, welches daher rührt, daß schon seit funfzig bis sechszig Jahren diese Ruinen als ein sehr ergiebiger Steinbruch benutzt wurden, der schon unzählbare Quadersteine lieferte. Auch kleinere Steine sind von hier, und schon viele Wagen voll, auf die nicht weit davon entfernte Chaussee nach Rothenburg abgeführt worden.

Die Aussicht auf dem Burgplatze von Lichtel ist nach allen Seiten hin sehr beschränkt, am interessantesten noch rechts und links hinab in die engen und öden steinreichen Schluchten, durch welche der Weg von Ereylingen nach Münster sich heran nach dem Pfarrdorfe Lichtel zieht.

Jenseits des Grabens, dicht daran, liegt der Begräbnißplatz, und an diesem die Kirche mit einem viereckigen, nicht hohen, aber sehr festen und, seiner Bauart nach, viel ältern Thurme, als die Kirche selbst ist. Unbezweifelt ist dieser noch ein Ueberbleibsel der zerstörten Burg und erst in spätern Zeiten zum Kirchthurm umgeschaffen worden.

Lichtel war sonst das Eigenthum der Grafen von Hohenlohe-Brauneck. Nach einer Urkunde vom Jahre 1318 übergaben Emich und Philipp von Brauneck ihrer Schwägerin Euphemia, Wittwe des Andreas von Brauneck, die Burg Lichtel nebst Kirchsalz und Zubehör, desgleichen die Vesten Reichelsberg und Erlach, zur Versicherung ihrer Morgengabe.

Lichtel haben Anfangs Hohenloher bewohnt, später Hohenlohesche Vasallen, die sich von Lichtel oder Lienthal nannten, und in ihrem Wappen einen Hund mit einem Huf=

eisen in der Schnauze führten, wie jetzt noch auf einem alten Steine an der Kirche zu sehen ist.

In einer Schenkungsurkunde von 1340 kommt als Zeuge Berdold von Lichenthal, ein Edelknecht, und in einer andern von 1367 Conz Ernst von Lyhenthal vor.

Von den Grafen von Hohenlohe kam die Herrschaft Lichtel an das Stift Würzburg, und am St. Remigientage 1353 erlaubte Kaiser Karl IV. dem Bischofe Albrecht von Würzburg, aus dem Dorfe vor der Burg Lienthal, seitwärts des Waldes, eine Stadt zu machen, sie mit Mauern, Graben und Thürmen zu befestigen, auch Zoll und Markt daselbst anzulegen, — was aber Alles nicht zu Stande kam.

Späterhin trieben die Herren von Lienthal nebst ihren Helfern und Helfershelfern so großen Unfug mit Rauben und Wegelagern, daß endlich der Städtebund, namentlich die am Meisten von ihnen beschädigten Städte Nürnberg, Augsburg und Rothenburg, im Jahre 1381 einen Streifzug mit 1400 Mann zu Pferde und 500 Mann zu Fuß ins Land machten, und die zu Räubersitzen gewordenen Burgen Lohr bei Creilsheim, Habelsee, Gamesfeld, Rimbach, Neuses und auch Lichtel erstürmten, ausplünderten und zerstörten. Seit dieser Zeit blieb die Burg wüste liegen.

Bischof Gerard von Würzburg verkaufte im Jahre 1399, Mittwochs nach dem St. Stephanstage, Lichtel mit Zubehör für 2300 Fl. an die Stadt Rothenburg, welche es 1405, nebst Rimbach, für 1359 Fl. 2 Ort, wieder an Johann Arnstein, genannt Spörnlein, Bürger und Patrizier in Rothenburg, abließ. Beides, nebst Volkersfelden,

Wiesel, Heimburg, Hachtel, Blomweiler und Schmerbach, brachte Rothenburg aber 1462 für die Summe von 3004 Fl. wieder an sich.

Diese Notizen sind, neben eigener Ansicht, aus den Chroniken von Mösch und Friese, aus Bundschuh's geographischem Lexikon von Franken, und Wibels Kirchengeschichte gezogen.

# Bachenstein und Döttingen.

Rastlos laufen um und um,
Hat die Zeit zum Eigenthum.
Was sie giebt und was sie nimmt,
Ist von Ewigkeit bestimmt.
Tod, der Zeit getreuer Knecht,
Liebt und übt sein strenges Recht.

---

Von dem alten, längst erloschenen Geschlechte derer von Bachenstein, welche in ihrem Wappen einen in drei gleich breite abwärts gehende Felder getheilten Schild, von denen das mittlere gelb und die beiden äußeren blau sind, und als Helmschmuck zwei gelbe und blaue Flügel führten, wohnten Mehrere als Patrizier in Hall, wo zu jener Zeit der Rath nur mit adeligen Geschlechtern besetzt war.

Wiedmann erzählt von einem Bachenstein, der in Hall im Schönthaler Hofe wohnte und unehelicher Geburt war, deßhalb von den sieben Geschlechtern auf ihrer Trinkstube nicht geduldet wurde, und daher sein Haus am Stadtthore dem Abt zu Schönthal zu Lehn gab, was bei der Bürgerschaft einen großen Unwillen erzeugte, den Jener wahrscheinlich absichtlich und aus Verdruß über die Zurück-

sezung erzeugen wollte. Als diese Herren des Raths mit ihrer Bürgerschaft in heftigen Streit geriethen, und durch Vermittelung Kaiser Ludwig IV. von da an der Rath aus sechs und zwanzig Personen, nämlich aus zwölf Patriziern, sechs Mittelbürgern und acht Handwerksbürgern, zusammen gesetzt wurde, so zogen, aus Verdruß hierüber, viele Adelige aus der Stadt und auf ihre Burgen. Unter diesen befand sich auch Dietrich Sargbach von Bachenstein, ein Edelknecht des Herrn Johansen Schlecht von Bachenstein, genannt der Guldenbach, Sohn. Andere dieses Geschlechts blieben jedoch in der Stadt, wie aus einem Consensbriefe des Abtes zu Komburg vom Jahre 1433 hervorgeht, in welchem unter Anderem steht: ...... ut Gotfridus et Waltherus dicti de Bachenstein fratres opidani Hallenses etc.

Im Jahre 1303 unterschrieb als Zeuge Conrad von Bachenstein. Im Jahre 1346 war Engelhard von Bachenstein Hohenloh'scher Vogt auf Waldenburg. In einer Urkunde von 1352 steht: „Ich Engelhardt von Bachenstein, genannt Tetingen, verziehe meinen Vettern von Bachenstein, Voigt zu Langenburg, und Craften, meinem Bruder" ꝛc. und in einer andern von demselben Jahre heißt es: „Ich Craft, genannt Bachlein von Bachenstein" ꝛc. Auch kommt in einem Obleybuch des Klosters Schönthal Julius 1365 Henrici, Waltheri, Nicolai, Joanis et Cororis eorum Benignue Conrad de Bachenstein in superiori Hala filiorum. 1372 lebte Craft von Bachenstein und seine liebe Bullin Agnese von Bachenstein, Klosterfrau zu Gnadenthal. 1439 war Benigna von Bachenstein Aebtis-

sin zu Gnadenthal. Um diese Zeit, erzählt Crusius und Herold, war ein gewisser Götz von Bachenstein zu Hall, den hieß man den reichen Bach von Döttingen, denn sein Vermögen belief sich auf 300,000 Fl. Dieses große Vermögen brachte er mit Hülfe eines Chorherrn von Stuttgart durch Schwelgen und Prassen in kurzer Zeit durch, wurde dann Hausknecht in einem Bad, wo er den Gästen die Haut reiben mußte. Zuletzt, als er diesem Geschäfte nicht mehr vorstehen konnte, bat er die von Hall, ihn in ihr Armenhaus aufzunehmen, was ihm aber abgeschlagen wurde, und so starb er denn in höchster Armuth und Verachtung.

Der Letzte dieses Geschlechts hieß Ludwig von Bachenstein und war, nach Wiedmann, bei Pfalzgrafen Ludwigs Gemahlin Hofmeister im Frauenzimmer zu Heidelberg, wo er auch starb.

Die Burg Bachenstein, im Königreiche Würtemberg, liegt eine Stunde von Döttingen entfernt im Walde, und eine Stunde von Kupferzelle. Sie wurde im Jahr 1388, wegen vieler darauf verübter Räubereien, durch den Kaiserlichen Weltboten von Lobenhausen zerstört, und nie wieder aufgebaut, und gegenwärtig sieht man außer einem mit Wald bewachsenen Theile des Burggrabens keine Spur mehr von Bachenstein.

Eine Viertelstunde von diesem entfernt liegt nahe westlich in demselben Walde eine Burgstätte, von welcher man noch mehrere Reste von Grundmauern und Gräben sieht, von denen aber weiter nichts bekannt ist, als was die Chro=

nikschreiber sagen: es seien die Ruinen der Burg Nenningen, die denen von Eisenhuth zugehört habe und die aus gleicher Ursache und zu gleicher Zeit mit dem Bachenstein zerstört worden sei.

Nach dieser Zeit wohnten die Bachenstein in ihrem Schlosse Döttingen am Kocher, das zwar nicht groß, aber gleichfalls schon sehr alt ist. So kommt z. B. in einer Urkunde des Klosters Gnadenthal von 1305 Conrad von Thetingen, und in einer andern von demselben Jahre Bacho de Thetingen als Zeuge vor. In einem Diplome von 1352, nach welchem Hans von Bachenstein, als Hohenlohescher Vasall, denen Greron von Hohenlohe das Oeffnungsrecht gestattet, steht: ...... „und gelobe In auch mit Truren zu warten mit meinem Teil dez Wezzerhuses zu Tetyngen dieselbe 6 Jor und dezselbe Teil an demselben Huse, dez jeze zu dist Zeit min ist, soll dez vorgenannten Herrn von Hohenlohe und seinen Erben offen Hus sin, die vorgenanten 6 Jor, also dez sie nicht der uz und der in dieselbe Zeit, wenn sie wollen, mögen und sullen behelfen gen aller männlich nach ihrer nothdurft ungeurlich“ rc.

Hans von Bachenstein und seine Hauswirthin Margaretha von Stetten verkauften 1488 Schloß und Pfarrdorf Döttingen mit dem Weiler Gockenbach und ihrem Antheile an Jungholzhausen mit allen Zu- und Eingehörungen, Gült und Gerechtigkeiten, für 2800 Fl. an den Grafen Craft VII. von Hohenlohe, und der Sohn des Letztern, Albrecht, kaufte 1533 den Antheil, welchen die Stadt Hall noch an Döttingen hatte, an sich.

Das Schloß zu Döttingen, das in neueren Zeiten durch Bauten sehr verändert wurde, hat keinen Thurm, ist aber mit einem breiten Wassergraben umgeben und unausgesetzt bewohnt gewesen. Zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts residirte die verwittwete Gräfin Anna Amalia von Nassau-Saarbrück, Schwiegermutter des Grafen Philipp Ernst von Langenburg, hier, und jetzt, wo es Eigenthum des Fürsten von Hohenlohe-Kirchberg ist, wird es als Jagdhaus und Wohnung des Rentbeamten gebraucht.

Als Quellen wurden benutzt: die Chroniken von Crusius, Herold, Wiedmann, und Friese, sowie Wibels Kirchen- und Reformationsgeschichte.

Das Schloß zu Döttingen, das in neuern Zeiten durch Brunnen sehr verändert wurde, hat keinen Schmuck, ist aber mit einem breiten Wassergraben umgeben und unausgesetzt bewohnt gewesen. Zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts residirte die verwittwete Gräfin Anna Amalia, von Hohenlohe-Weikersheim, Großmutter des Grafen Wolfgang Julius von Neuenstein, hier, und jetzt, wo es Eigenthum des Fürsten von Hohenlohe-Kirchberg ist, wird es als Jagdhaus und Wohnung des Rentbeamten gebraucht.

---

Als Quellen wurden benutzt: die Chroniken von Crusius, Herolt, Hanselmann, und Fritz, sowie Wibels Kirchen- und Reformationsgeschichte.

# Liebenstein

bei Besigheim

im Königreiche Würtemberg.

---

Von

**Carl Jäger,**
Pfarrer in Bürg bei Heilbronn.

# Liebenstein.

In des Sommerabends Schimmer
Schaut die riesenhafte Trümmer
Ernst und hehr ins Neckarthal.
Eckenthurm und Rittersaal,
Den Bewohnern sonst so theuer,
Liegen offen, öd' und kahl;
Durch das röthliche Gemäuer
Wallt ein grauer Wolkenschleier,
Blickt der Sonne Scheidestrahl.

A. v. Nordstern.

---

Wenn man von Stuttgart nach Heilbronn reist, so liegen etwas unterhalb Bessigheim die Trümmer der Burg Liebenstein an einem äußerst reizenden Abhange des Neckarufers.

Von der Burg selbst ist noch Manches erhalten. Die Ringmauer steht noch vollständig; im inneren Hofraume sehen wir noch einen mächtig in die Höhe strebenden Thurm, in dessen Innerem noch Burgverließe sind, und zunächst dem Thurm einige zerfallene Ueberreste von Gebäuden. Den übrigen Theil des Hofraums nehmen neuere Wirthschaftsgebäude ein. Um die ganze Burg zieht noch ein fast von der Natur selbst gebildeter Burggraben, da das Ganze

im Grunde genommen auf einem vielfach zerrissenen Felsen ruht. Die Umgebung der Burg ist äußerst reizend und lieblich. Sie liegt inmitten einer der in vegetativer Hinsicht ausgezeichnetsten Gegenden Würtembergs.

Besonders wohlthuend für Auge und Herz ist die Aussicht in die Ferne. Richten wir vorerst unser Auge westlich, so ruht es zunächst auf dem durch eine grüne Aue fließenden Neckar, der besonders in der Nähe von Lauffen einen der herrlichsten Wasserspiegel darbietet, die man je finden kann. Vom Neckarufer aus steigt das mit herrlichen Rebengeländern prangende Land immer mehr an. An einer ununterbrochen auf der Höhe hinziehenden Doppelreihe der edelsten Obstbäume erkennen wir die große Heerstraße, die von Stuttgart nach Heilbronn zieht. Ueber dieser treten die Höhen des Strombergs hervor, dessen äußerste Abdachung gegen das sogenannte Zabergau den Namen Michaelsberg führt, wo ein nun abgegangenes Kapuzinerhospiz und eine Kapelle, die noch Spuren eines römischen Ursprungs an sich trägt, sich befinden. In mehr nordwestlicher Richtung läuft der Heuchelberg mit seinen Burgen in eine fruchtbare Ebene aus, die er mit der sogenannten Heuchelberger Warte beherrscht.

Hier schließt sich die Ansicht des im gesellschaftlichen Leben so gefeierten Wartbergs bei Heilbronn an; dieser bildet nur die Abdachung eines Gebirges, das wie in einem Kreis von Norden nach Osten unsern Standpunkt umgiebt. Hier ruht das Auge auf den Burgen Stettenfels, Wildeck, und Wunnenstein. Die Aussicht nach Süden ist

die beschränkteste. Doch sieht man den Asberg und etwas Weniges von den Zinnen der Schwäbischen Alp. Eine ungemein reiche Landschaft liegt zu unsern Füßen, Wälder, Weinberge, Wiesen, Aecker, Höhen und Thäler reihen sich an einander in buntem Wechsel.

Diese Burg war bis in die späteren Zeiten das Eigenthum derer von Liebenstein, die vielleicht mit den in den verschiedensten Gegenden Deutschlands einheimischen Geschlechtern gleiches Namens aus einer Familie abstammen.

Eine Handschrift des von Gemmingenschen Archivs zu Proßeneck enthält eine aus Urkunden gezogene Geschichte der Liebensteine, aus der wir hier das Wesentliche mittheilen.

Ein Ritter Albert von Liebenstein eröffnet die Geschichte dieses Hauses. In einer Urkunde Heinrichs für das Kloster Schönthal von 1235 ist als Zeuge bei Wimpfen: Stuct. de Liebenstein. Er war also im Gefolge des Königs. Er kaufte 1247 vom Abt vom Oderheim einen Hof zu Weßheim, Güter zu Gülthartshausen um 1200 Pfd., ferner einen Hof zu Weßheim von Schweicker von Kahendorf um 150 Mark Silbers, den Zehenten in der Au, Mühlen zu Weßheim, ein Fischwasser zu Ingersheim, einen Hof zu Lauffen, vor der Stadt, einen Hof und Weingärten zu Kürnbach; doch Alles von dem von seiner Hausfrau zugebrachten Gelde. Diese war Adelheid von Sternenfels, eine sehr reiche Erbin. Im Jahre 1261 übergiebt er mit Consens seines Sohnes Güter zu Itzingen an das dortige Kloster, das wir fast als Liebenstein'sche Familienstiftung ansehen müssen.

Er giebt am fünften Feiertage nach Invocavit 1261 sein Haus und Hof zu Weßheim (jetzt Kaltenwessen) und seine Güter zu Gülthartshausen, die er vom Kloster Odenheim mit Consens des Lehnsherrn, des Bischofs von Speyer, als Lehen hatte, seiner Gemahlin Adelheid zur lebenslänglichen Nutznießung. Aus dem Auzehenten, bei der Weßheimer Mühle gelegen, soll sie 20 Pfd. Heller, aus der Fischerey zu Ingersheim 34, und aus der Hofraite vor der Stadt Lauffen 70 Pfd. Heller geben. Als Eigenthum seiner Gemahlin werden aufgeführt ein Haus zu Kürnbach, welches Adelheid von Conrad von Magenheim um 40 Pfund Heller erkaufte, und Weingärten daselbst, die sie von ihrem Vater ererbt hatte. Sie gab einige Jahre später 14 Morgen Weinberge zu Kürnbach und Itzingen an die Odenheim'sche Probstey Kirchbach.

Aus dieser ersten Nachricht ist auf eine schon 1261 zahlreiche Familie zu schließen, da wir Albert nicht mehr auf dem väterlichen Stammgute finden, sondern bereits auswärts wohnhaft. Er hatte schon 1261 alle seine Kinder versorgt, 1 Sohn und 4 Töchter, und liegt wahrscheinlich im Kloster Schönthal, unter dessen Wohlthätern er aufgeführt wird, begraben. Seine Schwester Gertrud nennt in einer Urkunde von 1243 ihren Vater Reinhart als schon todt. Diese stiftete gemeinschaftlich mit ihrem Bruder 1243 einen Jahrestag im Kloster Maulbronn mit einem Hofe zu Glattbach.

Sie war zuerst verheirathet mit Rüdiger von Cannstadt, später mit Dieterich von Hohenstein, denn 1312 nen-

nen Albrecht, Engelhard, Conrad und Hans von Liebenstein, des jüngern Albrechts Söhne, den Gerolt von Hohenstein Gertrudens Sohn.

Albrechts erste Tochter hatte schon 1261 einen Conrad von Neideck, die zweite einen Schwicker von Blankenstein, die dritte Heinrich von Engberg, und die vierte den Ritter Conrad von Neipperg.

Albrecht der Jüngere, Albrechts einziger Sohn, ist wohl derselbe, um dessen willen, nach der Erzählung der Sindelfinger Chronik, Lauffen geplündert und verwüstet wurde; denn er stiftete 1293 einen neuen Altar in der Regiswindiskirche zu Lauffen. Seine Gemahlin ist unbekannt. Er hatte 4 Söhne: Albrecht, Engelhard, Conrad, Hans, und 2 Töchter, deren eine Elisabeth hieß.

Conrad, Albrechts Sohn, war ein guter Haushalter, kaufte 1342 von dem Kloster Steinheim alle Güter zu Kaltenwessen von Helferich von Thalheim, einen Theil am Zehnten daselbst, 1352 von Eberhard von Kirchhausens Kindern ihren Theil daran, 1381 von Hans von Helfenberg, Edelknecht, seinen Theil an der Burg zu Lauffen, 1357 den Hof des Klosters Oberstenfeld zu Kaltenwessen, 1354 von Hans von Helfenberg, Edelknecht zu Lauffen, einen Theil des Weinzehntens daselbst. Er ist 1364 nicht mehr am Leben, seine Söhne bestätigen in diesem Jahre seine Schenkung zu einem Jahrestage.

Elisabeth, Albrechts Tochter, nennt sich 1330 Elisabeth von Liebenstein, genannt von Lupfen. Sie heirathete den Grafen Conrad von Lupfen, aus einem sehr alten und an-

gesehenen Geschlechte. Sie wurde die Mutter Georgs von Lupfen, und die Stammmutter dieser Familie, und brachte zwar einen Theil der Stammgüter auf dieses Haus, wußte aber davon 1330 einen großen Theil dem Kloster Lauffen zuzuwenden. Namentlich kam ein Theil der Burg an die von Lupfen; denn von ihrem Enkel Bruno Eberhard lesen wir, daß er nach vielen Händeln, die er mit denen von Liebenstein, Urbach, und Waldeck, gehabt, endlich 1438 seinen Theil an der Burg Liebenstein und den Dörfern Weßheim, Kirchheim, und Otmarsheim, an Johann, des alten Albrechts Sohn, verkauft habe.

Albrecht, Albrechts ältester Sohn, kommt 1314 zum Erstenmale vor. Wer seine Hausfrau gewesen, ist unbekannt. Seine Söhne waren Albrecht, der nachher Domherr zu Mainz und Kirchherr zu Weßheim wurde, und Conrad, der Vater des alten Peters. Er schenkte 1364 mit seinem Bruder Hans den Nonnen zu Lauffen einige Güter zu Hausen, heißt in einer Schönthaler Urkunde von 1367 residens in Lauffen.

Dieser letztgenannte Hans, Albrechts zweiter Sohn, bestätigt 1314 seines Vaters Schenkungen an Lauffen, siegelt 1360 neben Gerhard von Ubstatt, und trägt um die Zeit einen Theil vom Zehenten zu Lauffen zu Lehen, und heißt in einem Vertrage zwischen Würtemberg und Heilbronn der alte Hans. Er ist wahrscheinlich der Vater des jüngern Albrechts und seines Bruders Hans.

Engelhard, Bruder der Vorigen, verkauft 1320 dem Grafen Eberhard von Würtemberg die halbe Burg Ster=

nenfels, ist aber 1362 schon todt. Seine Hausfrau soll eine Sturmfeder gewesen sein.

Hans, Conrads des Aelteren Sohn, des älteren Albrechts Bruder, heirathete 1382 die Wittwe Rabans von Streichenberg, nach deren Tode 1393 Agnes von Kirchberg, die aber schon 1400 Wittwe genannt wird, und Eberhard von Thalheim heirathet.

Albrecht der Aeltere, Conrads Sohn, hatte zur Gemahlin die Tochter Friedrichs von Urbach; denn Albrecht von Urbach nennt ihn, als er ihn an seiner Stelle zum Kirchherrn in Weßheim substituirt, 1364 consanguineum suum. Er siegelt 1382 mit seiner Schwiegermutter, Bernhus von Comersheim, kommt 1391 und 94 in Comersheim'schen Briefen vor, und hat um diese Zeit Händel mit Hans Truchseß von Höfingen und Schimpf von Gültlingen wegen des Kirchsatzes und der Güter zu Eberdingen. Er wurde der Aeltere genannt, zum Unterschied von seinem Vetter, des alten Hansens Sohn, und hat den Stamm fortgesetzt. Aber schon 1402 heißt seine Frau Wittwe.

Albrecht, wahrscheinlich des Aelteren Sohn, trat in den geistlichen Stand, ist 1394 Canonicus zu Mainz, und als Johann von Urbach die Probstei zu Wimpfen erhalten, trat er ihm die Kirche zu Weßheim ab.

Hans, des alten Hansens Sohn, und des vorigen Albrechts des Jüngeren Bruder, hatte eine Anna von Baldeck, starb aber früh.

Engelhard, Sohn des alten Engelhards, wird 1362 neben seinem Bruder Hans von Liebenstein Bürge für sei-

nen Vetter Fritz Sturmfeder, siegelt 1376, hat 1382 Theil am Zehnten zu Sersheim, der vorhin Heinrich von Sturmfeders gewesen ist, empfängt auch einen Theil des Zehntens zu Lauffen für sich und den minderjährigen Hans von Liebenstein. Er war, wie sich die Chronik ausdrückt, ein lüderlicher Haushalter; denn er versetzte seinem Bruder Hans all sein Gut zu Liebenstein, Weßheim, Ilsfeld, Oßheim, Hessigheim, im Jahre 1372 um 150 Gulden in Gold und 35 Pfd. Heller, daß er diese Güter genösse, bis er das Hauptgut wieder erwerbe. Später verkaufte er ihm eine Hofstatt zu Liebenstein. Dagegen war Friederich, des alten Albrechts Sohn, Conrads des Alten Enkel, ein herrlicher, verständiger und bei dem Grafen von Würtemberg sehr angesehener Mann. Er und Peter vereinigen sich 1406 mit dem Kloster Lauffen in Betreff der Collatur zu der Pfarrkirche zu Itzingen, nämlich über 3 Pfund Heller, 2 Gänse und 3 Sommerhühner in dem Dorf Lauffen, und 5 Eimer Wein in Hausen um 50 Gulden. Er ist 1419 Vogt zu Marbach, handelt als solcher viel in Angelegenheiten des Klosters Steinheim, und wird 1423 und 1426 Würtemberg'scher Rath genannt. Er war ein guter Haushalter, kaufte 1416 einen Theil am großen und kleinen Zehnten zu Weßheim, verwies seine Hausfrau Dorothea von Beilstein um 1600 Fl. auf Otmarsheim und Lauffen, Dorf und Stadt, empfängt 1417 die Hälfte des Dorfs Otmarsheim und einen Theil am Zehnten zu Lauffen, starb aber 1427 ohne Erben, denn 1428 empfängt sein Bruder die Lehen.

Anna von Liebenstein, Albrechts des Aelteren Tochter, war verheirathet an Georg von Kaltenthal und wurde die Stifterin der Aldinger Linie dieses Hauses.

Hans, Sohn Albrechts des Alten und Friederichs, ein ritterlicher, herrlicher Mann, der seines Vaters Linie fortsetzte. Seine erste Frau war Engla von Nippenburg; er widerlegt ihr 1430 um 1700 Fl. ihre Heimsteuer, mit Verweisung auf Otmarsheim und Lauffen, 1445 verweist er seine zweite Hausfrau Elisabetha von Wernau um 2100 Fl. auf die Hälfte des Zehentens zu Lauffen, und die Hälfte an Otmarsheim, 1428 empfängt er die Würtemberg'schen Lehen seines Bruders zu Otmarsheim und Lauffen, wird Würtemberg'scher Vogt, und 1458 in der bekannten Fehde zwischen Pfalz und Würtemberg nach Lauffen beordert, nimmt 1449 mit seinen beiden Vettern Peter und Conrad von Liebenstein an der Fehde zwischen Würtemberg und Eßlingen Theil, und kauft 1431 von seiner Base Eva von Liebenstein deren Theil an Kaltenwessen um 400 Pfund Heller Im Jahre 1435 aber nahm ihn Seifried von Zillenhardt, ein wunderlicher Hackenritter, wie die Chronik sagt, gefangen, und drang ihm eine beschwerliche Urfehde ab. Markgraf Jacob von Baden und die Grafen Ludwig und Ulrich von Würtemberg machten zwischen Beiden eine Theidigung, nach der Zillenhard dem Hansen die Urfehde erließ, und versprach, in sechs Jahren nicht wider ihn zu sein, doch soll ihm Zillenhard in den nächsten 5 Jahren, so oft er 6 Wochen zuvor ihn mahne, einen schlechten Ritt in die vier Wälder mit 50 Glefen bringen, die soll er bis gen Lieben-

stein, oder eine Meile Wegs, von dem Orte, den man ihm bezeichnen werde, auf seine eigene Kosten bringen, füraus aber sollen sie in des von Liebenstein, oder des Herrn, dem er diene, Kosten reuten, ebenso soll es beim Heimreisen gehalten werden. Es sollen auch alle Knechte, so damals bei dem von Zillenhard gewesen, wie er Hansen gefangen, einen gelehrten Eid schwören, über den Rhein zu ziehen, und nimmermehr herüber zu kommen, als mit Gutheißen Hansens. 1438, Samstag nach Gangolph, kaufte er von Eberhard von Lupfen dessen Theil und Recht an der Burg Liebenstein und an den Dörfern zu Weßheim, Kirchheim, Otmarsheim, die Pfründe im Kloster zu Lauffen, und den Berg, genannt Stocksberg, 1454 empfängt er Eberdingen zu Lehen von den Grafen von Eberstein, siegelt 1456 mit Conrad von Liebenstein, und ist 1476 todt. Er hinterließ 3 Söhne und 3 Töchter.

Bernold, ein Bruder Friederichs und Hansens, empfängt 1425 von Markgraf Bernhard von Baden die Badischen Lehen, war bis 1434 Würtemberg'scher Diener, muß aber schon 1427 unverheirathet gestorben sein.

Agnes, Schwester Friedrichs, Hansens, und Bernolds, war bei Graf Eberhard des Jüngeren von Würtemberg Gemahlin, Henriette von Mömpelgardt, im Frauenzimmer, daher sie bei ihrer Verheirathung 200 Gulden Hofgab erhielt.

Peter, Conrads Sohn, empfängt 1400 den Korn- und Weinzehnten zu Lauffen, und verweist darauf 1405 seine Hausfrau Anna von Lichtenstein um 600 Fl. Heimsteuer,

wird 1406 nebst Friedrich von Liebenstein mit dem Kloster von Lauffen vertragen wegen der Collatur zu Itzingen, besteht 1407 an St. Laurenzien von den Nonnen daselbst einen Hof zu Itzingen um 26 Malter Früchte, empfängt 1414 die Hälfte des Dorfs Otmarsheim, und einen Theil des Zehentens zu Lauffen. Er starb 1418 und hinterließ drei Söhne: Raban, Peter, und Conrad, und eine Tochter, Cunigunde.

Hans starb unverheirathet. Die Chronik bemerkt: ihm habe das große Haus gehört, das 1667 noch bei dem Burgthore stand, und die große Scheune vor der Kelter.

Albrecht, Hansens Sohn, Enkel Albrechts, und Albrechts des Stifters Urenkel, hat auch einen Bruder Hans gehabt. Er heißt schon 1407 der Aeltere. Seine Hausfrau war Christina von Weiler. Er verkauft 1388 einen Wald an die Stadt Heilbronn, 1416 dem Grafen Eberhard von Würtemberg seine Leibeigenen zu Löchgau, empfängt 1413 mit Diether von Weiler zwei Drittel an ein Viertel des Wein- und Kornzehntens zu Lauffen im Dorf, 1426 noch einen weiteren Antheil daran, verkauft 1424 mit seinen Töchtern Eva und Anna seinen Vettern Friedrich, Bernold und Hans, Brüder, und Peter von Liebenstein, all sein Recht zu Liebenstein an der Burg und an dem Vorhofe, so weit dieser geht, mit Mauern, Graben und Hang um 50 Fl. Geld. Er ist 1467 nicht mehr am Leben.

Anna, seine Tochter, ging nach dem Tode ihres Vaters in ein Kloster; wahrscheinlich ist es dieselbe, die 1457 und 1458 als Aebtissin von Oberstenfeld vorkommt.

Eva, ihre Schwester, verkauft 1431 Hansen, ihrem

Vetter, Sohn Albrechts des Aelteren, ihr Eigenthum zu Kaltenwessen und die Vogtei daselbst um 400 Gulden.

Hans, genannt Henßlein, Bruder Albrechts des Jüngern, empfängt mit Peter von Liebenstein 1400 die Lehen von Würtemberg, 1420 ist er mit Anna von Hohenstein Lehenträger in einem Theile des Weinzehentens zu Helfenberg, des Kornzehentens zu Auenstein, und eines Hofs zu Beilstein, siegelt 1438, hilft 1440 Herrmann von Sachsenheim vertragen mit Jörg von Nippenburg, verbürgt sich 1446 für den Ersteren, und kommt 1467 das Letztemal vor. Eine Anna wird um diese Zeit als Tochter Hansens aufgeführt.

Eines Hansen gedenkt Engelhard von Liebenstein der Jüngere, 1382, als seines Bruders Hansens Sohn. Er starb wahrscheinlich unverheirathet.

Bernhard erbte, als der Aelteste seiner Brüder, die Lehen des Hauses, und so erhielt er die Badischen 1474 zu Heidelberg. Bei der brüderlichen Theilung fielen diese 1490 dem Heinrich von Liebenstein zu. Graf Ulrich von Würtemberg übergiebt 1476 ihm und seinen Brüdern Albrecht und Heinrich das Präsentationsrecht des St. Nikolai-Altars in Lauffen. Er steht 1481 als Bürge auf einem Sachsenheimer Briefe, 1485 ebenfalls. Der alte Hans hatte eine Tochter, deren Namen unbekannt ist; es erhellet dies aus einem Vertrage von 1473, da Hans verspricht, daß er dem Grafen Eberhard von Würtemberg das Dorf Mittweiler, das Hansens Tochter bei ihrer Heirath mit Diegold von Neudeck gegeben worden, überlassen wolle. Er ist 1484 bei einem Turnier, das Graf Eberhard zu Stuttgart gab.

Albrecht, ein guter, frommer, einfältiger Mensch, kauft mit seinem Bruder Heinrich, Samstag nach Kreuzerf. 1488, von seinen Schwägern von Sachsenheim einen Theil des Zehentens zu Senningen, des Zolls an der Enz, und eine Anzahl jährlicher Früchte, um 325 Fl. 1489 übergab er all sein väterliches und mütterliches Gut, ein Drittel zu Weßheim, an Wäldern, Burg und Hof zu Liebenstein und Eberdingen, doch daß Heinrich nichts davon verändere, sondern es ihm verpfändet bleibe, daher ihm Heinrich alle Frohnfasten 25 Fl. geben solle, die er ihm eine Viertelmeile Wegs um Liebenstein liefere, und wenn er beim Bruder bleiben wolle, ihn Heinrich mit einem Pferde verhalten solle, so lange es Beiden gefällig sei. Albrecht war also damals Bewohner der väterlichen Burg.

Der ebengenannte Heinrich war, obwohl der Jüngste unter seinen Brüdern, doch an Weisheit und Verstand allen weit überlegen. Seine erste Hausfrau war Elisabetha Ayrer, Hans Ayrers, eines Patriziers von Heilbronn, Tochter. Er hat 1473 die Hälfte am Zehenten zu Lauffen, die Hälfte an Otmarsheim, hilft 1486 in Sachsenheim'schen Sachen theidigen, kauft 1488 mit seinem Bruder Sachsenheim'sche Güter, 1492 von Conrad Sturmfeder einen Theil am Zehenten zu Auenstein (Oßheim) und einen Hof zu Beilstein, und empfängt Beides von Würtemberg zu Lehen, verkauft 1492 an Graf Eberhard von Würtemberg ein Achtel an der Obrigkeit zu Lauffen, ist 1498 Obervogt im Zabergau um jährliche 100 Fl., mit der Behausung in der Burg zu Brackenheim und 100 Wagen Brennholz,

ist 1497 bei dem Turnier zu Würzburg, verkauft 1511 mit seinem Sohne Friedrich dem Kloster Hirsau ein Drittel an der Vogtei zu Eberdingen mit dem großen und kleinen Zehenten um 6000 Fl. in Gold, und trägt dagegen dem Grafen von Eberstein, als Lehnsherrn, die Güter zu Kaltenwessen auf. Seine zweite Hausfrau war Regula von Eltershofen. Er starb Samstag nach Martini 1517, und liegt begraben zu Itzingen. Seine Kinder waren Friedrich, Hans, Agnes, Ottilia, Dorothea, Paula, und Eva.

Anna wurde Nonne zu Steinheim, zuletzt Priorin. Als solche mußte sie 1478 eine Reformation des Klosters erleben, und ihr Priorat abgeben.

Elisabeth, des alten Hansen jüngste Tochter. Ihr Ehegemahl war Ludwig von Bernhausen, 1473 verzichtet sie gegen ihre Brüder, Bernhard, Albrecht, und Heinrich, gegen 800 Fl. auf alles väterliche und mütterliche Erbe. Sie überlebte ihren Mann. Vormünder ihrer Kinder sind 1494 Hans von Bernhausen und Heinrich von Liebenstein.

Raban wurde in seinen frühen Jahren Canonicus zu Mainz, wo ihn 1418 aufgeschworen Hans und Fritz von Liebenstein, Reinhard und Hans die Hofwarthen von Kirchheim, Hans und Werner von Lichtenstein, Werner Nothaft, und Gerhard von Thalheim. Später war er Probst zu Boll, kam bei einer streitigen Bischofswahl zu Mainz um sein Priorat, erhielt es aber später wieder. Nach der Verpflanzung von Boll nach Göppingen erhielt er ein Jahrgeld und lebte noch 1465.

Peter, des alten Peters Sohn, Rabans Bruder. Seine

erste Hausfrau war Margaretha von Hohenrieth, die er 1443 um 2100 Fl. auf die Hälfte am Zehenten zu Lauffen und ein Viertel an Otmarsheim verwies. Sie hatte keine Kinder. Seine zweite Hausfrau war Agathe, Tochter Wilhelms von Kaltenthal. Er bekam gleich nach seines Vaters Tode, 1418, die väterlichen Güter zu Lauffen, kaufte 1437 mit seinem Bruder Conrad und Schweicker von Sturmfeder ein Sechstel am Kornzehenten und kleinen Zehenten zu Kaltenwessen, 1444 von Helfrath von Thalheim einen Theil am Zehenten daselbst; in eben diesem Jahre finden wir ihn in Begleitung des Grafen Ulrich von Würtemberg. Er verträgt sich 1455 mit Conrad von Hohenrieth wegen 1000 Fl. von seiner ersten Hausfrau her, ist 1458 als Hauptmann in Lauffen, hat 1464 ein Burgtheil daselbst von Würtemberg, verkauft 1431 an das Gotteshaus bei Winsensteig und das Spital daselbst alle Güter zu Hepsisau, die er von dem alten Hansen ererbt.

Cunigunde, Tochter Peters des Alten, Rabans Schwester, hatte zuerst 1434 Caspar von Schlatt, später Ulrich von Schechingen zum Ehegemahl; sie starb ohne Kinder 1476 und liegt zu Oberhofen bei Göppingen begraben.

Conrad, ihr Bruder, hatte zur Hausfrau Irmla von Neuenhaus, die er 1438 mit 2500 Fl. auf seine Güter zu Lauffen und Otmarsheim verweist, siegelt 1448, 1456, erhält von Graf Ulrich von Würtemberg den Landgraben, Stab und die armen Leute, und was er gehabt zu Jaberhausen, wo wir nun zum Erstenmale die Liebensteine begütert finden, in welchem Besitz sie sich bis auf die neuesten

Zeiten erhalten haben, ferner hat er von Würtemberg ein Burgtheil daselbst, und wird 1472 mit dem Probste von Fauradau vertragen. Er hinterläßt zwei Söhne und eine Tochter.

Margarethe nennt 1510 Bernhard seine Tochter, als er protestirt gegen Abt und Convent zu Murhardt, daß er die Hofgülte und Güter zu Weßheim und Otmarsheim nicht für sich, sondern für seinen Tochtermann, Adam Henßlin und Margarethe, seine Hausfrau, gekauft habe.

Bernhard war der Sohn des alten Bernhard, hat, wie die Chronik sagt, eine Lustheirath gemacht, doch nur einen Sohn bekommen, der nachher Bernhard der Alte hieß. Er, Hans und Peter, sind 1508 Vogtsherren zu Otmarsheim, ist 1511 Bürge für Heinrich, wird 1523 mit Peter und Hans als Gauerbe von Lauffen aufgeführt, und ist 1523 in die Fehde des Schwäbischen Bundes gegen einige Fränkische Edelleute, besonders Thomas von Absberg, verwickelt. Er starb Freitag nach Luciä 1530.

Bryda wird 1521 von Hans und Bernhard, des alten Bernhards Söhnen, ihren Brüdern, für väterliches und mütterliches Erbe abgefertigt mit 100 Fl., davon sie ihr jährlich 10 Fl. zu geben versprachen.

Hans ist des alten Bernhards ältester Sohn, denn er empfängt 1521 die Lehen seines Vaters, die Hälfte am Zehenten zu Lauffen, ist 1519 mit seinem Vetter Hans und Anderen vom Adel zur Besatzung auf dem Schlosse, zu Tübingen, unterschreibt auch Herzog Ulrichs von Würtemberg Absagebrief gegen Baiern.

Friedrich, Heinrichs Sohn, war seinem Vater sehr lieb, daher er ihn fast zu allen seinen Sachen zog, er gab ihm

1496 die Lehne zu Oßheim und Beilstein, welche er vier Jahre vorher von Conrad Sturmfeder erkauft, heirathete eine Afra von Eyb, von der er zwei Söhne hatte. 1518 nimmt ihn Herzog Ulrich von Würtemberg in Schutz und Schirm, dagegen er ihm mit zwei Pferden dient. 1515 hat er Sitz und Behausung in der Burg zu Beilstein mit Graben und Gütern. Er muß aber später in die väterliche Burg zurückgezogen sein, denn 1522 wird er in einem Sachsenheimer Briefe Friederich von und zu Liebenstein genannt; so heißt er noch in Urkunden von 1540 und 1542.

Barbara, Friedrichs Schwester, nahm 1486 mit ihrer Schwester Agnes im Kloster Lichtenstein den Schleier. Die Letztere starb 1527 als Aebtissin von Oberstenfeldt.

Ottilia, Schwester der Vorigen, heirathete 1505 Erhard von Rossau, dem sie sieben Söhne und acht Töchter gebar, und starb 1530.

Hans, Heinrichs Sohn, Bruder der Vorigen, wich seinem Bruder Friederich, trat in den deutschen Orden, und wurde zuletzt Commenthur in Mergentheim; er ließ sich ein Leibgeding gefallen, das ihm 1518 nach dem Tode seines Vaters erhöht wurde.

Dorothea, seine Schwester, heirathete Albrecht Gölar von Ravensburg.

Paula, Heinrichs Tochter, kam 1496 in das Kloster Rechenghofen, und wurde dort 1534 Aebtissin. Ihre Schwester Eva schloß sich ihr ebenfalls an.

Peter setzte seines Vaters Peter Linie fort, stand mit seinen Geschwistern eine Zeitlang unter der Vormundschaft ihres

ihres Vetters Conrads von Liebenstein, und Kaspars von Kaltenthal, kam 1483 in die Gesellschaft des Leithunds am Kranz, eine der vielen Adelsbündnisse, welche in jenen zerrissenen Zeiten des deutschen Reichs wie Pilze aufschossen, empfängt 1486 für sich und seine Geschwister die Würtembergischen Lehen zu Meimsheim und Neipperg, heirathet 1488 aus dem Frauenzimmer der Frau des jüngeren Grafen Eberhard von Würtemberg, Apolonia, Tochter Heinrichs von Wernau, die ihm aber nur eine Tochter geschenkt, verkauft 1496 an Werner Gößlin von Besigheim ein Fischwasser unterhalb der Burg um 240 Pfund Heller gegen Wiederlösung, stiftet 1504 eine Messe in der Cyriacuskirche zu Bönnigheim, und heirathet 1506 nach dem Tode seiner ersten Hausfrau Veronica, Tochter Moritz von Schaumberg, mit der er einen Sohn, Moritz, und eine Tochter, Catharina, erzeugte. Nachdem auch diese gestorben, hielt er sich, wie die Chronik sagt, eine Beischläferin, die ihn in einen langen Streit mit seinem Hause bringt, der endlich 1535 damit endet, daß die Beischläferin ein Bett, eine Truhe, ein Schwein, eine Kuh, eine ganze Kleidung, und 7 Eimer Eßlinger Wein zur Abfindung bekommt. 1506, Dienstag nach Martini, ruft er Reinhard von Sachsenheim als Bürge an, 1510 abermals. Er muß kein guter Haushalter gewesen sein, doch ist er 1511 Bürge seines Vetters Heinrich. Er starb 1532 und liegt zu Bönnigheim begraben.

Jacob, Peters Bruder, hatte, heißt es, mehr Anmuthung zu den Studien und dem geistlichen Stande, ging

daher noch zu seines Vaters Lebzeiten 1470 in das Hochstift Mainz, wo ihn zur Bartholomäuspfründe aufgeschworen Conrad von Liebenstein, Reinhard von Gemmingen, Ehrenfried von Schechingen, Jörg Nothhaft, Heinrich und Hans von Kaltenthal, Simon von Liebenstein und Ludwig von Schechingen. Er durchlief alle Grade der geistlichen Würde, wurde Domdechant, und endlich Erzbischof und Churfürst von Mainz. Als solcher war er 1505 auf dem Reichstage, den K. Maximilian zu Cöln hielt. Er regierte nur 4 Jahre, litt an Gichtschmerzen, und starb im September 1508.

Sebastian und Heinrich stehen bloß in des alten Bernhards von Liebenstein zu Otmarsheim Verzeichniß, und sind wahrscheinlich Brüder des Letzteren.

Hans, Conrads und der Frau Irmela von Neuenhaus Sohn, der seines Vaters Linie fortsetzte, war „ein feiner verständiger und wesentlicher Mann", ist 1502 Vogt zu Marbach mit 100 Gulden Besoldung, halb an Geld, halb an Früchten, neben Sitz und Beholzung im Schlosse; dagegen mußte er Würtemberg mit 2 Pferden warten, 1507 zugleich Klostervogt zu Steinheim, empfängt nach seines Bruders Simons Tod, 1503, die Würtembergischen Lehen. Seine Hausfrau war Notburga von Ahelfingen, Conrads von Ahelfingen zu Mundelsheim Tochter. Sie starb 1521 und liegt zu Itzingen begraben. Er dagegen 1524. Seine Kinder sind Raban, Conrad, Simon, Veit, Hans, Jacob, Jörg, Albrecht, und Cunigunde und Anastasia.

Simon, Hansens Bruder, heirathet die Wittwe seines Vetters Peter, Agathe von Kaltenthal, erhielt aber erst, nachdem er sie schon geheirathet, die päpstliche Dispensation. Dafür legte ihnen aber der Dechant von Oehringen aus Auftrag des Papstes die Buße auf, sich einen Monat lang von einander abzusondern, und sich nicht ehelich beizuwohnen. Dann sollten sie eine neue Hochzeit halten, ein Jahr hindurch alle Freitag fasten, fünf Paternoster und fünf Ave Maria sprechen, und eine arme Tochter mit 5 Fl. aussteuern. Sie haben, heißt es, friedlich gehaust, doch hat es schielende Brüder geben wollen, weil er als kinderlos seiner Gemahlin beinahe all sein Gut zutheilen und seinen Bruder Hans, der das Haus voll Kinder gehabt, ausschließen wollte. Dies wurde aber nachher durch einige vom Adel gemildert. Er ist aber schon 1503 todt, und Hans empfängt die Lehen.

Cunigunde, Hans und Simons Schwester, Tochter Conrads, heirathete Ludwig von Heimberg. Ihrer wird erwähnt in einem Jahrestage, den ihres Vaters Schwester Cunigunde ihren Ehemännern Caspar von Schlett und Ulrich von Schechingen, ihrem Bruder Conrad und dessen Tochter Cunigunde in Oberhofen bei Göppingen gemacht. Ihre Tochter Cunigunde hat 1524 Eberhard von Frauenberg zum Ehemahl.

Bernhard, Bernhards Sohn, Enkel Bernhards des Aelteren, wurde später der Alte genannt, übergiebt 1552 dem Herzoge Christoph von Würtemberg das Präsentationsrecht der Pfarrkirche zu Lauffen. Seine Hausfrau war Anna

Haußin von Eißinheim, deren Kinder Hans Moritz, Maria Jacobe, Magdalena. Seine zweite Hausfrau war Catharina Güssin von Güssenberg, Hans Renners von Almendingen Wittwe. Er starb den 16ten October 1583 und liegt begraben zu Otmarsheim.

Franz, Friedrichs und der von Eyb Sohn, hatte nach einander zwei Hausfrauen, Adelheid von Acholzheim und Dorothea Kechler von Schwandorf, die nach Franzens Tode Volmar vom Remchingen heirathete. Er und seine Geschwister hatten keine Kinder, daher ihr Erbe an die Schwester ihres Vaters kam. So kam ein Theil der Liebensteinischen Güter an die von Rossau, Götzlar, und Ettenßhofen.

Maria Jacobe, Schwester von Franz. Ihr erster Eheherr, Wilhelm von Rosenberg, schließt 1547 mit ihrem Bruder Franz einen Vergleich. Ihr zweiter war Hans Caspar Kechler von Schwandorf, den sie noch 1554 hatte.

Hans Heinrich, Friedrichs Sohn, starb unverheirathet und liegt begraben zu Itzingen.

Agathe, Peters und der Appolonia von Wernau Tochter, hatte zum Gemahl Ludwig von Hutten, Sohn Ludwigs von Hutten, Amtmanns zu Trimberg. 1513 verzichtet Peter von Liebenstein und Ludwig von Hutten, sein Tochtermann, auf ein Erbe von Ulrichs von Westerstetten erster Hausfrau (Peters erster Frau). Ihr Ehegemahl wurde Amtmann zu Kitzingen. Sie gebar ihm zwei Töchter: Sabina, die einen Andreas von Stein zu Altenstein, und Margaretha, die einen Casimir von Seckendorf heirathete.

Moritz, Peters Sohn, aber von der von Schaumberg, „ein großer, schwerer Mann", Würtembergischer Obervogt zu Voihingen, dessen Gemahlin Barbara hieß, hat in Bönnigheim viel gebaut, daher in der Familie „Baumeister von Bönnigheim" genannt. 1545 finden wir ihn auf seiner väterlichen Burg, er unterschreibt sich Moriz von und zu Liebenstein. Er starb den 25sten April 1589. Seine Kinder waren Bernhard, Veronica, und Magdalena.

Catharina, Moriz Schwester, heirathet 1539 Wolf von Rosenberg, nach dessen Tode 1545 Hans Dieterich von Berlichingen, und nach zwei Jahren Albrecht von Adelsheim, dem sie 9000 Fl. zugebracht, und zwei Töchter geboren. Sie starb 1585 und liegt zu Oehringen begraben.

Raban, Hansens und der Notburger von Ahelfingen Sohn, diente bei der Chur Mainz, war Amtmann zu Olm und Agelsheim, und heirathete 1534 Brigitta Wilhin von Alzey, die ihm vier Kinder gebar: Philipp, Hans, Margaretha, und Gertrud. Ihr zweiter Gemahl war Wolf von Weyler auf Lichtenberg, dem sie noch fünf Söhne und zwei Töchter gab. Sie starb 1585.

Conrad, Bruder des Vorigen, kam in das Stift Mainz, wo er 1505 Donnerstag vor Aller Seelen aufgeschworen wurde von seinen Vettern Peter von Liebenstein, Hans Nothaft, Orandel von Gemmingen, Reinhard von Helmstedt, Philipp von Ahelfingen, Hans von Kaltenthal, Wolf von Dachenhausen, Wolf Camerer von Dalberg; er wurde 1534 Scholaster zu Metz, Cämmerer des weltlichen Gerichts und Probst.

Simon, Sohn Hansens und der von Ahelfingen, kam in das Stift Speyer, wurde dessen Senior, zugleich Canonikus in Worms, starb 1546 und liegt im Kreuzgange des Doms zu Speyer begraben.

Veit wurde Domherr des Stifts Worms. Albrecht starb unverheirathet. Hans sollte auch Geistlicher werden, weil aber sein Bruder Raban noch jung, und nach demselbigen auch einige der geistlichen Brüder gestorben, so heirathete er zuerst Susanna, Tochter Reinhards von Sachsenheim, dann Anna von Nippenburg, die ihm vier Töchter gebar. Sie starb 1523 und wurde zu Itzingen begraben. Seine zweite Hausfrau war Rategund, alt Luzens von Freyberg Tochter, und Wittwe Jörgs von Stechberg. Seine dritte war Veronika, Tochter Hans Göhlers von Ravensburg. Er hauste anfänglich auf der väterlichen Burg zu Liebenstein, später bauete er ein Haus zu Göppingen, wo er nun wohnte. Er war ein verständiger und kluger Mann, dessen Rath der umgesessene Adel viel gebrauchte. Zu Jabenhausen, das ihm gehörte, pflegte er noch lange die katholische Religion, bis er kurz vor seinem Tode durch D. J. Andreä, Pfarrer zu Göppingen, den nachherigen berühmten Canzler in Tübingen, veranlaßt wurde, die Reformation anzunehmen und einzuführen. Er starb den 7ten September 1563 zu Göppingen, und liegt begraben zu Oberhofen.

Jacob, sein Bruder, wurde Domherr zu St. Alban in Mainz. Cunigunde, Hansens und der von Ahelfingen

Tochter, heirathete Wolf Greck von Kochendorf, ihre Schwester war Anastasia.

Maria, Tochter des alten Bernhards, hatte zwei Männer: Walter Dieterich Nothaft zu Kl. Ingersheim, und Hans Wilhelm von Urbach.

Hans Moriz, des alten Bernhards einziger Sohn, heirathete aus diesem Grunde allzufrüh, nämlich Elisabeth von Thalheim, Tochter Melchiors von Thalheim zu Ravensburg. Er starb, noch ehe seine Hausfrau geboren. Mit ihm endete die Otmarsheimer Linie, wie mit Franz von Liebenstein die Linie Heinrichs.

Magdalena, Tochter des alten Bernhards, lebte noch, als die Chronik geschrieben wurde.

Veronika, Morizens Tochter, war, heißt es, schön von Angesicht, aber sonst sehr leibarm, starb unverheirathet. Bernhard, Morizens Sohn, geb. 1534, verheirathet 1554 mit Margaretha von Hutten, hatte das Amt Jaxtberg pfandweise inne, und wohnte auf der Burg Liebenstein, wurde 1576 Hofmarschall des Herzogs Ludwig von Würtemberg, 1580 Obervogt zu Voihingen, 1584 Oberamtmann zu Lauffen, welche Stelle er von seiner Burg aus versah, begab sich aber 1594 nach Bönnigheim, wo er 1596 starb. Seine Schwester Magdalena heirathete Volmar Lemlin von Horkheim.

Philipp, Rabans Sohn, hat zu Liebenstein gewohnt. Seine Hausfrau, Elisabetha, des alten Eberhards von Gemmingen zu Bürg Tochter, gebar ihm sieben Söhne und fünf Töchter. Er liegt zu Itzingen begraben. Margaretha,

seine Schwester, heirathete Albrecht Thum von Neuburg zu Köngen.

Hans, ihr Bruder, starb früh.

Die Namen Gertrud, Walpurga, Anna Ursula, kommen in den Familiengeschichten der Sachsenheime, Helmstädte und Landschaden von Neckarsteinach und Wöllwarth vor.

Albert, Sohn Bernhards und der Margaretha von Hutten, geb. 1555, studierte von 1572 an in Tübingen mit so glücklichem Erfolg, daß er 1574 auf drei Jahre nach Italien, und vier Jahre nach Frankreich geschickt wurde, wo er sich mit fremden Sprachen so vertraut machte, daß er in beiden Ländern an den dortigen Höfen Dienste that. Von seinem Vater abgerufen, ging er 1581 an den Würtembergischen Hof, wo er von einem Dänischen Hofjunker aus Unvorsichtigkeit fast erstochen wurde. Er heirathete 1584 Margaretha, Tochter Zaisolf Friederichs von Rosenberg, mit der er achtzehn Kinder zeugte. Er folgte 1592 seinem Vater als Obervogt zu Lauffen. Als 1595 Herzog Friederich von Würtemberg von dem Markgrafen von Baden das Amt Besigheim und Mundelsheim erkaufte, erhielt er die Administration darüber, 1597 die Inspection über die Vormundschaft der Kinder des verstorbenen Grafen Wolf von Löwenstein, trat 1600 wieder in die Obervogtei von Lauffen zurück, und war wieder auf der väterlichen Burg, starb aber 1608 unterwegs in Abstatt, und liegt begraben zu Itzingen.

Catharina Anastasia, Tochter des jüngeren Bernhard, heirathete Conrad von Rosenberg.

Von Hans Philipp, Philipps ältestem Sohne, wissen wir nur, daß er Agnes von Raischach zur Hausfrau gehabt.

Raban machte in den Sprachen und gelehrten Wissenschaften so herrliche Studien, daß er von dem Würtembergschen Hofe vielfach verwendet wurde. In der Theilung erhielt er die Güter zu Göppingen, Jabenhausen und Schlatt, und nahm seine Wohnung in Göppingen. Seine erste Frau war Dorothea von Gemmingen, Tochter Dieterichs, deren drei Kinder früh starben; 1598 heirathete er zum Zweitenmal, wen? ist unbekannt.

Conrad hat, wie sein Bruder, fleißig studiert, hielt sich lange im Norden Europa's auf, und heirathete endlich 1607 eine Anna Blickin von Rotenburg.

Elisabeth, seine Schwester, hielt 1604 mit Elias von Bürgel auf der Burg Liebenstein ihren hochzeitlichen Ehrentag.

Bernhard kam nach dem Tode seines Vaters nach Straßburg, wo er lernen sollte; allein er wollte lieber Soldat sein, und zog 1595 in den Krieg nach Ungarn, wo er auch blieb.

Anna Margaretha, Tochter Albrechts, kam unter den Töchtern allein zu Jahren, heirathete Blaikhard von Helmstatt, churpfälzischen Rath und Vicedom in Neustadt an der Hardt, und hielt mit ihm den 9ten Juni 1607 die Hochzeit zu Liebenstein. Nun folgt in der Chronik eine lange Reihe gleich nach der Geburt gestorbener Mitglieder der Familie.

Albert, Alberts Sohn, geb. den 18ten October 1599, starb unverheirathet, nachdem er etliche Jahre vorher wegen seiner Böhmischen Kriegsdienste sich gefallen lassen mußte, daß seine Güter in Beschlag genommen wurden. Erst nach einiger Zeit wurde er wieder restituirt. Mit Friedrich Albert starb 1657 eine der Liebenstein'schen Linien aus. Den Schluß der Chronik macht die Aufführung bloßer Namen, nämlich: Burkhart, Dieterich, Philipp Conrad, Philipp Reinhart, Philipp Conrad, Philipp Friederich, und Philipp Albert.

Dieser Letztere war es, der die obere Burg mit der Kirche und anderen Zugehörden, die Hälfte der Dörfer Otmarsheim und Kaltenwessen, das Kloster Itzingen und die Gefälle zu Ilsfeld, Holzweiler, Auenstein und den Pfalzhof an den Herzog Wilhelm Ludwig von Würtemberg verkaufte, worüber dessen Bruder Philipp Conrad so ärgerlich wurde, daß er die andere Hälfte dieser Güter und Gefälle 1678 an Würtemberg um das Dorf Köngen vertauschte.

Seither ist die Burg verödet und nur noch die Wohnung für den Bau der dazu gehörigen Güter.

Indessen hat die Familie sich auf ihre Güter im Würtemberg'schen Oberlande zurückgezogen und dem Würtemberg'schen Hause unter den schwierigsten Umständen mit Treue und Ergebenheit gedient. Die Jaberhauser Linie starb 1827 mit dem Tode des Königl. Würtemberg'schen Staatsraths Freiherrn Max von Liebenstein aus, und nur noch die Eschenbacher Linie hat männliche Nachkommen.

# Die Burgen Sickingens:

# Ebernburg und Landstuhl

im

Rheinkreise des Königreichs Bayern.

# Ebernburg und Landstuhl.

— — — Die festen Burgen, sie stehen öde und leer,
Die drinnen einst gewaltet, wir finden sie nicht mehr,
Die Ritter und die Grafen, einst Herr'n von diesem Haus,
Die schlafen nun schon lange, von allen Kämpfen aus.
Verlassen und verfallen ist jetzt ihr stolzer Bau,
Und einsam steh'n die Hallen, die Mauern und Thürme grau.

Thür. Merkur.

---

Die romantischen Gegenden des Rheins zu sehen, auf den Wellen des grünen Stromes sie vorüberschwimmend zu beschauen, oder an seinen Ufern hinwandernd die lieblichen Bilder ihrer Berge, ihrer Burgen, Weingärten und freundlichen Dörfer in sich aufzunehmen, — wer strebte nicht gern darnach? Und wer befriedigte nicht gern die Sehnsucht, welche die Gemälde derer, die sie erblickten, in uns erweckten, und so mächtig uns hinzieht, dahin, wo der alte deutsche Rhein zwischen seinen Ufern stolz und ruhig fluthet, — wenn das Geschick solch hohen Genuß ihm vergönnt!

Wie Viele aber auch des Weges ziehen, zu Wasser oder zu Lande, selten wissen sie, daß gleich schöne Bilder der Natur, ja noch großartigere, sie zur Seite liegen lassen. Und hörten sie auch von ihrem Dasein, schilderten ihnen

Gesänge, welch' einen Reichthum auch dort die Natur entfaltet, so meinten sie doch wohl, Schöneres, als das Thal des Rheins, könne da nicht zu finden sein, und ziehen vorüber, nicht ahnend, was sie ungesehen ließen.

Zur Seite aber, da liegen die wunderschönen Thäler der Nahe und der Mosel, welche den Freund der Natur unwiderstehlich bezaubern: denn sie prangen mit Allem, was der Charakter reizender Thäler nur zeigen kann. Gleiche historische Denkmäler, gleiche Berggruppen und riesige Felsenkegel bieten sie dar, wie die des Rheins, wenn auch kein solcher Strom sie durchfluthet, und nur Flüsse ihre Windungen durchschlängeln, dem Rheine sich zu vermählen.

Wer daher den Vollgenuß einer Rheinreise sucht, durch Zeit und Verhältnisse sich nicht gebunden fühlt, der streife auch hinan in diese Nebenthäler, welche in das Rheinthal münden, ihm so nahe verwandt sind, und rüstig mit ihm den Kampf um Reiz und Gemüthlichkeit bestehen können.

In das Thal der Nahe tritt man ein beim Städtchen Bingen. Wandert man in demselben aufwärts bis Kreuznach, so hat man von da noch eine Stunde bis zum Zusammenflusse der Nahe und der Alsenz, in deren Armen die Ebernburg liegt.

Das fruchtbare Thal unterhält den Wanderer, und zeigt ihm bald eine quer sich hinziehende Bergwand, die weniger mit ihm als der jungfräulichen Nahe zu scherzen scheint. Denn, ob auch für sie wie ein Thor sich öffnend, hemmt sie doch der Nahe rüstige Schritte, die jedes Bächlein eilig an die Hand nimmt und zum Rheine führt.

An der Nahe geht es entlang. Saline reiht sich an Saline, Windungen verschließen die Fernsicht; aber kaum offen, hebt sich eine nackte, schroffe Felsenspitze, wie eine Pyramide Aegyptens. Während der Wanderer noch erstaunt und das Auge nicht wenden kann von dem gewaltigen Koloß, von dieser Jahrtausende alten unvergänglichen Masse, dergleichen er vielleicht an den Ufern des Rheins nirgends sah, hebt sich schon eine andere noch höhere, aus der jene wie ein Streitstachel auf der Stirn des gepanzerten Rosses heraus gewachsen scheint. Dies ist der Rheingrafenstein. Man traut seinen Augen nicht, wenn man oben darauf altes Gemäuer erblickt, hält es nicht für möglich, daß der unbeflügelte Mensch wie die Schwalbe ihr Nest über jähe Felsklüfte hier hinzukleben vermogte; und doch war dies der Kühnheit unserer Ahnen in erloschenen Jahrhunderten möglich, trotz des Mangels der Hebewerkzeuge unserer Tage. Versunken in Betrachtungen über den Bau solch' eines Aarnestes, tritt bald das Bild einer zweiten Veste entgegen, ihr graues Haupt kühn über jüngere Geschlechter erhebend. Dies ist — die Ebernburg, die einstige „Herberge der Gerechtigkeit". Jetzt wird der Fuß des Wanderers rüstiger. Er drückt dem rothwangigen Mägdlein, das an einem Seile den Nachen mit ihm über die Nahe lenkt, das Fährgeld in die Hand, fragt einen am Wege sitzenden Greis: „ist das die Ebernburg?" und der spricht: „Sie ist's, lieber Herr. Sie gehörte den Sickingen, — ja, das war ein alter würdiger, gestrenger Herr, der Franz!"

Erfreut über das unerloschene Andenken des großen Mannes im Munde des Volks, tritt er in das kleine Dörfchen Ebernburg, das an einem Hause einen in Stein gehauenen Eber als Wappenschild ihm entgegenhält.

Man bemerkte es kaum, wie man aus jenem Thale, wo die Salinen die Würze der Lebensspeise aus der Erde saugen, in ein anderes zweiarmiges, anmuthigeres getreten ist, dessen linker, südlich auslaufender, die Alsenz, dessen rechter, westlich sich hinaufschlingend, die Nahe auf seinen grünen blüthenreichen Füßen schaukelt. Ein Führer aus dem Dörfchen geleitet den leicht besteigbaren Berg hinan.

Bald steht man oben an einen herabgestürzten Mauerblock gelehnt, schaut umher auf dieses Meer der Verwüstung, auf den Heldengreis, die alte Veste, der unter Waffen ergraute, und fiel für Wahrheit und Freiheit; wie er auf der Bahre, das Antlitz tief genarbt von Wunden der heißen Schlacht, starke Züge von deutscher Manneskraft und Trotz im bleichen Antlitze, uns noch nach Jahrhunderten entgegen schlummert. Es streift der Wind rauh über ihn hin und küßt die greisen Locken der kahlen Stirn.

Bis auf den Grund hat der Kampf die Mauern gierig zernagt, nur hier und da hebt sich ein Felsstück, von Menschenhand unverwüstlich geschaffen, ein Stück Mauer empor, und bezeichnet noch ihre einstige Richtung. Nur gegen den steileren Abhang des Berges, nach der Alsenz hin, sind die Ueberreste höher, und man mißt mit Bewunderung ihre vierzehnfüßige Stärke.

Hier sieht man durch eine Spalte hinab in den Abgrund und erblickt dahin geschleuderte Trümmer unzerschellt; dort öffnet sich der Schlund des in Fels gesprengten Brunnens, halb verschüttet; hier ein zernagter Pfeiler des Burgthores, noch mit schwachem Scheine einstiger Pracht angethan, von welcher mehr ein in den Garten des Dorfpfarrers gebrachtes Stück der oberen Thorwölbung zeugt, das halb noch die einstige Inschrift bewahrte:

**Doch begehr ich niemands Uebles zu thon,**
**Zur Noth wird mir der Herr beiston.**

und zu einem anderen Bau verwendet werden sollte. Hier die tiefen, auch schon verfallenen Brückengräben, dort einige frisch aufgeräumte Gewölbe, wie jugendliches Moos aus dem langen Winterschnee hervorgrünend.

Das ist aber auch Alles, was übrig blieb von der „Herberge der Gerechtigkeit", und auch dieses sollte nicht einmal bleiben. Einem israelitischen Handelsmanne wurde sie im November 1826 für 262 Fl. verkauft, und den wenigen Resten stand der völlige Untergang bevor. Denn was noch brauchbar war von Steinen, sollte herausgebrochen werden zu anderen Bauen. Doch Mühe und Geld waren verloren. Die Veste, die allen Märtyrern für Wahrheit und Freiheit Zuflucht und sichern Schutz gab, sollte in diesen wenigen Ueberresten der Nachwelt zum Denksteine bleiben. — Die Mauern waren nicht zu zertrümmern, selbst die Kraft des Pulvers verdiente ihr Tagelohn nicht.

Jetzt hat sie der Guts- und Bergwerksbesitzer Günther auf Bingart (einem Dorfe, eine Stunde weit südwestlich

von der Burg) an sich gekauft. Dieser edle Mann, mit glühender Liebe für's Alterthum in der Brust, wendet Alles an, das Erhaltene zu erhalten, das Hinweggeschleppte wieder herbei zu führen, die Gewölbe wieder aufzugraben, und die alten Reste zu einem angenehmen Punkte für Badegäste auf den nahen Salinen umzugestalten.

In ihrem jetzigen Zustande ist die Burg seit dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, laut des Tagebuchs eines Ebernburg'schen Schulzen aus jener Zeit, das in den Händen des Herrn Günther sich befindet.

Die Aussicht von der Ebernburg ist eine der lieblichsten jener Gegend. Neben dem Thore, was die Nahe durch die Felsen des Berges wühlte, steht rechts, wie die Säule des Hercules, der schon erwähnte Rheingrafenstein, links eine nackte breite Felswand, vom Gipfel bis zum Fuße gespaltet, der Rosenfels genannt. Weiter oben an der Alsenz, wo die Aussicht über ihr Thal durch eine Windung geraubt wird, ragt die Veste Alten-Bamberg, weniger zertrümmert, empor. Die überliegenden Berge mit anmuthigen Waldungen, die niedern mit Reben bekleidet, schattiren die fruchtbaren hellgrünen Ufer der Alsenz mit sicherem gewandtem Pinsel auf dieser reizenden Landschaft.

Der Berg endlich, der die Ebernburg trägt, ist der Mittelpunkt in diesem Fruchtkorbe; ein langer Rücken, der nach Süden hin in fruchtbare Ebenen, nach Mitternacht, im Vereinigungswinkel der beiden Flüßchen, in eine schmale steile Ecke ausläuft. Weiter hin bedeckt ihn rings umher junger Baumwuchs, über dem in weiter Ferne der Donnersberg

im abendlich=stillen ernsten Glanze dieser untergehenden Veste sein treues blaues Auge unersättlich spiegelt. Die Ufer der Nahe verschwinden hier bald; aber ein anderes Thal, vom Erntekranze des mütterlichen Sommers reich geschmückt, zieht sich an der Abendseite des Schloßberges hin.

Jetzt zur Geschichte der Ebernburg, wie sie aus grauer Zeit hervorging und vor hundert und funfzig Jahren in Schutt verwandelt ward.

Ebernburg ist eine der ältesten Burgen in der alten Rheinpfalz. Schon im elften Jahrhunderte war sie Eigenthum der deutschen Kaiser salischen Geschlechts, als Erben des Rheinfränkischen Herzogthums, und gelangte von diesen lehnsweise und auf andere Art an verschiedene Familien.

So finden wir, daß im zwölften Jahrhunderte Rheingraf Wolfram den dritten Theil der Vogtei zu Hebernburc von den Grafen zu Saarbrücken zu Lehn getragen, im Jahre 1237 aber ward die Vogtei zu Binegardin, Ebernburc und Bilde — jetzt Bingard, Ebernburg und Feil — unter die gräflich Leiningenschen Besitzungen gezählt, welche in der Theilung der Grafen Friedrich II. und Emich III. Letzterem zufiel.

Hundert Jahre später war der Raugraf Rupert zur Alten=Beimburg, Herr der Ebernburg. Wahrscheinlich ererbte er sie von seinem Vetter, dem Raugrafen Wilhelm. Von ihm ging sie an den Grafen Walram von Spanheim über, dem er sie für die Summe von 2500 Fl. im Jahre 1347 wieder käuflich überließ, und 1381 trat Raugraf Heinrich sein Eigenthum an Burg und Dorf Ebernburg,

nebst Feil und Bingard, an den Grafen Simon von Spanheim, Kreuznacher Linie, ganz ab, sowie auch 1394 der Schenk Johann zu Erbach sich aller seiner noch daran habenden Rechte begab.

So wurde Ebernburg mit Zubehör Eigenthum der Grafen von Spanheim, auch, gleich der ganzen vorderen Grafschaft, vererbt, sowie im Burgfrieden von 1416 und 1428 Ebernburg, Burg und Thal, ausdrücklich mit begriffen.

Graf Johann von Spanheim, der Letzte seines Geschlechts, war Hans Winterbechern 1200 Fl. schuldig. Diesen zufrieden zu stellen, gab er ihm im Jahre 1430 seinen Theil an Ebernburg amtweis ein, mit der Bedingung: daß, wenn er oder seine Erben ihn nicht mehr als Amtmann auf der Ebernburg haben wollten, ein halbes Jahr zuvor ihm dies kund gethan, und jene Summe ihm zurückgezahlt werden müsse.

In einem zwischen Kurpfalz, Baden und Veldenz im Jahre 1440 errichteten Vertrage und Bestätigung der vorigen Burgfrieden, ward ausdrücklich wiederholt, daß Ebernburg, Burg und Thal, sowie die Dörfer Feil, Bingarten und Narheim, nicht veräußert werden sollten. Winterbecher überließ aber sein Pfandrecht dennoch an Dietrich Knebel von Katzenellenbogen.

Pfalzgraf Friedrich zu Simmern und Markgraf Jakob zu Baden bewilligten im Jahre 1448 dem Reinhard von Sickingen, diese Schuld und Amtsbriefe an sich zu kaufen, und die Einlösung erfolgte auch.

Kurfürst Friedrich I. bekam durch den bei Seckenheim im Jahre 1462 erfochtenen Sieg von seinem kriegsgefangenen Markgrafen Karl von Baden den Badenschen Antheil der vordern Grafschaft Spanheim pfandweis, und bestimmte hierauf in einer eigenen Verordnung, daß nach seinem Tode sein Theil an der Grafschaft Spanheim, namentlich Ebernburg, stets bei der Pfalz bleiben solle. Doch daran kehrte sich sein Nachfolger, Kurfürst Philipp, nicht. Dieser war seinem Oberhofmeister und Amtmann in Kreuznach, Schweickart von Sickingen, 2100 Fl. schuldig. Für solche Summe überließ er diesem Ebernburg mit allem Zubehör im Jahre 1482 dergestalt auf Wiedereinlösung, daß nicht nur er und seine männlichen Erben, sondern auch, wenn das Geschlecht der Sickingen im Mannsstamm erlösche, die weibliche Nachkommenschaft es erblich besitzen solle, die Burg aber nie aus dem Kreuznacher Burgfrieden geschieden werden dürfe.

So kam es, daß die Ebernburg Eigenthum einer Familie wurde, welche durch den Sohn ihres ersten Besitzers, durch Franz von Sickingen, jenen heldenmüthigen und edeldenkenden deutschen Ritter, jenen treuen Freund und Beschützer Luthers, Reuchlins, Huttens, und anderer ausgezeichneter Männer, sowie jedes Unterdrückten seiner Zeit — historische Bedeutsamkeit erhielt, durch ihn, der in so leuchtendem Glanze dastand.

Auf ihrer luftigen, sturmumrauschten Höhe, hinausschauend über die weiten, der Faust jedes Stärkeren Preis gegebenen Thäler, wurde Franz von seinem Vater zu einem

Herrn über Jeden, der schwächer wäre, durch Beispiel und frühes Waffenwerk auferzogen. Freiheit und Kraft waren daher sein höchstes Streben, ein unbeugsamer, gerader, oft harter Sinn seine herrschende Gemüthsart.

Die Bürger von Worms waren die Ersten, welche dies erfuhren. Sie hatten im Jahre 1513 ihren alten Stadtrath ausgetrieben, worunter Balthasar Slör, Franzens Freund, befindlich war, den sie auch überdies noch seiner Güter beraubt hatten. Slör floh auf die Ebernburg und bat seinen Freund Sickingen um Schutz und Hülfe. Da die Wormser nicht nur den Slör beim Kaiser Maximilian so angeschwärzt hatten, daß Jener in die Acht erklärt ward, sondern auch über Franzen viel Uebles zu des Kaisers Ohren zu bringen gewußt, so war Franz gleich bereit, Slör'n und sich zu vertheidigen. Zuerst geschah dies mit der Feder; denn auch mit dieser verstand Franz meisterhaft zu fechten. Er schrieb an die Zünfte von Worms, sie mögten den Ungerechtigkeiten des neuen Rathes steuern. Dieser entriß dem Ueberbringer den Brief, und schlug ihn unter. Da ergrimmte Franz gewaltig und sprach zu seinem Freunde: „Wohlan! soll ich Dir nicht mit Schreiben Dienst leisten, so mag's ein Reiterdienst werden.“ Nun kündigte er den Wormsern Fehde an, rückte mit seinen Bundesgenossen auf ihre Felder, verwüstete sie, fing Bürger ein, plünderte ihre Kähne auf dem Rheine, und ging endlich auf die Stadt selbst los. In dieser war man gleich sehr geneigt, die Thore zu öffnen. Theils war Sickingen viel zu sehr gefürchtet, theils war man mit dem neuen Magistrat unzufrieden, und die

Pfaffen, welche von je her gern die Hände im politischen Spiele hatten, stimmten auch für Ergebung, meinend, die Herren der Stadt zu werden, wenn nur der neue Rath erst entsetzt sei. Da trat aber der Reichskammerrichter Graf von Hagen auf, stellte den im Entschlusse schwankenden Bürgern vor, welchen Schimpf sie auf sich laden würden, wenn sie ihre Stadt, welche sich gegen den großen Julius Cäsar vertheidigt, jetzt dem kleinen Edelmann von der Ebernburg übergäben, dadurch um ihre Reichsfreiheit sich bringen und zugleich unter das Pfaffenregiment sich stecken ließen.

Diese Worte fruchteten. Man wehrte sich tapfer, und Sickingen mußte von der Stadt ablassen. Auf dem Gebiete derselben setzte er aber seine Plünderungen fort. Dagegen erhoben die Wormser nun Klage beim Kaiser Maximilian, der sogleich dem Sickingen andeuten ließ, daß, wofern er nicht augenblicklich der Fehde gegen Worms ein Ende mache, er ihn selbst durch seine Heeresmacht dazu zwingen werde. Sickingen, welcher den Kaiser sehr hoch achtete, deshalb ihn auch immer die „Blume der Ritterschaft" nannte, und wußte, daß der Kaiser ihm, ungeachtet der strengen Drohung, doch wohl wollte, erließ schleunig ein Schreiben an den Kaiser, worin er seine Unterwürfigkeit bezeigte, aber auch die Rechtmäßigkeit seines Verfahrens gegen die Stadt Worms darlegte. Dem Kaiser war viel zu sehr daran gelegen, sowohl Sickingen, den kräftigen Kämpfer, als auch die Stadt Worms, zu Freunden sich zu erhalten, weil Beide Nachbarn seiner Erzfeinde, der

Franzosen und der Schweizer, waren, als daß er nicht den Frieden zwischen ihnen, und zwar mit eigenen großen Aufopferungen, hätte zu Stande bringen sollen. Dies geschah so, daß Sickingen alle gemachte Beute behielt und Max solche den Wormsern ersetzte.

Sickingens Ruf gewann hierdurch, und seitdem immer mehr an Kraft, und wo der Schwache, der Unterdrückte, ihn um Hülfe anrief, da half er. Den Landgrafen Philipp von Hessen zwang er, von seinen unbilligen Forderungen an den Abt von Fulda abzustehen. Ebenso den Herzog Anton von Lothringen, der den Freihern von Geroldseck drücken wollte, und die Bürger von Metz, welche einen seiner Freunde beleidigt hatten, züchtigte er so, daß sie ihm 20,000 Gulden zahlten, damit er nur ihr Gebiet verließe.

Immer höher stieg durch alle diese Begebnisse sein Ruf, sein Ruhm. Fürsten und Städte buhlten um Sickingens Gunst; denn ein Ritter an der Spitze von 20,000 Streitern, wie sie der Kaiser selbst kaum hatte, war in jenen Tagen eine Erscheinung, die Alles in Erstaunen setzen mußte. Das Schrecken der Fürsten war er ganz besonders. Franz entwickelte nämlich immer mehr den Plan, durch Hinwegräumen des neu aufgetauchten Unterschiedes zwischen fürstlichen und anderen edlen Reichsfreisassen und Wehrmännern das alte Deutsche Gemeinwesen wieder herzustellen. Daß der Kaiser ihm hierin nicht entgegen sein werde, durfte er überzeugt sein. Da durch die neue Macht der fürstlichen Reichsstände, besonders durch die der Kurfürsten

die alte Kaiserliche Macht der Karle und Ottone gewaltig vermindert war und es immer mehr wurde.

Die Zeit nach dem Zuge gegen den Lothringer Herzog war die Mittagshöhe von Sickingens Glanz. Der deutsche Adel ermunterte ihn zu immer höheren Dingen und ließ es ihn ganz unverholen merken, daß er eben so gut der Kaiserkrone würdig sei, als einst Rudolph der Habsburger. König Franz von Frankreich lud ihn zu sich nach Amboise, bewirthete ihn trefflich und beschenkte ihn mit einer kostbaren goldenen Kette. Diese Freundschaft oder königliche Zuneigung war aber nicht von langer Dauer. Denn, als einige deutsche Kaufleute ihre Forderungen an Mailänder dem Sickingen verkauft hatten, machte sich dieser durch das Wegnehmen von Gütern, welche Mailänder zu den deutschen Messen brachten, bezahlt. Das nahm König Franz, als Herr von Mailand, sehr übel, und ließ er Sickingen darüber zur Rede setzen. Doch dieser entgegnete kurzweg: daß in Rechtssachen ihm außerhalb Deutschland Niemand etwas zu befehlen habe. Und damit war die königliche Freundschaft verscherzt.

Das kümmerte jedoch den großherzigen Mann nicht. Den Unterdrückten half er, die Verfolgten schützte er, mochte daraus entstehen, was da wollte. Jedem stand seine Ebernburg als Zufluchtsort offen, und Schutz fand Jeder, war seine Sache sonst nur gut.

Als ein Verfolgter fand sich auch im Jahre 1518 Ulrich von Hutten auf Ebernburg ein.

Dieser fränkische Ritter, welcher nirgends mehr seines Lebens noch seiner Freunde sicher war, weil er, wie Sickingen mit dem Schwerdt, so er mit der Feder, gegen die Feinde des Lichts kämpfte, hörte, daß jener der freien und fröhlichen Weisheit gar hold sei und ihren Beförderern seine Burgen öffne, wenn Freunde der Finsterniß sie verfolgten. Das lockte den leicht begeisterten Hutten auf die Ebernburg, — wo er auch fand, was er erwartete. Sickingen schloß sich schnell dem Manne an, dessen Geistesgröße, unauslöschlicher Feuereifer für Recht, Geistes- und Glaubens-Freiheit, dessen edler Charakter und dessen Aufopferung für Freiheit und Freundschaft ihm bald klar waren, und die innigste Verbindung mit ihm ward geknüpft.

Hier nun, in Ebernburgs sichern Mauern, unterm Schutze seines mächtigen Freundes, arbeitete der muthvolle, mit klassischer Bildung ausgerüstete Hutten seine glühendsten Schriften für allgemeine Freiheit, gegen ultramontanische Tyrannei und das verpestende Mönchthum. Die Briefe an Kaiser Karl V., an Moritz von Sachsen, an den deutschen Adel, an das deutsche Volk und an dessen Fürsten, alle wurden sie auf Ebernburg, der Herberge der Gerechtigkeit, wie er sie oft nannte, geschrieben, und nicht etwa um Lohn, noch Ehre, denn in Keines Diensten stand er, Niemand hatte ihn für sich gewonnen, nur der guten Sache huldigte er. Umsonst bot Karl V. Hutten einen Jahrgehalt von zweihundert Goldgulden, wenn er seine Feder ruhen lassen wolle; auch eine Besoldung von vierhundert Kronen schlug Hutten aus, welche König Franz I.

von Frankreich ihm bot, wenn er in seine Dienste träte. Nichts konnte ihn bewegen, zu schweigen, noch in Dienste zu treten. Frei wollte er sein, frei und ein Deutscher bleiben, denn das war er im strengsten Sinne des Wortes.

Hier auf Ebernburg schrieb er auch jene herrliche Standrede auf seinen Beschützer und Freund Sickingen, als Vorwort zu den verdeutschten Dialogen, welche so schließt:

„Dann ohne Schmeicheln und Liebkosen zu reden, bist du, der zu dieser Zeit, da jedermann bedeucht, deutscher Adel hätte etwas von Strengigkeit des Gemüths abgenommen, dich dermaßen erzeigt und bewiesen hast, daß man sehen mag, deutsch Blut noch nit versiegen, noch das adelich Gewächs deutscher Tugend ganz ausgewurzelt sei. Und ist zu wünschen und zu bitten, daß Gott unserm Haupt, Kaiser Karln, deiner tugendhaftigen unerschrockenen Muthsamkeit Erkänntniß gäbe, damit er dich deiner Geschicklichkeit nach in hohen treflichen seinen Händeln, das römische Reich oder auch ganze Christenheit betreffend, so mit Rath und That brauche, denn alsdann würde die Frucht deiner Tugend zu weiterem Nutz kommen. Fürwahr einen solchen Muth soll man nit ruhen lassen, noch inwendig Bezirks kleiner Sachen gebraucht werden lassen. Aber ich hab nit mir für genommen, in dieser Vorred dein Lob zu beschreiben, sondern einmal meinem Herzen, das gesteckt voll guter Gedanken und freundlicher Gutwilligkeit, die ich gegen deinen unwidergeltlichen an mir begangenen Wohlthaten, die doch du noch täglich je mehr und mehr überhäufst, trag, ein Luft geben, schenk dir zu diesem neuen

Jahr die nachfolgende Büchlein, die ich in nächst verschienenen Tagen in der Gerechtigkeit Herbergs (der Ebernburg) eilends und großen Fleiß verdeutscht hab. Und wünsch dir damit nit, als wir oft unsern Freunden pflegen, eine fröhliche sanfte Ruh, sondern große, ernstliche, tapfere und arbeitsame Geschäft, darin du vielen Menschen zu Nutz dein stolzes heldisch Gemüth brauchen und üben mögest. Dazu woll dir Gott Glück, Heil und Wolfarth verleihen. Geben zu Ebernburg uff dem heiligen Neujahrsabend im Jahr nach Christi Geburt MCCCCC und ein und zwanzigsten."

Franz von Sickingen stand in vorzüglicher Gunst bei Kaiser Karl V., denn er hatte die Kurfürsten fleißig bearbeitet, daß sie Karln ihre Stimme bei der Kaiserwahl gaben, zu welchem Zwecke er auch, doch unter anderem Vorwande, ein bedeutendes Heer zusammengebracht hatte. Als aber, im vollen Vertrauen auf des Kaisers Gunst, im Vertrauen auf die Macht des Bundes, den er in Landau mit Edeln und Reichsstädten geschlossen, welcher nichts Geringeres als eine gewaltsame Verbesserung der Kirchen- und Reichsverfassung bezweckte, sowie im Vertrauen auf die alte Gunst des Pfalzgrafen Ludwig von Bayern, auf Freunde in der Schweiz, in Lothringen, und, fast möchte man sagen, in allen Gauen, Sickingens Schritte immer gewaltiger und kühner wurden, und er sogar dem Erzbischof Richard von Trier, einem der eifrigsten Gegner der Religionsverbesserung, aus dem angeblichen Grunde: weil er gegen Gott, den Kaiser und die Reichsgesetze gehandelt habe, im August 1522 den Krieg ankündigte, da sahen die Fürsten, selbst die, welche

für Religionsverbesserung waren, daß Sickingen mehr als diese, daß er ihren Untergang bezwecke. Und hierin mochten sie sich nicht irren; denn Sickingen hatte ja ganz unverholen gesagt: daß er die Fürsten durch Abschaffung ihrer Vorrechte den übrigen Reichsständen wieder gleich machen wolle. Schnell verbanden sie sich daher zum Sturze des ihnen furchtbaren Ritters, der sie zu stürzen gedachte, ehe er durch das Kriegsglück noch kühner gemacht werden möchte.

Sickingen, zwar schon hoch bejahrt und am Podagra sehr leidend, desto kräftiger und kühner aber noch an Geist, sah nicht sobald das ihm drohende Wetter von jener Seite heranziehen, als er sich auch zur wackeren Gegenwehr rüstete. Ein Heer von zehntausend Fußgängern und fünftausend Reisigen, unter welchen fünfhundert der stattlichsten Ritter glänzten, zog er zusammen. Die Reisigen trugen auf dem Arme den Spruch: „O Herr! Dein Wille werde!“ Munition und Lebensmittel schaffte er in Masse herbei und versah damit sowohl Ebernburg, dessen Befestigung er zugleich ungemein verstärkte, als wie **Landstuhl**, seine zweite Burg, zu der wir uns jetzt wenden wollen.

## Landstuhl

lag eine Stunde von Kaiserslautern auf einer mäßigen Anhöhe über dem Städtchen gleiches Namens, wo noch jetzt ihre Trümmer zu sehen sind.

In früheren Zeiten hieß sie Nanstal und bildete mit ihrem Zubehör eine eigene, zur Grafschaft Pfeffingen gehörige Herrschaft, welche als pfälzisches Lehen im Besitze der Grafen Homburg war. Späterhin wurde sie verschiedentlich zu Lehn gegeben, auch verpfändet, bis ihre Burgmänner ein Erbrecht darauf erhielten. Das ritterliche Geschlecht der Winterbecher nahm sogar den Namen „von Nanstul" an. Von allen Burgmännern brachten die Puller von Hohenburg die meisten Theile derselben an sich, welche der Kurpfälzische Großhofmeister Schweickert von Sickingen, dessen Ehefrau Margaretha Puller von Hohenburg war, durch diese im Jahre 1507 erbte. Auf solchem Wege gelangte die Burg Landstuhl an die Familie Sickingen.

Diese ließ, wie erwähnt, nebst der Ebernburg Franz mächtig befestigen und mit Vorräthen aller Art reichlich versorgen. Als dies geschehen und er beide Burgen seinem Schwiegersohne, Kronberg, zur Bewachung übergeben hatte, rückte er, für seine Person wegen des Fußübels in einer Sänfte getragen, und begleitet von seinen beiden ältesten Söhnen, ins Feld. St. Wendelin und andere Orte wurden bald erobert und den Erzbischof von Trier jagte er sammt dessen Feldobersten, Gerlach von Isenburg, vor sich her bis nach Trier hinein und berannte nun diese Stadt. Der Erzbischof, voll Furcht, den Sitz seines Krummstabes in Sickingens Gewalt zu sehen, ließ diesem die ungeheure Summe von zweimalhunderttausend Gulden bieten, wenn er abziehen und die Fehde einstellen wolle.

Aber der kühne Ritter, durch die Erfolge seiner Unternehmungen noch kühner gemacht und vergessend des schwankenden Glückes der Waffen, wieß jedes Anerbieten von sich und entgegnete selbst auf den an ihn ergehenden scharfen Befehl des Reichsregiments: „vom Landfriedenbruch abzustehen und sein Volk stracks zu entlassen", die schnöden Worte: „Es seynd die alten Geigen. An Befehlen mangelt es nicht, aber an denen, die ihnen gehorchen."

Bald aber wendete sich das Blatt. Die Fürsten von der Pfalz und Hessen, des Trierer Herrn sich annehmend, rückten schnell und mit großer Heeresmacht heran, und die über Sickingen ausgesprochene Acht stand ihnen kräftig bei. Da sah der kühne, übermüthige Mann wohl, daß für jetzt es nicht möglich sei, gegen die Macht von drei Fürsten im offenen Felde zu kämpfen, und zog sich daher auf seine beiden Vesten zurück, hinter deren starken Mauern und Thürmen er sicher und unüberwindlich trotzen zu können hoffte.

Die Heere rückten näher, wiewohl langsam, denn erst suchten sie die vielen Anhänger und Freunde Sickingens einzeln zu überwältigen, um den Rücken frei zu haben. Hierbei erstürmten sie auch des Schwiegersohns Kronbergs Burg und Stadt Kronenberg, und bekamen da Sickingens Sohn, Johann, der sie vertheidigte, bei einem Ausfalle gefangen.

Entferntere Freunde Sickingens, welche die ihrem Freunde drohende Gefahr erkannten, boten Alles auf, den Sturm zu beschwören, der immer ernstlicher heranbrauste;

doch jedes ihrer Anerbieten wurde von Seiten der Fürsten abgewiesen, denn Sickingens Untergang, seine persönliche Vernichtung war beschlossen. Jetzt kam es nur noch darauf an, zu ermitteln, in welcher der beiden Burgen der alte Held sich eigentlich aufhalte. Nach langem Forschen brachten endlich Spione die Kunde: er sitze auf Landstuhl, wohl verwahrt und verrammelt hinter den dicken Thürmen. Auf diese ging es nun los, gegen sie wendeten die Verbündeten im April 1523 ihre ganze Heeresmacht.

Sickingen erblickte bald in Allem einen Kampf auf Leben und Tod. Das lähmte jedoch des großen Geistes Muth nicht, im Gegentheil sah er mit wahrem Wohlbehagen, trotz seiner körperlichen Leiden, der Gefahr entgegen, denn er lebte im Gefühle seiner Kraft und in der Hoffnung, noch höheren Ruhm sich zu erkämpfen.

Daß ihm von seinen Freunden zu Hülfe geeilt, durch sie von außen ihm Luft verschafft würde, bezweifelte er keinen Augenblick. In dieser Hoffnung erließ er förmliche Proklamationen an die Belagerungsvölker der Fürsten und an die Edelleute im Heere derselben. Zu Erstern sprach er:

„Meine lieben brüder und nachpauren! Warumb kompt jr wider mich zu fechten und zu streiten? — Ich beger euch zu erlösen von dem schweren antichristischen joch und gesetz der pfaffhait und zu Evangelischen, lichten gesetzen und christlicher freihait zu bringen; so wöllt jr das nit leiden und thut, als der den fallenden syechtag hat, der wil auch nit, das man jm helff, das er nit verderbe. Dencket, das jr wiher Christum und sein Evangelium strey=

tet und nit wider mich. Um des Evangeliums willen will ich den Tod nit flyehen. Gots will geschehe! Amen."

An Letztere richtete er folgende Worte:

„O festen, edeln, lieben mitbrűder! Wolt Got, jr het euch das bedacht. Warumb zyehend jr wider euch, eur kynder und kyndskinder? Warumb zerreyßet jr eur freyhait und wőlle knecht und gefangen der beschornen seyn? Dencket jr nit, wann Frantz űberwunden wirt mit seinem Anhang, wie man darnach euch wirt ain zaum und byße inn das maul legen und euch fűren, wo die Gewaltigen hin wőllen? Yr wőllet denen helfen, die den teutschen Adel verderbt haben mit lűgen und die eur vätterlich gűter an sich gezogen, als sind die beschornen knaben, die stifft und clőster? Jr und die euren mangeln; sy leben im sauß, verthon das eure mit huren, hoffart, vőllerey, bűberey. Wolt jr eurer Leben fűr die setzen? ja sy wőllen unser selen auch verderben, so sy uns das Evangelium Christi und wort Gots nit lassen predigen, auch selber nit predigen, und erdrencken unser selen mit jren aygen drőmen, fűndly, gesetzen und leren gleißenden worten. Wolt Got, das jr der sach noch nachgedachtet, so werden jr Francisco beistann. Gots will gescheh! Amen. Al syeg von Got!"

Doch diese Worte, so ernst, aufrichtig und deutlich sie auch die Absicht Sickingens ausdrűckten, waren in den Wind gesprochen. Keiner der Freunde rűhrte sich zu ernstlicher Hűlfe des Freundes, Keiner wagte es, seine eigene Existenz fűr den Freund auf das Spiel zu setzen.

Anfangs glaubte Sickingen, der Haufe, welcher sich um Landstuhl sammele, sei die Schaar Wilhelms von Habern, welcher den ganzen Winter hindurch von Kaiserslautern aus die Burg beobachtet hatte. Da er diesen Haufen für nichts achtete, so ließ er ihm die Spottrede hinabsagen: „er (Habern) möchte es sich doch bequem machen, absteigen, und die Rosse an die Bäume binden." Als aber Schaar auf Schaar heranrückte, Gräben gezogen, Wälle aufgeworfen wurden, und nur noch ein Ausgang von der Burg frei war, da meinte Sickingen doch, daß dies kein „gemeines Berennen" sei. Bei dieser immer drohenderen Gefahr, bat ihn seine Umgebung dringend, sich durchzuschlagen oder davon zu schleichen; doch das Letztere verwarf er als schimpflich und meinte, doch schon hinauskommen zu wollen, wenn es nöthig sei. Aber einen Theil seiner Reiter, die ihm hier unnütz waren und nur die Lebensmittel verzehrten, schickte er fort.

Ein Herold der Fürsten kündigte ihm jetzt förmlich Fehde an. Keck trug Sickingen diesem auf, den Fürsten zu eröffnen: „er habe gehört, daß sie neue Maschinen mitgebracht, er habe dagegen neue Mauern; sie wollten's also einmal Einer mit dem Andern versuchen." Hiermit noch nicht zufrieden, schickte er gleich noch einen Knappen in das feindliche Lager und ließ den Fürsten sagen: „Ritter Franz freue sich ihr kurfürstlichen und fürstlichen Ankunft zwar nicht also hoch, doch wolle er ihr Geschütz gern hören. Auch er wäre vor Trier gezogen, hätte sein Pulver und Kugeln mit Freuden verschossen und mit Unlust abziehen

müssen, hoffe, es würde den Fürsten auch also geschehen." Erbittert über solche Spottworte ließen die Fürsten zurücksagen: „Er möge gemach thun! Es solle ihm ihr Geschütz zu hören werden."

Alsbald donnerten sechshundert große Kugeln gegen den Hauptthurm der Burg und noch selbigen Tages stürzte dieser zusammen, obschon seine Mauern vierzehn Fuß dick waren. Sickingen erschrak, denn solche Gewalt des neuen Geschützes hatte er nicht erwartet. Gern wäre er jetzt herausgewesen aus der Burg, aber es war zu spät; ringsum verschlossen Wälle und Gräben jede Ausflucht.

Tags darauf, es war der 2te Mai 1523, brachten ihm seine Leute in das Gemach, wo er an seinem Fußübel hingestreckt lag, die Nachricht: es sei ein Stück Mauer von vier und zwanzig Ellen nieder geworfen worden. Da ließ er sich herausführen, den Schaden selbst zu besichtigen und zu überlegen, was zu thun sei.

Kaum war er am Orte der Beschädigung, da kam eine Kugel, welche wiederum ein Stück der Mauer fortriß und zugleich einen Pfahl, welcher daneben stand, mit solcher Heftigkeit in Franzens Seite schleuderte, daß dieser auf eine schreckliche Weise verwundet, und der Leib ihm aufgerissen ward. Zugleich warf derselbe Pfahl den Büchsenmeister und Kämmerling, welche den Sickingen herausgeführt, mit diesem zugleich auch schwer verwundet nieder.

Man brachte Sickingen in das Gemach zurück. Auf dieses ward aber jetzt so heftig geschossen, daß man ihn in ein anderes, in Felsen gehauenes unterirdisches Gemach

tragen mußte, wo er sicherer lag. Seufzend sagte er: „Ich halts dafür, es sey einer unter uns, der Zeichen gebe, wo ich liege, damit so sehr zu mir geschossen wird. Ich hab mein Tage so unchristlich Schießens noch nit erfahren.“ Ungegründet war dieser Verdacht nicht, denn die Fürsten hatten einen Maurer bei sich, der die Burg hatte befestigen helfen, ganz bekannt in ihr war, ihre schwachen Seiten mithin angeben konnte.

Als der Wundarzt Sickingens Wunde untersuchte und die augenscheinliche Lebensgefahr nicht verhehlte, fiel einer der gegenwärtigen Ritter vor Schrecken und Schmerz ohnmächtig nieder. Franz sagte ganz ruhig zum Arzte: er möchte ihn lassen und diesem erst helfen, was jedoch der Arzt nicht wollte. Da fuhr Franz heftig auf und schwur: „Er werde sich nicht eher angreifen lassen, bis Jenem geholfen sei.“

Der Arzt folgte; doch kaum war der Ohnmächtige wieder zu sich gebracht, als ein Zweiter der Gegenwärtigen erblich und niedersinken wollte. „Führt ihn hinaus!“ rief Franz, und als man zauderte, wiederholte er mit Heftigkeit diese Worte. Nun erst ließ er sich verbinden, und sowie das geschehen war, zeigte er wieder seinen unerschütterlichen Muth. Er schrieb einen Brief an seinen alten treuen Freund, Balthasar Stör, und bat diesen: „sich eilends zum Grafen Wilhelm von Fürstenberg zu begeben, damit derselbe sammt andern bewußten Genossen herbeieilte, Landstuhl zu entsetzen. Die Belagerer seyn wenig auf ihrer Hut, fügte er hinzu, und er habe droben noch ein trotziges

Gesinde, das gar lustig sey, sich zu wehren. Er selbst sey zwar durch ein Holz geschlagen, hoffe aber in Gott, es solle ihm nichts schaden."

Dieser Brief gelangte aber nicht an seine Bestimmung. Er fiel in die Hände der Fürsten und sein Inhalt bewog diese, der Burg nun noch heftiger zuzusetzen, wenngleich sie schon zur Hälfte in Trümmern lag. Sehnlich wartete Sickingen in seiner düstern, feuchten Felsenkammer, wo er an unsäglichen Schmerzen litt, Entsatz; aber der blieb aus. Da entschloß er sich endlich zu dem sauern Schritt, und ließ bei dem Feinde um gütliche Unterhandlung bitten. Die Fürsten ließen zurück sagen: „von Unterhandeln könne nicht die Rede sein; er müsse sich mit Allem, was er besitze, ihnen gefangen geben." Das war dem Franz zu hart, er schlug daher vor: „er wolle Landstuhl räumen, wenn man ihn und die Seinen frei, mit Hab und Gut, abziehen lassen werde." Die Fürsten aber verblieben bei ihrer Forderung. Da ließ er ihnen den Vorschlag thun: „Wollten sie ihn und die Seinigen des Lebens, Gesundheit und ewiges Sitzes versichern, in ritterlich Gefängniß annehmen und einen Kriegsmann gegen den andern erledigen, so wolle er sich mit den Seinigen, die er auf dem Schloß hätte, gefangen geben und ihnen Landstuhl, wie es stände, überantworten."

Das gingen die Fürsten ein. Sickingen aber, als es nun so weit mit ihm gekommen, versammelte alle seine Edeln und Mannen um sich und sprach zu ihnen:

„Meine lieben Gesellen. Wo sind nun meine Herren und Freunde, der von Arnberg, von Fürstenberg, von Horn, die Schweizer, die Straßburger, und die in der Brüderschaft, die mir viel zugesagt und wenig gehalten haben! — Darum verlasse sich Keiner auf groß Gut und der Menschen Getröstung.“

Am folgenden Tage zogen die Fürsten in die Burg Landstuhl. Sie gingen sogleich in das Gemach Sickingen's, ihn zu besuchen. Dieser richtete sich auf, soviel er vermochte, zog das Barett vom Haupte und begrüßte sie höflichst.

Unter den Fürsten war auch der neunzehnjährige Landgraf von Hessen. Diesen jungen, unbesonnenen Mann konnte das Bild des ehrwürdigen, leidenden Gefangenen nicht bestimmen, den Groll zu unterdrücken, den er wegen der früheren Fehde mit Sickingen noch im Herzen trug. Bittere Vorwürfe machte er dem alten Helden, und forderte auch die Zurückgabe der Verschreibung, wodurch sich früher die Hessischen Ritter, wegen Franzens rückständiger Forderungen, diesem verbürgt hatten. Er vergaß sich dabei so weit, daß er, wie ein gemeiner Dieb oder Straßenräuber, den schon im Sterben Liegenden fragen ließ: „wo er seine Baarschaft habe?“

Auf die ersten Reden antwortete Sickingen: „Meine Zeit will jetzt nit leiden, viel berichten; wollt Gott, sollt ich leben, hab ich auf Wege gedacht, es sollt Euer Fürstl. Gnaden Alles doppelt erstattet werden.“ — Auf die letzte Erkundigung wegen der Baarschaft ließ er mit Unwillen dem scham-

losen Fürstlichen Jüngling antworten: „Das wäre eine unziemliche Frage und könne man wohl achten, bei seiner Handlung, die er gehabt, was er für Baarschaften haben könne."

Bald darauf trat Franzens Kaplan aus dem Gemach und sprach: „Ritter Franz ist im Sterben!"

Da ging der junge Landgraf zu ihm hinein, wohl fühlend, wie bitter er noch den Sterbenden gekränkt, und vom Anblick des Unglücklichen ergriffen, rief er diesem zu, sich jetzt nur mit Gott zu beschäftigen und seine Sünden zu beichten. Mit schwacher Stimme sagte Franz: „Ich weiß nit viel zu beichten." Nach diesen Worten brach sein Auge, und er verschied.

Der Körper des alten Helden, vor dem noch nicht lange Alles weit und breit gebebt hatte, ward in einen alten Harnischkasten als Sarg eingedrückt, an einem Seile den Felsen hinabgelassen, und in der Kirche im Städtchen Landstuhl unter der Burg beigesetzt.

Der Tod löst jeden Hader. Die Fürsten, Grafen und Ritter, Alle, die ihn verfolgt hatten im Leben und hier versammelt waren, standen bei der Leiche, sahen sie tief gerührt in die Gruft senken, und die edeln ihm treu gebliebenen Freunde und seine Mannen weinten. Ein Denkmal bezeichnete später seine Schlummerstätte, das aber, als zur Zeit ihrer wilden Revolutionswuth die Franzosen auch hier hausten, von diesen leider zerstört ward.

Am 7ten Mai 1523 war es, wo Sickingen vom Schauplatze abtrat. Göthe sagt von ihm: Er fiel wie Brutus, der letzte Deutsche, nicht um ein Phantom politischer

Freiheit, sondern um Weisheit, Licht, Recht, Billigkeit, Religion, Christus.

Ulrich von Hutten, nun ohne Freund und Beschützer, wanderte wieder schutzlos durch die Welt, fand keine „Herberge der Gerechtigkeit“ wieder, aber in demselben Jahre noch Ruhe im Grabe, das man ihm auf der Insel Uffnau im Zürchersee grub.

Beide Freunde waren nun todt. Aber, was sie gethan, was sie gesagt, blieb unsterblich. Ihre Saat trug die reichste Erndte.

Die Burg Landstuhl war jetzt der Feinde Beute, was nun auch die Ebernburg werden sollte. Dorthin zogen von hier die drei verbündeten Fürsten: der Triersche, der Hessische, und der Pfälzer. In Kreuznach trafen sie nach vierzehn Tagen zusammen. Ein guter Zug Geschützes folgte und ein ansehnliches Heer streitbarer Mannen.

Ebernburg war, wie schon erwähnt, gleich Landstuhl, wohl befestigt und verrammelt, und die Fürsten durften daher, wie dort, so auch hier, eines tapferen Widerstandes gewärtig sein; denn daß Sickingens Schaar nicht leicht wich, hatten sie erfahren. Sie versuchten indeß Ebernburg ohne Schwerdtstreich zu erlangen, und sandten daher, — es war am 26sten Mai 1523 — einen Herold auf die Burg an den Hauptmann, diesem die Kunde mitzutheilen, daß Sickingen todt sei und ihn zugleich zu freiwilliger Uebergabe der Burg aufzufordern.

Nicht ohne öfteres Unterbrechen ließ der Burghauptmann, Schenck Ernst von Tautenburg, den Herold reden, dann

sprach er zu ihm voll Zorn und Ingrimm: „Wir haben die Burg und werden sie Sickingens Sohne zu behaupten wissen, so lange wir uns regen können. Unser Herr, der Pfalzgraf, ist ein frommer, löblicher Kurfürst, dafür halten wir ihn, und sagen nichts weiter; dem Bischofe von Trier aber, dem kannst Du sagen, daß er wohl thue, heim zu ziehen, seine Fladen zu weihen, sowie dem Landgrafen, daß er ein junger, trotziger, zorniger Herr sei, habe er Lust, so möge er kommen, sein Heil zu versuchen, man werde ihn kriegen lehren. Und Du, sprach er zum Herold, packe Dich hurtig, komme nicht wieder, komme auch kein Anderer; denn Jeder, der da wieder kommt, wird von uns erschossen. Wir wollen von keiner Uebergabe hören und kein Geschwätz mehr darüber führen."

Den Fürsten zeigte die trotzige bestimmte Antwort, daß mit Unterhandeln hier nichts zu machen sei, und da auch ein Versuch, durch Sickingens Freunde eine freiwillige Uebergabe zu bewirken, ohne Erfolg war, so zogen sie ihre Mannen heran, und umlagerten die Ebernburg.

Bis die nöthigen Schanzen aufgeworfen waren, ließen sie, als Vorspiel des großen Drama's, vom Geyersfelsen auf der einen Seite, und von dem Berge bei der Burg Rheingrafenstein auf der andern Seite, täglich aus Feldschlangen etliche Schüsse auf die Burg thun.

Montags am 1sten Juni 1523 begann aus den verschiedenen Schanzen das Beschießen mit Carthaunen und anderem groben Geschütz. Die Trierer hatten ihre Schanze zwischen dem Rheingrafenstein und der Ebernburg an dem

Wasser Alsenz; die Pfälzer bei der Kirche im Thale; die Hessen ebendaselbst bei den zwei Forts und bei der Kapelle über dem Thale oder Dorfe. Ueber vier Tage lang wurde von allen Seiten die Burg heftig beschossen. Am fünften sahen die Belagerten wohl, daß ihr Trotz nicht fruchte, sie nicht länger würden widerstehen können, und schickten daher einen Knaben hinab ins feindliche Lager mit einem Schreiben, worin sie um eine Unterredung mit den Fürsten baten. Die ward zugestanden, und begaben sich hierzu Schenk Wilhelm von Tautenburg, des vorhin genannten Ernst von Tautenburg Bruder, Einer, Zobel genannt, und Einer von Berlichingen, nebst drei Reisigen, hinab in das gleich anfangs schon durch die Flammen verzehrte Dorf, wo die Verhandlungen statt finden sollten. Von jener Seite fanden sie vor: den Feldhauptmann Wilhelm von Renneberg und die Kriegsräthe der Fürsten, als Trierscher Seits: den Grafen Gerlach von Isenburg und den Grafen Volmar von der Leyen; Pfälzischer Seits: Kuno von Hungen und Schenk Eberhard von Erbach; und Hessischer Seits: Grafen Georg von Königstein und Herrmann von der Malsburg.

Nach geendigtem Gespräche wurden die Abgesandten der Burg mit der Erklärung entlassen: daß ihnen die Entschließung der Fürsten auf ihre Propositionen mitgetheilt werden solle. Das Beschießen der Burg war gleich bei der erhaltenen Bitte durch den Knaben eingestellt worden, wobei es auch verblieb. Bald nachher erschien ein Herold, von einem Trompeter begleitet, vor der Burg. Letzterer trug

einen weißen Stab, woran ein Zettel mit den Bedingungen der Fürsten hing. Darauf, und höchstens bis zum andern Morgen, ihre Erklärung abzugeben, wurde die Burgbesatzung aufgefordert.

Andern Tags in der Frühe — es war der 6te Juni — erschien der Herold mit dem Trompeter wieder vor dem Burgthore, und verlangte Antwort. Der Hauptmann Schenk Ernst von Tautenburg sagte: „daß er und sein Bruder um eine nochmalige Unterredung mit den Abgeordneten der Fürsten bäten.“ Darauf erfolgte aber die Antwort: „daß ohne alle Bedingungen sie sich zu ergeben hätten; wo nicht, so werde das Beschießen von Neuem beginnen.“ Bei diesem Ernste erkärte Tautenburg sich bereit, die Burg den Fürsten mit Ausnahme ihrer Waffen und ihres Eigenthums zu übergeben. Und das geschah augenblicklich. Kommissarien kamen herauf, die Besatzung zog aus, jene nahmen Besitz und verfaßten ein Inventarium über Alles, was sie in der Burg fanden. Sehr bedeutend war dies; besonders war es das Geschütz. An Nothschlangen, Karthaunen, Falkonetten, Böllern, Doppelhaken, Büchsen und dergleichen, fanden sie gegen zweihundert Stück. Außerdem 5 Tonnen Pulver, 600 Tonnen Mehl, 200 Malter Korn und Hafer, goldene Gefäße, Ketten, und Stickereien, gegen 10,000 Fl. werth; ferner eine 1½ Elle hohe Monstranz, die Sickingen irgendwo erbeutet hatte, ingleichen Meßgewänder mit den kostbarsten Stickereien, Chorkappen, und dergleichen. Alles das wurde für gute Beute erklärt, welche die drei Fürsten auf der Stelle unter

sich vertheilten. Der Antheil am Geschütz, welcher dem Trierer zufiel, ist noch im Anfange des laufenden Jahrhunderts auf Ehrenbreitstein am Rheine zu sehen gewesen und sind besonders die großen Stücke, wegen ihrer außerordentlichen Form, ihres Gewichtes, und daran befindlicher Kunstarbeiten, von Jedem bewundert worden. Und von dem Kirchengeräth ist noch jetzt ein schweres Ciborium in der Stiftskirche zu Münster, das des Trierschen Fürsten dritter Nachfolger, ein Isenburger, dahin schenkte.

Die Ebernburg ganz zu vernichten, war von den Fürsten beschlossen, und dieser Beschluß wurde auch sogleich vollzogen. Das Blei von den Dächern und Thürmen der Burg, wohl gegen 600 Gulden an Werth, überließen sie einem Trierschen Edeln für 40 Gulden. Holz und Balken durften die armen Bewohner des Dörfchens am Fuße des Berges nehmen, ihre Wohnungen damit wieder herzustellen, welche die Bedürfnisse des Lagers oder die Flammen zerstört hatten. Fenster und Thüren, Oefen und Treppen, kurz Alles, was fortzuschaffen war, verschwand schnell, und bald heulte der Wind durch alle Gemächer und der Regen ergoß sich in die dachlosen Räume der schönen Ebernburg, welche vierzehn Tage zuvor noch in voller Pracht und Stärke von ihrem Felsenthrone herab in weite Ebenen schauete.

Am 11ten Juni 1523 brachen die Fürsten von Hessen und Trier auf und zogen mit ihren Heeren heim. Desselben Tags noch ließ Kurfürst Ludwig Feuer in die Burg legen, damit Alles darin noch untergehen möchte

durch der Flamme Gewalt, und erst als er dies unwürdige Werk hatte verrichten lassen, und mit angesehen, wie die Dampfwolken emporstiegen und der Umgegend den errungenen Sieg bezeugten, da brach auch er auf und zog nach Haus.

Schon vorhin ist bemerkt, daß der alte Franz Sickingen bei Kaiser Karl V. wohl angeschrieben war, weil er die Kurfürsten zu bearbeiten verstanden, daß sie bei der Kaiserwahl ihre Stimme ihm gaben. Karl war dem Sickingen für solchen großen Dienst immerdar hold und gewärtig gewesen, und zeigte dies auch noch an dessen Kindern. Denn als nach geendeter Fehde das fürstliche Kleeblatt die Sickingenschen Besitzungen für gute Beute erklärt und an sich genommen hatten, weil die über Sickingen ausgesprochene Reichsacht die Söhne des Erbes für verlustig erklärte, da rief ihnen Kaiser Karl zu: „Quod non! Die Söhne Sickingens erhalten Ebernburg, Landstuhl, und auch die dritte Burg ihres Vaters, die Hohenburg, nebst allem Zubehör zurück. Euch Fürsten bleibt nur, was Ihr in diesen Burgen selbst erbeutet und mitgenommen habt."

Die Fürsten sträubten sich lange, ehe sie diesem kaiserlichen Machtspruche Folge leisteten. Erst im Jahre 1542 fügten sie sich, und die Zurückgabe erfolgte. In dem Vertrage, welchen sie darüber mit den Gebrüdern Sickingen abschlossen, mußten diese ihnen versprechen: ihre Burgen immerdar ihnen offen stehen zu lassen, und ohne ihre Zustimmung keine Befestigung derselben vorzunehmen, welcher

letztere Punkt jedoch zwei Jahre später wieder zurückgenommen ward.

Nachdem die Sickingenschen Burgen hierdurch nun wieder Eigenthum der Familie geworden waren, baute Johann Schweickart von Sickingen, ein Enkel Franzens, Ebernburg wieder auf. Er war auch der Stifter einer eigenen Linie seines Hauses, die sich Sickingen = Ebernburg nannte, nach hundert Jahren aber schon erlosch.

Von den Zuckungen des dreißigjährigen Krieges wurde Ebernburg nur ein Mal getroffen, als im Dezember 1639 der Schwedische Oberst von Rosen sie durch List nahm.

Im Jahre 1659 wurde Johann Arnold von Sickingen, damals Besitzer von Ebernburg, auf derselben getödtet. An vierzig Mann Pfälzischer Soldaten hatten sich auf die Burg geschlichen und in Nebengebäuden versteckt. Als nun Johann Arnold, von einem Diener begleitet, arglos vorüber geht, fallen jene über Beide her, strecken sie durch Schüsse nieder, und entfernen sich schnell. Der Rittercanton erhob hierüber Klage beim Kaiser, und gab dabei als Grund dieses schändlichen Ueberfalls und Mordes an: weil der Ermordete, als Mitglied des freien Reichsadels, die „unerträglichen Beschwerden und Zumuthungen nicht aufgenommen", und vor dem Kurpfälzischen Hofgerichte in Heidelberg „auf ungleich angemaßte Citation, wie ein gemeiner Landsaß," nicht erschienen sei.

Franz Friedrich, Sohn des Ermordeten, Kurmainzischer und Kurpfälzischer geheimer Rath, stets mit seinen Unterthanen in Unfrieden lebend, wurde durch Ludwig XIV.

Unternehmungen auf die Pfalz außerordentlich beunruhigt. Im Jahre 1688 nahmen ihm die Franzosen die Ebernburg, besetzten und befestigten sie außerordentlich. Gegen 500 Mann waren oben, als der Landgraf von Hessen-Kassel sechs Jahre später, am 20sten September 1694, mit seinem Generalmajor von Spiegel aus dem Lager bei Neuleiningen aufbrach, die Ebernburg den Franzosen wieder zu entreißen. Den 25sten September ging sein Corps über die Nahe und arbeitete an den Laufgräben. Am 26sten wurden die Batterien aufgeworfen, während die Burgbesatzung, wiewohl ohne Erfolg, eine Mine springen ließ. Tags darauf wurde die Burg, oder, wie die Franzosen nach Haus berichteten, die Forteresse, zur Uebergabe aufgefordert. Dubois, der Kommandant, ließ mit höhnischer Artigkeit erwiedern: daß er diesem Gesuche nicht entsprechen könne; übersendete aber zugleich dem General einiges Geflügel und zwanzig Maß Wein, mit dem Beifügen, daß mit dergleichen die Burg wohl versehen sei. Am 28sten September kam von Mainz das grobe Geschütz an, und nun begann das Beschießen damit, sowie das Einwerfen von Bomben, wodurch oft Feuer in der Burg entstand, das jedoch immer sogleich wieder gedämpft ward. Am 1sten October nahm der Feind das am Burgberge gelegene Dorf Ebernburg, welcher Verlust für die Burgbesatzung sehr empfindlich war, da hier große Vorräthe an Lebensmitteln aufgehäuft waren, und sie nun auf den einzigen Brunnen der Burg beschränkt blieb. Am 2ten October rückten aus Coblenz und vom Rheinfels noch an

300 Mann Mainzer Truppen heran, und da die Bomben meistentheils zu kurz fielen, so errichtete man noch näher der Burg eine neue Batterie. Der Besatzung war nicht wenig bange, da sie mit solchem Ernste die Eroberung ihres Felsensitzes betreiben sah. Denn am 6ten October waren die Laufgräben bis an die Contrescarpe vorgerückt, an dem einen Thurme war eine Mine angelegt, und daß ein allgemeiner Sturm sich vorbereitete, war aus Allem ersichtlich. Da kam Hülfe. Kouriere aus Heidelberg verkündeten nämlich in der Nacht vom 6ten auf den 7ten October die Annäherung von Entsatz, und schon Mittags am 7ten ließ sich der Vortrab der Hülfstruppen auf den umliegenden Höhen sehen. Da brach das Belagerungscorps auf und zog ab; warf jedoch noch an dreißig Bomben in die Burg. Bei Bingen ging ein Theil über den Rhein und 3000 Mann führte Thüngen nach Mainz. Dubois, der tapfere Vertheidiger der Ebernburg, erhielt von seinem Könige großes Lob, nebst einer Pension von 1500 Livres. In dem Schlosse zu Aizi-sous-Til in Burgund, das noch jetzt seine Nachkommen besitzen, war vor einigen Jahren noch eine Trophäe aus jener Belagerungszeit der Burg, ein gutes Gemälde von der Ebernburg und den feindlichen Belagerungswerken, zu sehen, das sich gewiß Dubois damals und zum Andenken an jene Tage verfertigen ließ.

Aus dieser gefahrvollen Katastrophe ging nun zwar die Ebernburg glücklich hervor, und drei Jahre lang blieb sie unangetastet, während welcher Zeit aber die Besatzung ohne Aufhören Streifzüge in das Nahethal und in die Gegend

von Worms unternahm. Diesen Unbilden ein Ende zu machen, wurde endlich im Herbste des thatenleeren Feldzugs von 1697 ein nochmaliger Versuch zur Einnahme der Ebernburg beschlossen und deshalb eine ungeheure Streitmacht gegen die Felsenburg in Bewegung gesetzt. Prinz Ludwig von Baden rückte mit sechszig Schwadronen und zwanzig Bataillonen, nebst einer Reserve von zehn Schwadronen Gensd'armen und den reitenden Grenadieren und Grenadieren zu Fuß, bei Kostheim über den Main und bei Mainz über den Rhein heran. Am 20sten August kam das Hauptquartier nach Ganzingen, und Tags darauf recognoscirte der Prinz, von vielen fürstlichen Personen und Generalen, sowie von einer Escorte von 2000 Mann begleitet, die Burg, von welcher man ihm mit funfzig Kanonen und vielen Doppelhaken, doch ohne allen Erfolg, entgegen donnerte.

Am 1sten September begannen die Anstalten zur Belagerung. Von den 30000 Mann, welche das Heer zählte, dienten jedoch nur einige Tausend in den Approchen, die Uebrigen wurden zur Beobachtung des Marschalls von Choiseul verwendet. Am 3ten September nahm der Prinz eine zweite Recognoscirung vor, worauf beschlossen ward, das Lager, das sich von Bingen bis Kreuznach erstreckte, in seiner ganzen Länge durch eine Linie zu decken. Dies mochte um so nothwendiger erscheinen, da man von Alzey her die Französische Hauptarmee zu erwarten hatte, und von den Franzosen, ganz in der Nähe, der feste Punkt Kirn besetzt war, von wo aus dem Belagerungscorps vie-

ler Schaden zugefügt ward. Am 10ten September stießen 8000 Mann Brandenburger, Münstersche und Paderborner, und Tags darauf noch drei Kavallerieregimenter zur Armee. Am 12ten September war die Circumvallationslinie vollendet. Nachts am 17ten September nahm ein Commando Grenadiere Posto bei der vor Ebernburg gelegenen Kirche. Dahin wurde auch das schwere Geschütz gebracht, und nun an einem Kessel gearbeitet. Am 19ten September begann das Bombardement aus den zwei hinter der Kirche aufgestellten Mörsern. Tags darauf bestürmten fünfhundert Grenadiere und sechshundert Musketiere die vier Klafter hohe Mauer, von welcher das Dorf umgeben war. Nur eine einzige Salve gaben die Franzosen und flüchteten sich dann in die Burg. Nun wurden vier Stück Geschütz auf die Höhe gepflanzt und die Kessel für die Mörser der Burg näher gerückt, neben der Kirche eine neue Batterie angelegt und der Kranz der Burgmauer beschossen. Am 21sten September wurde eine Batterie von vier halben Carthaunen gelegt, auch an einer Communicationslinie innerhalb und außerhalb des Dorfes gearbeitet, wobei jedoch die Arbeitenden gar gewaltig durch die von der Burg herabgeschickten Kugeln gestört wurden und fast nur Nachts arbeiten konnten. Nach Vollendung aller Bollwerke und angelegten Batterieen, begann am 23sten September das Beschießen der Burg und mit solcher Heftigkeit, daß schon Tags darauf das Burggeschütz zum Schweigen gebracht war. Am 26sten September steckte eine Bombe das Gasthaus auf der Burg in Brand.

Das immer nähere Anrücken des Feindes, seine sichtbaren Anstalten zu einem Sturme, und die Ueberzeugung, diesem nicht widerstehen zu können, erzeugte endlich bei der Burgbesatzung den Entschluß, Chamade zu schlagen. Dies geschah am 27sten September Nachmittags. Die Akkordspunkte wurden entworfen, unterzeichnet, und wenige Stunden nachher besetzten die Deutschen die Bresche sammt zwei Außenwerken. Tags darauf zog die Besatzung durch eine Oeffnung, welche man an der Bresche gemacht, 250 Mann stark, worunter sich an vierzig Verwundete befanden, aus. Den Kommandanten empfing man mit aller gebührenden Achtung, gab ihm auch und seiner kleinen Schaar eine Escorte, welche sie nach Kaiserslautern brachte. Der junge Herzog von Würtemberg, der am letzten Tage als Oberster in den Approchen kommandirte, nahm hierauf mit einem Detachement Besitz von der Burg, wurde aber bald darauf vom Oberstlieutenant von Fechenbach abgelöst.

Die Eroberung der Ebernburg kann als Schlußscene des blutigen Baierischen Erbfolgekrieges angesehen werden; denn am 6ten October wurde ein Waffenstillstand und am 30sten October 1697 der Friede unterzeichnet. In diesem war unter Anderem die Schleifung der von den Franzosen neu angelegten Werke und die Rückgabe der Burg an die Sickingen bestimmt. Dieser Artikel wurde jedoch nicht wörtlich, vielmehr noch ausgedehnter vollzogen. Denn im Sommer 1698 wurden, unter Leitung des Kaiserlichen Oberingenieurs Fontana, nicht nur sämmtliche Werke geschleift, sondern auch alle Burggebäude gesprengt.

Franz Friedrich von Sickingen, nun wieder Herr der Burg, trug zwar hierauf beim Reichstage zu Regensburg darauf an: daß ihm, da er die Zerstörung seiner Ebernburg zum allgemeinen Besten habe dulden müssen, ein Ersatz dafür würde, an Gelde oder auch durch irgend ein anderes Reichslehen; der Reichstag war aber bekanntlich etwas harten Gehörs, welches Uebel sich auch bei öfterer Wiederholung dieses Gesuchs nicht verlieren wollte, kurz, der Bittende bekam nichts und seine Ebernburg blieb in Ruinen liegen bis auf den heutigen Tag.

Franz Friedrich von Sickingen starb im Jahre 1713. Sein Sohn, Karl Ferdinand, lebte, wie sein Großvater, immerfort in Uneinigkeit und Streit mit seinen Unterthanen. Dies veranlaßte 1750 einen Vertrag mit Kurpfalz, durch welchen er den Naturalbesitz der Herrschaft Ebernburg an diesen Staat, welcher schon im Besitz der vordern Grafschaft Sponheim war, abtrat und sich nur auf seine Lebenszeit die niedere Gerichtsbarkeit und die Einkünfte vorbehielt. Als nach seinem kinderlosen Ableben im Jahre 1768 die beiden anderen Sickingen'schen Linien, in Sickingen und Hohenburg, die Herrschaft Ebernburg von Kurpfalz zurück verlangten, und einen dreijährigen Federkampf darüber geführt hatten, kam es endlich 1771 zu einem Vergleich. Durch diesen blieb Ebernburg bei Kurpfalz und die Sickingen erhielten neunzigtausend Gulden Entschädigung.

Schon Kaiser Karl V. hatte dem kühnen Heros, Franz von Sickingen, die reichsgräfliche Würde angeboten, für

welchen Beweis Kaiserlicher Huld jedoch Franz dankte, da für ihn dergleichen Aeußerlichkeiten werthlos erschienen. Nicht so dachte der Freiherr Karl Anton von Sickingen, welcher die Würde vom Deutschen Kaiser Joseph II. im März 1773 annahm, die späterhin auch die übrigen Zweige der Familie erhielten, und welche 1793 Sitz und Stimme im Schwäbischen Grafenkollegio bekamen. Jetzt blüht das Sickingen'sche Haus, dessen Name durch seinen großen Franz Sitz und Stimme im großen Buche Deutscher Geschichte erhielt, nur noch in der einen Linie zu Sickingen-Hohenburg, nachdem die zu Sickingen in Sickingen 1834 im Mannsstamm erlosch.

---

Wir wenden uns nun nochmals nach Landstuhl, und wollen von einem Reisenden, der vor ungefähr zehn Jahren die Höhe erstieg, auf welcher sich noch die Ruinen dieser Burg zeigen, uns erzählen lassen, wie es da aussah.*)

Der alte Weg zur Burg, sagte er, zog sich durch das Städtchen am Fuße des Berges hin, wandte sich dann von Süden nach Mitternacht an den Fuß der Alt-Hool, — des der Burg östlich gegenüberliegenden Berges, — und zog sich da, wo dieser und der Schloßberg sich vereinigen, mit einer Windung in die Burg. Jetzt führt ein Fußpfad steiler hinan; ich ging ihn.

Einen rechten, etwas gebogenen Arm, der die reizenden Wölbungen mit grünen laubigen Damenhandschuhen bedeckt,

*) Aletheia 1s H. 1831. v. Münch.

streckt das nach Morgen höhere Haardtgebirge — gegen Mitternacht, neben einer reizenden Ebene — aus. Kurz vor dem Städtchen Landstuhl biegt es den Unterarm aus südwestlicher Richtung nach Süden, vor dessen Hand querhin eine andere Kette sich anfangs gegen Mitternacht wendet, und sich mit Daumen, Zeige- und Mittelfinger der Hand verschlingt. Aber der Goldfinger — Alt-Hool — und der kleine Finger — Schloßberg — gleichfalls rings von Laubholz beschattet, neigen sich unter geringem Winkel auseinander, durch den der alte Weg zur Burg sich hinaufzog. Dem kleinen, gegen die Ebene gelegenen, Finger hat nun Sickingen an der äußersten Spitze den Trauring, seine Veste, aufgesteckt.

Im Aufsteigen des Fußpfades sieht man schon vor sich eine Mauer, die sich links am grünen Berge gerade hinabzieht, das Städtchen mit der Kirche umschlingt, sich dann wieder den Berg hinauf neben dem Brückengraben des Schlosses windet, und alles Umschlungene mit sorgsamen Arme unter die eherne Brustwehr der Burg selbst zieht. Droben sträubt aber ein mächtiger Felsblock das graue Haar seiner alten Stirn empor. Man steigt von der Stadtseite über einige hervorspringende Mauerreste hinauf in die Veste — den Friedhof, wo jedes zertrümmerte Gestein ein Grab, ein tiefes Grab voll Ruhmes für die kämpfenden Helden der Wahrheit und Freiheit deckt.

Der Felsblock fesselt zuerst die Aufmerksamkeit. Er zieht sich — in einer Höhe von etwa zwanzig bis fünfundzwanzig Fuß, und einer Breite von zwölf bis funfzehn

Fuß, zu allen Seiten senkrecht abgezimmert — von Mitternacht gen Mittag mitten durch die Veste, so daß er sie gleichsam in zwei eigene Hälften theilt. Durch die mitternächtliche Ecke dieses Blockes ist ein Gang, vielleicht ehemals ein Herd, gehauen, der wohl beide Seiten der Burg verband. Hier reicht der Block nicht ganz bis an den Burggraben, auf der anderen Seite zieht er sich aber bis auf die äußerste Stirn des Berges hinaus. An der Abendseite derselben, der Stadt zu, sieht man mit lüsternem Blicke noch hinab in einige Gewölbe, und, so schwach, so lebensgefährlich die wölbenden Steine, den Sturz fürchtend, sich mit krampfhafter Hand an die noch festeren Nachbarn klammern, so sind die Lockungen des dunkeln Reiches doch unwiderstehlich. Ein brennendes Licht, den Luftmesser und Todesspion, in der Hand, war ich drunten in einem weiten Gemache, an der Seite des Felsblockes, an der Mittagsseite ganz in Fels gehauen, an der Stadtseite theilweise gemauert. Aber wie erstaunte ich, als ich in der Felswand links des Hintergrundes ein großes liegendes Kreuz, manneslang, mit einem etwa nur zwei Fuß langen Querscheite, überall ein Paar Hände breit in den Fels gearbeitet sah. Ich betrachtete es lange und schweigend. — Dies das einzige noch weniger zerstörte Gemach sollte die Stätte sein, an welcher Sickingen der Held seine große Seele in den Schooß des Himmels hauchte? gerade dieses sollte sich erhalten haben? — Die kurze Nachricht Kaspar Sturms von diesem Felsgemach, der Umstand, daß die Seite der Veste nach der Stadt dem Feinde am längsten die glü-

hende Wehr gezeigt haben wird, daß also hier im Schooße des Felsblocks die sicherste Ruhstatt für den Todesverwundeten sein mußte, das bedeutungsschwere Symbol schon im Marke des Felsens gealtert, verwittert, durch Feuchtigkeit und drei Jahrhunderte, Alles müht sich und streitet, am glaubwürdigsten in die Seele des Beschauers zu sprechen.

Ueber diesem Gewölbe hat noch ein anderes sich vor gänzlicher Zerstörung erhalten, und man kann mit leichter Mühe von hier auf den Gipfel des Blockes gelangen — um da gewesen zu sein. Weiter findet man nichts, aber auch das genügt, denn auch der Held könnte hier einmal gestanden haben.

Auf der nach den Burggräben zu gelegenen Seite erblickt man überall ein Meer von Steinen und Schutt, was durch die Tiefen verschütteter Gewölbe, deren Bestimmung man nicht mehr ermißt, zu wogen scheint. Dornensträuche, das bewaffnete jüngere rächende Geschlecht verwüsteter Gemäuer, bilden die Wellenkräusel auf diesem Meer der Zertrümmerung. Man steht jetzt auf einigen höheren Mauerresten, und sieht in die verfallenen Gräben. Rechts von dem Orte des nächsten Grabens, wo die Brücke in den Burghof führte, dem Alt-Hool gegenüber, steht über den äußersten Abhang des Berges hin der Fuß jenes großen runden Thurmes, der die Brücke und die Morgenseite der Burg vor dem Feinde schützen sollte. Steigt man an ihm hinab, so gewahrt man auf der Mittagsseite, unfern der östlichen Ringmauer, eine Thür in einiger Höhe über sich; doch gelingt es, hinaufzuklimmen. Hineingekommen,

befindet man sich in einem weiten, wohl erhaltenen Gemache ohne sichtbaren Ausgang; aber links, nach dem Inneren der Burg hinein, öffnet ein niederer Gang seinen dunkelen Schlund. Ich nahm mein Licht und kroch — anders konnte ich nicht — wallfahrend auf den Knieen — zu welchen mir heiligen Gemächern konnte er führen! — hinein. Bald war er ganz in Fels gehauen, ward niedriger, kaum noch dem Kriechenden hoch genug; und doch sah man den Boden ohne Schutt, denn nachdem ich ungefähr acht bis zehn Schritte vorgerückt, wölbte er sich wieder höher, machte eine geringe Beugung, und nach wenigen Schritten blendete mich schon das hereinbrechende Tageslicht. Ich stieg in einer Vertiefung der Gemäuer, wo ich den Ausweg übersehen konnte, mit meinem Knappen zurück in die Oberwelt. Dies sind all die Orte, wo der Wanderer, abgeschlossen von dem ringsum waltenden Leben unserer Tage, den Blick leichter zurück schwingt in das Grab der alten Zeit. Ich erlasse es mir, die übereinander geschütteten ehernen Panzer der um Wahrheit Kämpfenden weiter auszumalen. Ein ganz verfallenes altes Gemäuer hat nur ein Antlitz, was in gering abweichenden Familienzügen stets erkennbar wiederkehrt; aber die Frage: warum mag hier der Held, warum nicht auf der Ebernburg, seinem Lieblingsplatze, den Tod erkämpft haben? die Frage weise ich nicht von der Hand meines Gebietes.

Ein Blick zeigt, daß beide Burgen, Ebernburg und Landstuhl, ungewöhnlich groß und stark befestigt waren, für das etwa lieblos sich faltende Antlitz des charakterlosen Mäd-

chens Kriegsglück in einem ernsten hohen Kampfe. Ebernburg, obwohl von Flüssen, doch auch von nahen Bergen rings umlagert, war von den Gipfeln dieser, war einmal der Feind in ihrem Besitz, auf allen Seiten zu beschießen. Landstuhl, auf einem nicht sehr hohen Berge gelegen, wäre es nicht weniger gewesen, wenn die Feuerschlünde damals so große Ladungen und so weit gespieen hätten, wie jetzt. Die gefährlichste Seite, wo der Feind mit seinen metallenen Zweiruderern entern konnte, war die Seite des Schloßberges vor der Brücke, und die östliche, dem Alt-Hool gegenüber liegende. Hier stand der furchtbare Thurm, der die Feinde mit grobem Geschütz — unserem heute gewöhnlichen an Ladung ziemlich gleich, jedoch damals selten — von der Brücke, und über die östliche Ringmauer sich hinauslehnend, diese vor Sturm bewahren konnte und sollte. Landstuhl, das Städtchen am Fuße des Berges, schützte für's Erste die Abend- und zum Theil auch die Mittagsseite der Burg. Der nach Abend hinter dem Städtchen liegende Bergvorsprung konnte dieses schwerer. Sturm also wehrten die Treuen und Tapfern von dem ersteigbaren Berge. Die Ebene gegen Mitternacht war geeignet, den Fehdehandschuh der offenen Feldschlacht dem Feinde hinzuwerfen, sobald der Held zu diesem Kampfe seine Truppen zusammen gehabt. Hätte nun auch vom Alt-Hool aus das Geschütz mit der Stachelzunge des Löwen an den östlichen Mauern furchtbar verheerend geleckt, wäre außer dem Thurm die ganze östliche Seite des Schlosses in Schutt gesunken, so wäre dieser, die steinerne Brust des Felsblocks

panzernd, immer noch eine unbezwingbare Schutzwehr für den westlichen Theil der Burg gewesen, denn Sickingen und seine Treuen vertheidigten sie. Man sieht also, daß der Held die Wahlstatt seines Kampfes weise berechnete.

Merians Topographie des Rheines giebt eine Abbildung von Landstuhl, die vom Kirchberge aus gezeichnet sein muß; aber vergeblich sucht heute das Auge die Spur der stattlichen Thürme, der stattlichen Mauern. Auch im Wirthshause unten ist an der Wand des Tanzsaales ihre ehemalige Gestalt schlecht gepinselt.

Jetzt fasse der Wanderer noch einmal die Wahlstatt des großen Helden, die Zeugen seines hohen Sinnes und seiner Leiden, mit dem herzigen Arme seines trübeleuchtenden Auges. Hier ist die Stätte, wo der Zufall kalt mit dem Glücke des Deutschen Landes würfelte, also daß Luthers traurige Brust bei der Nachricht vom Falle unseres Helden in die ernsten, düstern Worte ausbrach: „Der Himmel ist gerecht, aber wunderbar; er will seinem Evangelium nicht mit dem Schwerdte helfen.“ Er rief das Schwerdt zur Ruhe, was die vorsätzlich Bösen, die wissentlichen Verfinsterer der Wahrheit, die nichtswürdigen Heuchler unschädlich machen, niederschmettern wollte, und doch zündete er später die Fackel der Meinung dreißig Jahre lang so gewaltig an, daß alle Pulse des Deutschen Landes in Strömen des Blutes vergossen, Erschlaffung seine Adern tranken, der Mensch den Menschen würgte in blindem Wahne, weil dieser anders betete zu seinem Gotte.

Man folge mir nun noch wenige Schritte auf dem Wege nach Kaiserslautern zurück, zu dem Denkmale, was die feindlich gesinnte Mitwelt unseres Helden, ohne Wissen ihm zu seiner Ehre, seinem unsterblichen Ruhme errichtete, — zu den Sickingen'schen Würfeln. Es ist eine oft wiederkehrende Erfahrung, daß der einfältige Sinn des Menschen, im Bewußtsein seiner Ohnmacht, die höheren geistigen Kräfte, Regungen und Wirkungen anderer, auch sterblicher Mitmenschen durch sinnliche Uebertragungen zu fassen und ganz zu bewundern sucht, hier aber die Kräfte der Phantasie von Jahrhundert zu Jahrhundert wachsen läßt, bis sie mit gewaltigen Fittigen das Gebiet des Wunderbaren erreicht. So hier. Etwa hundert Schritte an der Burg vorüber, nach Kaiserslautern zu, bemerkt man links vom Wege ab in geringer Entfernung mehre würfelförmig gehauene Felsstücke regelmäßig über einander geschichtet, deren jedes etwa einen Durchmesser von zwei Fuß hat. Ihre Anzahl beläuft sich auf sieben, deren unterste nur noch wenig aus dem Erdreiche hervorragen. An einigen Steinen weiset die fast erloschene Inschrift den forschenden Blick in die Römerzeit zurück, denn deren Schriftzüge glaubt man am leichtesten heraus zu ahnen. Fragt man nun den Bauer, der ernst an diesem Denkmale und mit einem scheuen Seitenblicke den Pflug lenkt: „Was sind das für Steine, Alter?“ so hört man: „„s'sind die Würfel des Sickingers.““ „Was machte er mit ihnen?“ „„Er hat sie mit dem Teufel um seine Seele gewürfelt.““

Drauf giebt er seinen Stieren einen Peitschenhieb und pflügt weiter. — Wir pflügen auch, aber nur das ruhmtragende Feld dieser Sage.

Benutzt sind: Widder, geographisch-historische Beschreibung der Kurfürstlichen Pfalz am Rheine. 4r. Bd. 1788. — Melissantes, Schauplatz denkwürdiger Geschichte, 1715. — Niemeier, Deutscher Plutarch, 3te Abtheil. 1812. — Storck, Darstellungen aus dem preußischen Rhein- und Mosellande. 1stes Bdch. 1818. — Aletheia, Zeitschr. v. E. Münch. 1stes Heft. 1831.

Darauf giebt er seinen Söhnen einen Vorschub und fällige worden, — Mit wilden ... aber nur das ... ...gende Zeit dieser Sage.

---

Kremers ... gesammelte ... Beschreibung der kurfürstlichen Pfalz am Rheine. Th. 2. S. 1788. — Widder, Geographische Beschreibung ..., 1786. — ... Geschichte ..., 1802. — ..., Darstellungen aus dem preußischen Rhein- und Mosellande. 1ster Bd. 1818. — Ritterburgen ... v. G. ... 1ste Abth. 1821.

# Klingenfels und Bellberg

bei Hall

im Königreiche Würtemberg.

# Klingenfels und Vellberg.

Die Thürme sind zerfallen,
Die Mauern stürzten ein;
Aus Trümmern Glöcklein schallen,
Der muntern Heerde Reih'n.
Und in die düstern Bogen,
Von mancher Thräne feucht,
Ist Freude eingezogen
Und hat den Gram verscheucht.

J. J. Müller.

---

Zwischen Reinsberg und Aschbach im Königreiche Würtemberg, drei Stunden von Schwäbischhall, in der Gegend, wo sich die Schmarach in das Flüßchen Bühler ergießt, lag auf einem an 300 Fuß hohen vorspringenden Hügel die Burg Klingenfels, die nach Angabe mehrerer Chroniken nicht nur groß und schön, sondern auch recht fest und mit zwei tief in Kalkfelsen gehauenen Gräben versehen war, von welchem Allen man aber gegenwärtig, da der Pflug schon längst über den Burgplatz geht, kaum noch Spuren von einigen Vertiefungen bemerkt.

In frühesten Zeiten, so weit nämlich Urkunden reichen, war diese Burg die Residenz einer angesehenen Familie des Herrenstandes, verwandt mit jenen von Crautheim und

Hohenlohe, wie aus mehreren Umständen, besonders aber aus folgender Stelle einer Urkunde von 1220 hervorgeht*).

Im dreizehnten Jahrhundert wohnte hier, wie es scheint, ein Geschlecht von niederem Adel, verwandt mit jenen von Vellberg und Neuenburg bei Sontheim, welches sich nach damaliger Sitte gleichfalls von Klingenfels nannte. So kommt zum Beispiel in einer Urkunde von 1298 vor: **Ego Crafto de Klingenfels**, ohne Beisatz **librae conditionis**, und hat zu Zeugen seiner Handlung blos Hallische Bürger und den Pfarrer Werner zu Hall — **dominus Wernherus Rector parochiae in Hallis** — an ihrer Spitze. Im Jahre 1359 verkaufte Leupold von Klingenfels einen Theil seiner Burg gleiches Namens an den Grafen Craft von Hohenlohe; 1383 war Cunrat von Klingenfels Bürger zu Hall, und noch 1416 lebte ein Hohenlohescher Lehnsmann, Namens Conrad von Klingenfels.

Wiedmann erzählt in seiner Chronik: „Klingenfels war ein festes Schloß derer von Brauneck, die einen beson-

---

*) Noverint igitur universi tam presentes quam futuri, Quod ego Cunradus de Crutheim, libere condicionis Predium meum, quod emeram a Domino Conrado de Clingenvels, patruo meo etc. Ebenso spricht für diese Behauptung ein Donationsbrief vom Jahr 1252, in welchem derselbe Conrad von Crautheim sagt: er habe es gemacht annuentibus et consentientibus viris nobilibus consanguinitate vel affinitate nobis proximis videlicet domino Ottone de Eberstein, domino Craftone nostro fratre de Bockesberc, domino Gothefrido et domino Alberto ejus filio de Hohenloch etc. und weiter unten in derselben Urkunde: Hujus testes donationis sunt viri nobiles carnali linea nobis juncti, quorum nomina supra posuimus, et dominus Gothefridus Comes de Lewenstein etc.

deren Zweig des Hohenloheschen Stammes ausmachten. Die hier wohnenden Burgmannen verübten vor Anderen viele Räubereien und beschädigten auf diese Weise besonders auch die Stadt Hall und ihr Gebiet. Im Jahre 1381 fiel abermals ein Haufe Räuber aus diesem festen Neste und plünderte ein Dorf im Gebiete der Stadt. Der Vorfall wurde schnell einberichtet, die Bürger eilten den Nothleidenden zu Hülfe, fanden die Klingenfelser noch mit Plündern beschäftiget und bemächtigten sich ihrer insgesammt, zogen nun deren Kleider an, rückten vor das Schloß, und wurden, weil man sie für die des Morgens ausgezogenen Freunde hielt, ohne Anstand eingelassen. Jetzt erst entdeckten die im Schlosse den großen Irrthum und hatten kaum noch Zeit, durch einen unterirdischen Gang zu entfliehen. Das Schloß wurde nun rein ausgeplündert, dann in Asche gelegt, die gefangenen Räuber aber, nebst der Beute, nach Hall gebracht, wo gleich am nächstfolgenden Tage funfzehn von den ersteren, — wahrscheinlich, wegen der Auszeichnung, alle vom Adel, — im Stadtgraben am Capellenthor geköpft, die Uebrigen aber sämmtlich gehenkt wurden.

Die entflohenen Ritter nahmen, da Klingenfels nicht wieder aufgebaut wurde, ihre Zuflucht zu ihren Verwandten nach

## Vellberg.

Das unbedeutende Städtchen Vellberg im Königreich Würtemberg, drei Stunden von Hall, und eine Viertel=

stunde seitwärts der Straße von Hall nach Ellwangen, liegt auf dem linken Ufer des Flüßchens Bühler auf einem gegen 200 Fuß hohen Bergrücken, der, von drei Seiten umflossen von der Bühler, sehr steil und kaum zugänglich ist, auf der vierten aber, — auf welcher das einzig vorhandene und in die Vorstadt führende Thor sich befindet, — in eine Ebene ausläuft. Zwischen genannter Vorstadt und dem Thore ist ein sehr tiefer und breiter Graben mit einer erst in neuerer Zeit gebauten steinernen Brücke. Das Thor steht in Verbindung mit der ungemein dicken, mit zwei bedeckten Gängen übereinander und Schießscharten versehenen, an beiden Ecken mit zwei runden festen Thürmen geschützten Stadtmauer, welche das im länglichen Viereck gebaute Städtchen umgiebt. Innerhalb dieser Mauer stehen im ganzen elf Häuser, unter welchen mehrere groß und ganz massiv sind und ehemals wohl Herrenwohnungen waren. Nun kommt abermals ein sehr breiter und tiefer, in Kalkfelsen gehauener Graben, über welchen jetzt eine hölzerne Brücke nach der eigentlichen, sonst sehr festen Burg führt. Innerhalb des ziemlich geräumigen Burgplatzes stehen, gleich beim Eingange rechts und links, zwei geräumige, hohe und massive Häuser, und noch weiterhin einige Oekonomiegebäude.

Die Aussicht aus den Zinnen der Stadtmauer und den eben genannten beiden Häusern hinunter ins Bühlerthal ist, wegen des steilen Absturzes des Hügels, Schwindel erregend und sehr überraschend, zumal wenn man von der Ebene herkommt; dagegen ist sie in die Ferne durch

Stöckenburg und andere hervorspringende Waldgebirge beschränkt und nicht besonders interessant.

Die Zeit der Erbauung von Vellberg ist unbestimmt; aber gewiß, daß die Grafen von Hohenlohe=Brauneck, zu denen 1108 **Henericus de Velliberc** und 1172 **dominus Cunradus de Velliberc** zu zählen sind, Eigenthümer davon waren. Wann und auf welche Weise die spätern Besitzer dieser Burg, die sehr begüterte Familie von Vellberg, dazu gelangten, ist gänzlich unbekannt.

Nach dem Wappen dieser Vellberge: ein blauer Flügel im goldenen Feld, und als Helmschmuck: ein blauer und ein goldener Flügel, waren sie entweder verwandt mit den Grafen von Flügelau und Ilzhofen, die ganz gleiches Wappen führten, oder sie übernahmen mit den Gütern dieser ausgestorbenen Grafen auch ihr Wappen, indem durch die sonst gewöhnliche Todtheilung verschiedene Linien eines Geschlechts so getrennt wurden, daß auch selbst in dem Falle, wenn eine ausstarb, der andern kein Erbrecht an ihre Verlassenschaft blieb. Indessen ist auch bekannt, daß vor Alters die Erlaubniß: einer anderen Familie ihr Wappen führen zu dürfen, erkauft werden konnte, wovon der Brackenkopf in dem Wappen der Burggrafen von Nürnberg ein Beispiel ist, dessen gemeinschaftlichen Gebrauch die Letztern von dem Freiherrn Ludolph von Regensburg 1317 für 36 Mark gutes Silber erkauften und einen förmlichen Kaufbrief darüber ausfertigen ließen.

Schon im Jahr 1287 kommen Siegfried und Volkart von Vellberg beim Verkauf des Schlosses Bielrieth an die

Küchenmeister von Nortenberg als Zeugen vor. Walther und Syfried von Vellberg sind die ältesten Vasallen, welche, unter dem Jahre 1304, im Hohenloheschen Lehenregister beim Hanselmann vorkommen. 1309 war Ernfried von Vellberg Abt zu Ellwangen. 1342 schenkte Conrad von Vellberg den Nonnen zu Gnadenthal 100 Pfund Heller zu Heil seiner, seiner Frau Berlen der Veltnerin, seines Vaters und aller seiner Vorfahren Seelen, denen sie einen Jahrtag halten sollten. Dieser Conrad von Vellberg war Bürger zu Hall. Auch Hans Hugo von Vellberg kommt 1371 als Haller Bürger und Zeuge vor. In eben diesem Jahre blieb Seiz oder Seyfried von Vellberg unter den Würtembergischen Rittern in der Schlacht bei Reutlingen. In diese Zeit fällt auch die Zerstörung von Klingenfels und die Auswanderung einiger dieses Namens nach Vellberg, wo sie mit den bisherigen Bewohnern dieser Burg ein Gauerbinat errichteten, auch ihren Namen änderten und sich nach ihrem neuen Wohnsitze von Vellberg schrieben. 1400 starb Hans von Vellberg, vormals Richter zu Hall. In dem nämlichen Jahre erkaufte Schenk Friedrich von Limpurg, mit Bewilligung der Lehensherren Grafen Ulrich und Albrecht von Hohenlohe, von Cunz Locher den vierten Theil von Vellberg mit allen Rechten und Zubehörungen. 1409 verkaufte Graf Eberhard der Gütige von Würtemberg an den Hugo von Vellberg das Schloß Leonfels mit Zubehör an Gütern, Gülten und Zehenten zu Ruprechtshofen, Dürrmünz, Steinach, den Hof zum Forst, Elpershofen, Gershofen, Buch, Lendsiedel, Hessenau, Wecklisweiler,

Nieder= und Oberwinden, Brettach, Oberndorf, Brunnbach, Mistlau, Klein Alversband, Lackstadt, Righolz ꝛc. Alles um 6000 Fl. in Gold. 1418 gab Schenk Conrad von Limpurg seinen Antheil an Vellberg dem Hans von Eß= lingen zu rechtem Mannlehen, und als dieser unbeerbt starb und dieses Lehen wieder heim fiel, verkaufte er es 1432 an die beiden Brüder Georg und Hans von Vellberg und ihre Vettern, Hans und Volkart von Vellberg, mit dem Vorbehalt der Oeffnung, und der Bedingniß: das Schloß in gutem Stande zu erhalten. 1421 war Ernfried I. von Vellberg Abt zu Comburg, 1457 bekam Abt Simon von Schönthal und Elisabetha von Vellberg, Aebtissin zu Zim= mern, Streit, wegen der Kelter zu Ingelfingen, welchen Abt Nikolaus von Kaisersheim zu Gunsten der Letzteren entschied. 1461 machte Jörg von Vellberg der Aeltere eine Reise nach Palästina. 1468 war Ernfried II. Abt zu Comburg. Wilhelm von Vellberg war 1474 in der Reichsacht, weil er mit Hans von Berlichingen den Land= frieden gebrochen hatte. 1486 waren Georg von Vellberg Vater und Sohn mit Pfalzgrafen Philipp bei der Bela= gerung von Hohengeroldseck.

Wilhelm von Vellberg war ein Anhänger Herzogs Ul= rich von Würtemberg, und als dieser 1519 aus seinem Lande vertrieben und Thomas von Ehingen mit dem Schlosse Reichenberghausen vom Schwäbischen Bunde be= lehnt worden, weil er die Parthei Ulrichs verlassen und dem Bunde sich angeschlossen hatte, nahm Wilhelm von Vellberg und Erasmus Hegelin denselben, als er von

Schwaben nach Preußen gehen wollte, bei Blaufelden gefangen, und schickten sie ihn an den Herzog nach Mömpelgard, wo er ins Gefängniß kam und nicht losgelassen wurde, bis er gegen den Götz von Berlichingen ausgelöst ward und nebenbei dem Herzoge 2000 Fl. gezahlt hatte. Diese Begebenheit ist um so charakterisirender für die damalige Denk- und Handlungsweise, als sie sich zu einer Zeit zutrug, wo der Herzog diesen Wagehälsen nicht die mindeste Hülfe leisten konnte; auch in so fern durch die Auswechselung der beiden Gefangenen die einmal angefangene Feindschaft nicht getilgt, vielmehr Thomas von Ehingen doch noch 1523 von Erasmus Hegelin erlegt wurde.

1520 kam, bei Gelegenheit einer Fehde zwischen den Herren von Stetten und denen von Rosenberg, Wolf von Stetten zu Wilhelm von Vellberg, der in der Burg Vellberg wohnte, um ihn zu bereden, mit ihm gegen die von Rosenberg gemeinschaftliche Sache zu machen, und als Wilhelm von Vellberg, um die Einwohner von Vellberg auf die Probe zu stellen, ob sie ihm auch auf ein gegebenes Zeichen zu Hülfe eilen würden, drei Hakenbüchsen losbrennen ließ, stand Wolf von Stetten nicht weit von der einen, welche zersprang und ihm einen Fuß abschlug, woran er nach wenigen Tagen starb und worauf die Fehde ein Ende hatte.

Der bekannte Thomas von Abtsberg, Meuchelmörder des Grafen von Oettingen, hatte die Schwester des Wilhelm von Vellberg zur Gemahlin und Letzterer beherbergte seinen Schwager einige Zeit und leistete ihm Vorschub bei seiner Flucht. Deßwegen und weil er den Bundeshaupt-

mann Thomas von Ehingen gefangen genommen, überhaupt auch öfter geraubt hatte, belagerte Truchseß von Waldburg mit einem Theile des Bundesheeres das Schloß Vellberg, und eroberte es am 13ten Juni 1523, ließ es rein ausleeren und dann verbrennen. Die Haller, welche belagern halfen, waren, weil sie oft von hieraus geneckt und beraubt wurden, nicht damit zufrieden, sondern, um dergleichen Ungelegenheiten mit einem Male ein Ende zu machen, untergruben sie die Ringmauern und Thürme, und stürzten einen großen Theil davon hinunter ins Thal. M. Crusius bemerkt hierbei: man habe bei der Zerstörung das brauchbare Holz der Burg die Bühler hinunter geflößt, den Hausrath der Gemahlin des Wilhelm von Vellberg, die damals zu Crailsheim sich aufhielt, geschenkt, das Uebrige aber unter die Bundestruppen vertheilt. Wilhelm von Vellberg flüchtete, und durfte erst nach zwei Jahren, und nachdem er dem Bunde 1000 Fl. Lösegeld bezahlt hatte, wieder zurückkehren, wo er dann sogleich mit seinem Sohne, dem Wolf von Vellberg, anfing, seine Burg wieder in bewohnbaren Zustand herzurichten.

Wolf war zu der Zeit Brandenburgischer Amtmann zu Crailsheim und wurde, als das Würtembergische Land einer Kaiserlichen Kommission übergeben wurde, Kaiserlicher Kommissarius. Als solcher machte er mit 800 Mann, während des Bauernaufruhrs 1525, und unter dem Vorwande: die Bauern der Gegend seien alle Rebellen, einen Einfall in das Gebiet der Reichsstadt Rothenburg, und hauste mit Plündern, Sengen und Brennen sehr übel, beschoß sogar die

Stadt selbst, wo er aber von den Bürgern bald zurückgetrieben wurde. Einem seiner eigenen Bauern, der bei dem Sturme von Weinsberg war, und sich gerühmt hatte, einer mit von Jenen gewesen zu sein, welche den Dieterich von Weiler von dem Weinsberger Thurm herunter geworfen habe, ließ er auf einen hohen Thurm zu Vellberg führen und zum Laden hinaus stürzen. Seine Tochter vermählte sich 1552 mit Conrad von Grumbach, dem Sohne des berüchtigten und unglücklichen Wilhelm von Grumbach.

Der Letzte dieses Geschlechts, Conz von Vellberg, befand sich 1570 den 5ten Februar auf dem merkwürdigen Maskenball, den Graf Eberhard von Hohenlohe auf dem Schlosse zu Waldenburg gab, wobei mehrere von Flachs gemachte zottige Masken, die Teufel vorstellten, durch Unvorsichtigkeit Feuer fingen, und, indem sie auch das Schloß in Brand steckten, durch die brennenden Masken sich so beschädigten, daß wenige Tage nachher der Graf Eberhard von Hohenlohe selbst, sein Schwager, Graf Georg von Tübingen, dann Simon von Neideck und ein Egner starben. Conz von Vellberg, der mit von dieser Parthie war, erholte sich zwar allmählig wieder, behielt aber doch einen offenen Schaden an seinem Schenkel bis an seinen Tod, der am 15ten Juni 1592 im Sauerbrunnen zu Göppingen erfolgte. Er liegt neben seiner Gattin Elisabeth, geborene von Rinderfeld, mit Schild und Helm in seinem Erbbegräbniß zu Stöckenburg begraben, wo Beiden ein schönes Grabmal errichtet ist.

Seit jener Zeit bildete Vellberg mit den dazu gehörigen

Allodien, welche die Stadt Hall um 128,000 Fl. erkaufte, theils eintauschte, ein bedeutendes Vogteiamt, und jetzt ist es ein Theil des Königlichen Oberamtsbezirkes Hall.

Noch in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts war der untere Saal des Schlosses links beim Eingange rings=um mit schlechten Jagdgemälden und an der Wand befe=stigten Hirschköpfen mit seltenen Geweihen geziert und die Brüstung recht künstlich getäfelt. In einem anderen Zim=mer mit gleichfalls schön eingelegtem Getäfel stand noch die hölzerne Bettlade des letzten Besitzers, Conrad von Vell=berg, die eine Höhe von 15, eine Länge von 10, und eine Breite von 8 Fuß hatte, von sehr künstlich eingelegter Ar=beit, deren Himmel auf vier schönen Säulen ruhte. Die hohe Rückwand war vorzüglich mit schönem Schnitzwerk und eingelegter Arbeit, namentlich auch mit zwei 2 Fuß hohen Figuren geziert, wovon die eine das Wappen der Herren von Vellberg, die andere das der Tresch von Butt=lar trug. Auf beiden Seiten dieser Bettlade waren zwei 14 Fuß hohe Fußtritte, welche Behältnisse enthielten und aufgedeckt werden konnten.

Vorstehende Nachrichten sind theils aus eigener Ansicht, theils aus den Chroniken von G. Wiedmann, J. M. Herold, M. Cru=sius; dann aus H. Prescher's Geschichte der Reichsgrafschaft Lim=burg, Limpurgische Deductionen, Leben des Ritters von Grum=bach; W. S. Oetter's Versuch einer Geschichte der Burggrafen von Nürnberg; C. E. Hanselmann diplomatischer Beweis &c. und J. C. Wibel's Kirchen= und Reformationshistorie geschöpft.

# Die Burg bei Stadthagen

im

Fürstenthume Schaumburg-Lippe.

---

Vom

Herrn Bauconducteur Kark

in Arolsen.

# Die Burg bei Stadthagen.

Ehrwürdig, altergrau,
In großgeformten Massen
Es anzuschauen sich bot,
Von allem Glanz verlassen,
Versunken in Nacht, wie todt.

F. v. O.

---

Die Burg zu Stadthagen im Fürstenthume Schaumburg-Lippe, zwei Stunden von der Fürstlichen Residenzstadt Bückeburg und vier Stunden von Minden an der Weser, gehört zu den wenigen noch vollständig erhaltenen Schlössern, welche aus der mittelalterlichen Zeit auf uns gekommen sind. Einer besonderen Erwähnung verdient sie schon deßhalb, weil sie mehrere Jahrhunderte hindurch die Residenz der Grafen zu Holstein-Schaumburg war.

Die Stadt Stadthagen, nach Zeiler-Merian früher „Indago, Greven Alveshagen (Grafen Adolphshagen)" genannt, liegt in einer schönen Ebene, die Burg selbst an der äußersten Ecke der Stadt, wenig höher als diese, und daher wenig zu ihrem Schutze geeignet; auch schließt der

die Stadt noch jetzt umgebende Wall die Veste mit ein. Das Schloß bildet ein unregelmäßiges Viereck, mit vielen ausgezackten Dachgiebeln, Thürmchen und Vorsprüngen, und gewährt, von der Ecke des Walles aus gesehen, einen eigenthümlichen Anblick.

Ein einziges Thor führt von der Stadt aus in den nicht großen, mit einem steinernen Springbrunnen gezierten Schloßhof, dessen übrige Verzierungen schon einen Anflug von neuerem Styl und Geschmack verrathen. Die Zimmer, besonders die nach Außen gehenden, haben kleine Fenster, welche gewissermaßen truppweise zu zwei bis sieben dicht beisammen sind und daher eben nicht zur Schönheit des Baues beitragen. Obwohl das Schloß räumlich genug und wie gesagt noch vollkommen erhalten ist, so wird es doch nur von einem Fürstlichen Amtsvogt bewohnt und in den meisten Zimmern lag, als ich dort war, Getreide aufgeschüttet.

Ungeheure, zum Theil sehr schöne und trockene Keller, sind in den Souterrains, weßhalb der in mehr als einer Hinsicht hochverdiente Fürstlich Schaumburg-Lippesche Hofrath Dr. Faust im Jahre 1825 einen derselben zu einem Kornmagazine einrichten und ganz mit Getreide anfüllen ließ, worauf sämmtliche Zugänge und Luftlöcher vermauert wurden; ob dieser Versuch, das Korn zu erhalten, gelungen ist, kann der Verfasser nicht angeben.

Wann und von wem Stadt und Burg erbaut wurden, läßt sich mit Gewißheit nicht angeben, obschon erstere weit älter als letztere sein mag. Adolph VI. (bei Dolle

VII., bei Cyr Spangenberg IX.) begann um 1300 den Bau der Martini-Kirche in Stadthagen, welche Adolph VII. im Jahre 1318 vollendete, und Helena, die Wittwe des Erstern, lebte zuerst daselbst. Ob nun damals schon eine Burg dagewesen, oder nicht, kann ich nicht bestimmen, eben so wenig, ob Adolph VIII., welcher der Stadt mehrere Privilegien gab, daselbst residirt habe.

Otto II., Graf zu Holstein-Schaumburg, ist der Erste, von dem wir mit Bestimmtheit wissen, daß er die Burg zu Stadthagen bewohnt habe. Er war geboren 1400 und starb 1464, indem er schon 1429 das Schloß seiner Gemahlin Elisabeth zu Hohenstein zum Wittwensitze verschrieben hatte. Otto ertheilte der Stadt viele Freiheiten und Gerechtsame, wogegen ihm die Bürger oft mit Gelde aushelfen mußten. 1453 versetzte er der Stadt die von der Burg dahin gehende Nothpforte für 600 Rheinländische Gulden, mit der Erlaubniß, selbige zumauern zu dürfen, und der Versicherung, keine wieder anlegen zu wollen; doch mußten die Bürger 1464 abermals 800 Fl. bezahlen, womit sie diese ihnen so lästige Pforte erb- und eigenthümlich gewannen. Nach Otto wohnte sein Sohn Adolph X. zu Stadthagen, woselbst er auch 1474 starb, und obgleich er seiner Gemahlin, Armgard zu Hoya, die Bückeburg zum Witthum verschrieb, so blieb diese doch bis zu ihrem Tode auf der Burg zu Stadthagen. Auch er verkaufte der Stadt mehrere Privilegien und einen herrschaftlichen Hof mit allem Zubehör, in der Echternstraße belegen, für 30 Gulden! Erich, Adolphs Bruder, (nach einer noch vorhandenen Ur-

kunde im 71sten Jahre 1492 gestorben) bewohnte ebenfalls die Burg und war Stifter des ehemals in der Stadt befindlichen Franziskanerklosters; auch ihm mußten die Bürger für Confirmation ihrer Privilegien 210 Gulden bezahlen.

Nach Erichs Tode wohnte sein Bruder Otto III. eine Zeitlang in Stadthagen, nämlich bis 1498, wo er die Burg nebst Stadt und Amt seinen Brüdern Anton und Johann abtrat, welche auch bis zu ihrem 1527 und 1529 erfolgten Tode daselbst hausten. Anton besonders war ein tapferer, rauflustiger Held, er und sein Bruder Johann befehdeten 1519 die Herzöge von Braunschweig und schlugen diese mit Hülfe ihrer Bundesgenossen, nämlich des Herzogs zu Lüneburg und des Bischofs zu Hildesheim, am 29sten Juni in einer mörderischen Schlacht auf der Soltauer Heide. Wie es daselbst zugegangen, mag der geneigte Leser daraus entnehmen, daß außer 350 Gefangenen 4000 Braunschweiger todt auf dem Platze blieben. Die Schaumburger eroberten 24 Stück Geschütz, 1000 Wagen, 800 Pferde, eine Menge Harnische, Waffen, und ritterliche Kleinodien, 160,000 Kronenthaler an Werth, wurden aber 1521 von Kaiser Karl V. nach Worms zitirt und in die Reichsacht erklärt, welche letztere jedoch bald wieder aufgehoben wurde.

Justus, ein Sohn letztgedachten Johann's, geboren 1483, gestorben 1531, wohnte größtentheils auf der Stadthager Burg, woselbst er, ökonomisch lebend, 100,000 Fl. von seinen Vorfahren ererbte Schulden abtrug; auch erstürmte

er im Jahre 1528 „mit gewappneter Faust die vnhrvhig vnd vngehorsamb Statt Oldendorff."

Adolph XI., Justus Sohn, geboren 1511, gestorben 1544, war zwar Domherr zu Cöln, wohnte aber demungeachtet zu Stadthagen auf der Burg seiner Väter, welche er 1533 neu ausbauen, mit mehreren Gebäuden vermehren, und mit ganz neuen Mauern und Bollwerken befestigen ließ. Otto IV., des Vorigen Bruder, wohnte beständig in Stadthagen, woselbst er sich zweimal verheirathete; er starb 1576 an einer Pestbeule, die er auf einer Reise nach Münster, in Dülmen, erhalten hatte, und Elisabeth Ursula von Lüneburg, seine zweite Gemahlin, ließ ihm das noch stehende, kostbare Monument in der Martinikirche zu Stadthagen, woselbst er auch begraben wurde, errichten.

Otto war für seine Zeit ein in jeder Hinsicht ausgezeichneter Mann. Er ward, nachdem er in Löwen studirt, 1531 zum Bischof von Hildesheim erwählt, resignirte aber 1537, focht dann 1542 gegen die Türken und 1557 mit bei St. Quentin. Späterhin (1566) errichtete er ein Küraßierregiment von 1300 Mann, welches er für Philipp II. von Spanien gegen die Niederländer befehligte, ohne jedoch von diesem Tyrannen einen Pfennig Entschädigung zu erhalten. Schon 1558 trat er zum lutherischen Glauben über und setzte Jacob Damman zum ersten lutherischen Prediger in Stadthagen ein; auch schenkte er zwei Kelche, einen goldenen, zum Gebrauch für sich und seine Familie, und einen silbernen, welche beide noch vorhanden

sind, an die Kirche. Er säkularisirte 1560 das von seinem Vorfahr in der Stadt gestiftete Franziskanerkloster.

Gleich bei seiner ersten Verheirathung, 1544, ließ er die Burg zu Stadthagen nach seinem Geschmacke ausbauen und verschönern, wovon noch jetzt deutliche Merkmale vorhanden sind. Im Jahre 1578 wirkte sich eben dieser Graf Otto vom Kaiser Maximilian II. das Diplom aus, „sich in Schriften und Briefen Wohlgeboren nennen zu dürfen (o tempora! o mores!) und führte eine Art jus primogeniturae, wonach eigentlich aber der Fähigste allemal allein regieren sollte, unter seinen Nachkommen ein. — Adolph XII., Otto IV. Sohn, lebte von 1582 bis zu seinem 1601 erfolgten Tode größtentheils auf der Stadthager Burg, für die er indeß wenig that; doch errichtete er in der Stadt eine freie offene Apotheke.

Ernst, seit 1620 Fürst zu Schaumburg, geboren 1569, gestorben 1622, ein wahrhaft großer Mann, war der Letzte in der Reihe der Grafen zu Holstein-Schaumburg, welcher, 1601 von Sachsenhagen ziehend, bis 1606 die Burg zu Stadthagen bewohnte. Er war da geboren und erzogen. Für das Schloß und dessen Verschönerung that er wenig; doch legte er das noch stehende (von seiner Wittwe Hedwig zu Hessen-Kassel aber erst vollendete) prachtvolle Mausoleum an der Martini-Kirche zu Stadthagen an, woselbst er auch begraben ist und welches seitdem dem Schaumburgischen Hause zum Erbbegräbniß diente. Jeder in diese Gegend Kommende sollte den Besuch dieses prachtvollen Baudenkmales nicht versäumen, dessen Einzelnheiten hier

naher zu beschreiben der Zweck dieses Werkes verbietet. Unter den vielen marmornen und bronzenen Monumenten bemerkt man auch das gut gemalte Bild des Fürsten Ernst, welcher schlafend dargestellt ist.

Nach Ernst's Tode residirten die Grafen zu Schaumburg fortwährend zu Bückeburg, woselbst Ersterer das Schloß in Italienischem Style aufgeführt und dekorirt hatte.

Mit Otto VI. starben die Grafen zu Holstein-Schaumburg aus, und Philipp, Sohn Simons VI. zur Lippe, stiftete die noch blühende gräfliche, seit 1815 gefürstete Linie zu Schaumburg-Lippe. Johanna Sophia, geborene Gräfin zu Hohenlohe-Gleichen, Wittwe des Grafen Friederich Christian zu Schaumburg-Lippe, war Stifterin des Waisenhauses in Stadthagen, und bewohnte von 1738 bis zu ihrem 1743 erfolgten Tode die alte Burg daselbst.

Von 1748 bis 1785 wohnte Charlotte Friederike Amalie zu Nassau-Siegen, Wittwe des Grafen Albrecht Wolfgang zu Schaumburg-Lippe, ebenfalls auf diesem Schlosse. Seitdem steht es verödet und verlassen; denn auf seine Verschönerung, ja selbst auf die Erhaltung des Vorhandenen, wird wenig verwendet, wie der so schön gelegene Schloßgarten, der Springbrunnen ꝛc. genugsam ausweisen. Wahr ist es, zu einer Residenz und bequemen Hofhaltung eignet sich diese alte Burg nicht mehr; doch verdient sie ihrer eigenthümlichen Lage und besonderen Bauart wegen, und weil so wenige dieser Schlösser erhalten auf unsere Zeit gekommen sind, einige Beachtung.

Bereuen wird es gewiß weder der Künstler, noch der

Alterthumsfreund, diesem Schlosse, sowie dem Mausoleum, einige Stunden aufmerksamer Beschauung geschenkt zu haben.

Die alten Grafen zu Schaumburg-Holstein führten im rothen Felde ein silbernes Nesselblatt mit einem kleinen quer getheilten Herzschilde, dessen obere Hälfte silbern, die untere aber roth war. Adlef **IV.** fügte diesem Wappen, zum Andenken eines mit Kaiser Friedrich glücklich beendeten Kreuzzuges, drei silberne Nägel hinzu, von denen zwei von den Ecken des Mittelschildes schräg aufwärts, der dritte von der unteren Spitze desselben senkrecht hinabhing, so daß dadurch das Nesselblatt in drei Theile zerfiel. Als Otto **II.** die Grafschaft Nernberg acquirirte, fügte er diesem Wappen zwei rothe achtstrahlige Sterne im goldenen Felde hinzu, und später wurden demselben, mit Besitznahme der Herrschaft Gehmen, drei schwarze Ständer im rothen Felde beigefügt. Ueber dem Schilde stand ein silberner Turnierhelm mit fünf goldenen Bügeln und einem rothen Wulst, auf welchem sieben Stechlanzen mit rothen Fähnchen, in deren jedem das silberne Nesselblatt, zu sehen waren.

Die Grafen, jetzigen Fürsten zu Schaumburg-Lippe, führen ein quadrirtes Schild mit einem Mittelschilde, worin das Nesselblatt wie sonst befindlich ist. Im ersten und vierten silbernen Felde ist eine rothe Rose mit goldenem Saamen, im zweiten und dritten rothen Felde ein sechsstrahliger silberner Stern, auf dessen oberster Spitze eine Schwalbe in natürlichen Farben gezeichnet zu sehen.

Arolsen, den 15ten Mai 1839.

**Alfred Yark.**

D. Knod

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gottschalck, Kaspar Friedrich,

Die Ritterburgen Deutschlands

Bd.: 1

Magdeburg (1840)

Germ.g. 164 n-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10015910-7